104

P. o. germ. 1347 od
(1,2

Biographieen und Erzählungen

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Erster Band.

Biographieen

und

Erzählungen.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath u. Professor der Naturgeschichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Universität zu München.

Erster Band.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1847.

2. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen Maximilian

von Bayern.

Eure Königliche Hoheit

sind das hohe Haupt jener vaterländischen Jugend, zu deren Dienst und Nutzen die hier vorliegenden biographischen Skizzen in der ersten, mündlichen Form ihrer Mittheilung bestimmt waren. Mit inniger Freude darf sich der Verfasser derselben auch der Zeit erinnern, in welcher er das Glück hatte, von jener tiefen, geistvollen Theilnahme Zeuge zu seyn, welche jede Schilderung von hochaufstrebender menschlicher Thatkraft in dem Gemüth Eurer Königlichen Hoheit fand. Es war nur eine spärliche geistige

Nahrung, welche der alte Lehrer dem jungen Adler darreichen konnte, der sich zum Aufschwung über die vaterländischen Berge rüstete. Aber das Auge wie das Herz des Alten ist dem Fluge seitdem mit liebenden Blicken gefolgt und wird denselben mit seinen segnenden Wünschen begleiten, bis es sich schließt.

Vorrede.

Bei der Einführung dieser biographischen Skizzen und kleinen Erzählungen in die weite, unbekannte Welt der Leser, weiß ich nichts Andres zu sagen, als das, was ich vor jenem engeren, bekannteren Kreise von Zuhörern aussprach, der sich seit einer Reihe von Jahren an manchen Winterabenden um mich versammelte, wenn ich demselben ankündigte, welche Art der Unterhaltung er bei mir zu erwarten habe. Züge und Anecdoten aus dem Leben merkwürdiger, durch ihre Wirksamkeit bedeutender Männer, schienen mir immer am meisten geeignet, in jungen Seelen die Lust an dem Fleiße und an den Thaten des Mannes zu wecken. Während meiner anjetzt fast vierzigjährigen

Laufbahn als Lehrer pflegte ich, schon in Nürnberg, in der Ausruhezeit, auf botanischen Wanderungen, neben allerhand ergötzlichen Erzählungen, aus Hebels und andrer solcher Meister Schatzkammern, vor allem auch meinem jungen Volke, an welchem ich, damals selber noch jung, meine Lust sahe, allerhand Denkwürdiges, aus Lebens- wie aus Reisebeschreibungen mitzutheilen. In späteren Jahren, als akademischer Lehrer, wählte ich abermals denselben, nur im Verlauf der Zeit etwas mannigfaltiger und reicher gewordnen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der zu gewissen Zeiten in meinem Hause sich zusammenfindenden, jungen Freunde. Ich konnte bemerken,

daß dieser Stoff gut aufgenommen wurde und nicht ohne Nutzen blieb. Die Erzählungen von Tourneforts und Taverniers Reisen, die Züge aus Carsten Niebuhrs Leben gaben zu manchen naturgeschichtlichen und geographischen, wie zu andren, weiter führenden Bemerkungen Anlaß; Vasco de Gamas Erforschungen unbekannter Meere regten eine ähnliche Theilnahme auf, als Herschels des jüngeren Forschungen in einer Region des Sternenhimmels, in dessen Tiefen das Auge noch keines andren Beobachters gedrungen.

So möge denn auch jetzt das gesprochene Wort der biographischen Schilderungen und Erzählungen

zu einem geschriebenen werden, um vielleicht hin und wieder einen ähnlichen Kreis von nachsichtsvollen Freunden für sich zu gewinnen, als der war, den es in seiner ersten, ursprünglichen Form fand.

Noch ist zu erwähnen, daß ich die Züge aus Meikles Leben, sowie die kleinen Erzählungen schon bei andrer Gelegenheit, in verschiednen Zeitschriften veröffentlicht hatte.

Pähl im Ammergrund, am **30.** Mai **1847.**

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Seite

I. Franzis Drake 1
1) Kindheit und Lehrjahre 1
2) Ein Kriegszug im Kleinen 12
3) Englands Flagge umschifft die Erde . . . 18
4) Die entscheidende Völkerschlacht auf dem Meere . 38
5) Drakes letzte Unternehmungen 44
II. Züge aus dem Leben des James Meikle 52
III. Johann Baptist Tavernier, Freiherr von Aubonne 62
1) Taverniers Herkommen und früheste Jugend . 62
2) Taverniers erster Aufenthalt in Konstantinopel . 84
3) Türkische Zustände und Charakterzüge . . 89
4) Schatten- und Lichtseiten des persischen Charakters im Vergleich mit dem türkischen 103
5) Die Geschichte des Mohamed Ali Schach und des Imam Kuli Kan 102
6) Taverniers erste persische Reise 119
7) Die armenischen Christen des Morgenlandes . 125
8) Weiterer Verlauf der Reise 140
9) Taverniers zweite Reise nach Persien . . 155
10) Taverniers Reise zu den Fundorten der Diamanten in Indien 163

11) Taverniers dritte Reise nach Asien . . . 174
12) Taverniers vierte Reise nach Asien . . . 181
13) Taverniers fünfte Reise nach Asien . . . 191
14) Die sechste Reise nach Persien und Indien . . 195
15) Tavernier, als Baron von Aubonne und als Tabuletkrämer 231

IV. Johann Keppler 234
1) Der größeste Reisende 234
2) Zustand der Naturerkenntniß im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert 236
3) Kepplers Herkommen und früheste Jugendjahre . 242
4) Kepplers Leben und Wirken in Steyermark . 248
5) Keppler als kaiserlicher Hofastronom . . . 258
6) Kepplers Leben in Linz 271
7) Kepplers Lebensende 287

V. Kleine Erzählungen 293
1) Die Zeichensprache 298
2) Stilles Dulden 302

I.

Francis Drake.

1) Kindheit und Lehrjahre.

Man hat in der Lebensgeschichte thatenreicher Männer öfters die Bemerkung gemacht: daß neben jenem erblichen Einfluß, den die Eltern, neben dem welchen das herrschende Streben des Zeitalters auf die Erweckung und Gestaltung der innren, kräftigen Anlagen hatte, auch jener von Bedeutung war, den die natürliche Beschaffenheit des Landes, darin solche Männer geboren wurden, unvermerkt, selbst auf die noch kaum zum Selbstbewußtseyn erwachte Seele ausübte. Sir Francis Drake, in welchem England mit Recht einen der besten Erzieher seiner Seemacht und mithin einen der vorzüglichsten Begründer seiner Herrschaft über Länder und Meere ehrt, hatte das seltne Glück, daß auf seinen kräftigen Geist von frühester Jugend an jene drei eben bezeichneten, bildenden Einflüsse in gleich günstiger Weise einwirkten.

Wie der Schweizer seine Alpen und ihre herdenreichen Thäler, so erhebt der Bewohner von Cornwall sein erzreiches Geburtsland über alle Gegenden der Erde. Er hat hierzu, was die Naturschönheit seiner Landschaften betrifft, dasselbe Recht, als der Schweizer, denn obgleich seine Berge den Alpen der Schweiz an Höhe über dem Meere weit nachstehen, so tragen sie dennoch alle jene Grundzüge der Gestal-

tung an sich, die sich an den höchsten Scheiteln des Alpengebirges finden; sie bestehen aus ähnlichen Urfelsenmassen wie die Gipfel und Zinnen der Montblanc-Kette und des Hochrückens der andren Gebirgsketten der Schweiz; es ist als hätte sich dort nur das oberste Haupt einer hehren Alpennatur aus der Tiefe erhoben, und für das Gedeihen der Wälder und Wiesen zugänglich, zu der anbauenden Menschenhand sich herabgelassen.

Gleich einem riesenhaften Zeigefinger, weithin über das Meer, nach Südamerika, dem Schauplatze der kühnsten Thaten des Francis Drake hindeutend, erstreckt sich Cornwall, die südwestlichste Landspitze von England in den atlantischen Ocean hinaus. Steile Felsengebirge von festem Gefüge gränzen es gegen das Gewässer ab; landeinwärts gesellt sich der majestätisch schöne Umriß des Urgebirges zu Thälern, welche an natürlichem Reize den gepriesensten Thälern der europäischen Alpen nicht nachstehen. Dabei ist das Klima in der Nähe der Seeküste so mild, die Kälte des Winters wie die Hitze des Sommers sind so gemäßigt, daß ein großer Theil des Jahres einem langwährenden Frühling gleichet.

Die Berge, die sich in Cornwall über das Grün der Thäler erheben, tragen aber im Innern ihrer schöngeformten Felsenwände zugleich noch einen Gehalt, den die Alpen nicht besitzen: dies ist der seit uralten Zeiten bekannte sowie benutzte und noch immer unerschöpfte Reichthum an nutzbaren Metallen, welcher die ganze Halbinsel zu einem der großartigsten Bergwerksreviere der Erde macht. Namentlich ist dieses Land seit den Zeiten der Karthaginenser eine Fundgrube des Zinnes gewesen, welcher an Menge und Reinheit des Metalles keine andre, in Europa bekannte auch nur von ferne gleich kam. Die dortige Natur, im Einklange

mit dem in ihr einheimischen Volke von altceltischer Abkunft, — ist, wenn auch nur in vorbildlicher Weise, ganz geeignet, ein Streben und Forschen zu wecken, das nach dem verborgenen Gehalt der Tiefe gehet.

Ein großer Theil des Volkes von Cornwall bestehet aus Bergleuten, deren Stand hier, wie überall, wo sein Geschäft nicht durch armselige Sklaven betrieben wird, Männer erziehet, welche in Hoffnung fröhlich, mit Wenigem vergnügt keine Arbeiten noch Gefahren scheuen, die auf dem Wege des Berufes ihnen begegnen. Denn die Arbeit des Bergmannes ist ein männlich kühnes Spiel mit dem Glück, ungleich edler zwar, denn das eines Spielers mit Würfel oder Karte, weil es im Schweiß des Angesichtes mit tapfrer Hand gespielt wird; dabei aber nicht minder anregend und anziehend für die Phantasie. Der Bergknappe, wenn er am Morgen mit Schlägel und Eisen die Granitwand angreift, deren Metallspuren einige Hoffnung, nicht aber Sicherheit für einen in ihr verschlossenen Gehalt geben, weiß es nicht, was noch heut vor Abend das Glück ihm bescheeren kann. Vielleicht daß eine reiche Beute, an welcher auch er seinen Theil des Gewinnes hat, ihm zufällt; er hofft das Beste, und wenn dann der Abend kommt, ohne daß seine Erwartung sich bewährte, so beginnt er dennoch sein Tagwerk immer von neuem mit frischer Hoffnung. Diese ist es, welche alle Mühen seines armen Lebens ihm versüßt und ihm jenes Selbstgefühl, jene Meinung von der Ehre und Würde seines Standes einflößt, die dem Bergmann seine eigenthümliche Haltung vor andren Ständen des arbeitenden Volkes geben. Bei dem Halbdunkel der Grubenlampe, in der einsam abgelegenen Tiefe, hat er Zeit, sich ungestört den Träumereien seiner leicht erregbaren Phantasie hinzugeben; der Bergmann lebt gern in einer Welt der Mährchen und Sagen, und

wenn auch nicht Dichter, wird er doch leicht und öfters zum Musiker und Sänger; die Gefahr des Lebens, in die er bei seinem Tagwerk sich begiebt, treibt und erweckt ihn zum Gebet; ein großer Theil der Bergleute, nicht in Cornwall allein ist von frommer, kindlich gläubiger Gesinnung.

Nicht minder ehrenwerth als der der Bergleute, ist wegen seiner Tüchtigkeit ein andrer Stand des Volkes, das in Cornwall so wie in dem angränzenden Devonshire lebt: das ist der Stand der Fischer und Küstenfahrer, der sein sparsames Brod zwischen den enggedrängten Klippen und in der hochaufschäumenden Brandung des Meeres suchen muß, jeden Augenblick der Gefahr des Todes ins Auge schauend. Diese Küsten-Gegend so wie die des irländischen Meeres hat zu allen Zeiten Seeleute gebildet, welche den Kampf mit Sturm und Wogen, mit Klippen und Untiefen nicht scheuten, weil sie in demselben von Jugend an sich geübt hatten; Männer, welche mit ungebeugtem Muthe in allen Beschwerden und Mühen des Lebens eine feste Ausdauer bewiesen.

Unter diesem Volke so wie in diesem Lande, bei der Bergstadt Tavistock an der Gränze von Cornwall und Devonshire ist Francis Drake im Jahr 1539 geboren. Noch vor wenig Jahrzehenden zeigte man die Hütte, darin seine Eltern gewohnt hatten; das Volk von England, am meisten das von Cornwall, behält Gegenstände von solcher Bedeutung lange in treuem Andenken und sucht dieselben so lang als möglich dem Auge zu erhalten. Klein wie jene Hütte, mag das Vermögen der Eltern gewesen seyn, obgleich desto größer ihr Segen an Kindern, denn sie hatten neun (nach andren Angaben gar zwölf) Söhne, unter denen Franz der älteste war.

Ob der Vater des berühmten Franz Drake, so wie später seine Söhne das Geschäft eines Seemannes betrieb

oder eine Art von geistlichem Amte bekleidete; ob der nachmalige Graf von Bedfort, Herr Francis Russel, der Taufpathe des Franz gewesen sey oder nicht, das mag als ungewiß dahin gestellt bleiben; gewiß aber ist es, daß die für jene Zeit nicht gemeine Bildung, die Drake in seinen ausdrucksvollen, gut stylisirten Briefen verräth, auf eine gute Erziehung im väterlichen Hause schließen läßet, da er später, auf den Broderwerb eines jungen Bootsmannes angewiesen, schwerlich eines andren Schulunterrichtes genossen hat. Drakes Vater, welcher mit vielen andren Bewohnern seines Landstriches der Reformation beigetreten war, gerieth bei Gelegenheit der 6 Artikel, welche von Heinrich VIII mit tyrannischer Gewalt als allgemeine Glaubensnorm aufgestellt waren, durch seine offnen Aeußerungen in schweren Verdacht, und mußte deßhalb mit den Seinigen nach Kent entfliehen, wo er dann, wie die Sage geht, zu Upnore an der Medway das Geschäft eines Vorlesers der öffentlichen Gebete bei der königlichen Flotte vertrat.

So war Franz Drake schon in früher Kindheit mit den Eltern zugleich in einer Schule der Noth und der Gefahren gewesen, in welcher er, an dem Beispiel des Vaters, Gleichmuth und Genügsamkeit lernen, durch den täglichen Verkehr mit Seeleuten, einen bleibenden Hang zu dem Geschäft und Leben derselben gewinnen konnte. Aber außer jenen beiden bildenden Einflüssen, außer dem was die umgebende Natur, was die Eigenthümlichkeit des Volksstammes und die früheste Erziehung im Elternhause auf ihn gewirkt hatten, gab es noch ein drittes Element, aus welchem Drakes nachmalige geistige Richtung ihre erste Anregung empfieng: dies war der Aufschwung, welchen um jene Zeit, namentlich die englische Nation nahm. Der Geist dieses thatkräftigen, weitstrebenden Volkes war unter dem launenhaft despotischen

Regiment Heinrichs VIII so gewaltsam in Fesseln gehalten worden, daß England, selbst in Beziehung auf bürgerliche Gewerbthätigkeit, so wie auf alle Geschäfte und Künste des Friedens wie des Krieges weit hinter den andren gebildeteren Ländern von Europa zurückstund. Die inländischen Manufacturen leisteten so wenig, daß, wer nur die Mittel dazu hatte, die Stoffe zu den Kleidungen, so wie die Geräthschaften und Zierrathen des Hauses aus dem Auslande kommen ließ. Selbst der Gebrauch des Schießpulvers und der Feuergewehre fand sich in England noch in einem Zustand der Kindheit, so daß in Heinrichs VIII Armee die Stelle der Artillerie fast gänzlich durch die Schaaren der Bogenschützen vertreten wurde, unter denen sich Männer von außerordentlicher Fertigkeit und Sicherheit im Treffen eines Zieles fanden, welches dennoch nur im Vergleich mit dem das die Flintenkugel und noch mehr mit jenem das die Kanonenkugel erreicht, ein sehr engbeschränktes und nahes sein konnte. Wurde es doch selbst dann noch, als man auf des Königs Schiffen Kanonen eingeführt hatte, gleich einem Wunder betrachtet, daß eine Flotte von mehr denn hundert Schiffen in Zeit von 2 Stunden so viel Schüsse gethan hatte, als wenige Menschenalter nachher ein einzelnes englisches Kriegsschiff abzufeuern im Stande war. England hatte allerdings schon damals und selbst lange vorher seine kühnen, wohlgeübten Seeleute, und es fehlte ihm nicht an Männern, welche mit den gewaltigen Entdeckern neuer Erdtheile wetteifern konnten, wie sie aus andren Nationen hervorgegangen waren, aber als endlich die Regierung des Landes sich zur Unterstützung eines solchen Unternehmens entschloß, als Heinrich VII im Jahr 1496 den Cabot auf eine Entdeckungsreise über das atlantische Meer hinüber aussandte, da war der Fund, den dieser machte, keinesweges

ein solcher, der sich an Ausbeute des Goldes, des Silbers und andrer Kostbarkeiten mit dem Gewinn der spanischen und portugiesischen Seemänner vergleichen ließ. Cabot hatte statt eines zweiten Peru und Mexico oder eines an Gold wie an Demanten reichen Indiens das eisige Neufoundland entdeckt und für seine Nation in Besitz genommen; ein Fund, welchen man damals nur wenig zu schätzen wußte, und welcher dennoch nachmals, wegen des unermeßlich reichen Fischfanges an seinen Küsten für England einträglicher geworden ist, als für Spanien und Portugal manches ihrer goldreichsten Länder.

Vor allem ist es der Kampf mit Gefahren, mit Feinden, welche von außen drohen, mit Noth und Trübsal aller Art, welcher die schlummernden Kräfte, sowohl in einzelnen Menschen als in ganzen Völkern zu wecken vermag. Die englische Nation befand sich, in der Zeit, da Francis Drake, schon als Knabe, noch mehr als Jüngling für solche Anregungen am empfänglichsten war, in Kämpfe und Gefahren verstrickt, aus denen nur der kühnste Heldenmuth siegreich hervorgehen konnte. Das was dem ganzen Volk das Theuerste und Heiligste war: die religiöse Ueberzeugung, nächst ihr die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes, schien unter dem spanischen Einfluß, während Mariens Regierung am härtesten und in gefahrdrohendster Weise bedrängt. Drake stund gerade damals an der Gränze zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter, als man allenthalben, wo Engländer beisammen waren, zu Lande wie zur See, von nichts Andrem reden hörte, als von dem feindlich drohenden spanisch-römischen Einfluß, von Gräueln einer fanatischen Wuth, die sich eben so vergeblich als der Sturmwind, der in einen brennenden Wald hineinbläst, bemühte, die Flamme auszulöschen, die aus geistigem Anfang hervor-

gegangen, in einem geistigen Element sich entzündet hatte, welchem, so lange es am Leben bleibt, keine leibliche Macht etwas Wesentliches anhaben kann. Von solcher Art war die Muttermilch des Zeitgeistes, welche der thatkräftig kühne Sinn des Drake in seiner Kindheit und Jugend einsog; des Mannes, welcher bestimmt war, durch die Schranken, in denen die Kräfte seines Volkes bis dahin befangen gewesen, eine Bahn zu brechen, auf der ihm späterhin Tausende, mit immer glücklicherem, weiter gehendem Erfolge nachgegangen sind. Es bedarf zu jeder kühnen, folgenreichen That, im Einzelnen wie im Ganzen, nur eines Vorgängers, der in siegreicher Weise vorausschreitet, um alsbald ganze Schaaren zu gleichen Thaten zu begeistern, und wenn erst ein solches Wirken zur Ehrensache eines Volkes wird, das zum Gefühl und freieren Gebrauch seiner Kräfte gelangt ist, dann ist dasselbe einem glücklichen Kampfe mit einer ganzen, vielfach überlegenen Außenwelt gewachsen.

Dieses soll uns jetzt die Geschichte des Francis Drake und die Betrachtung des Einflusses lehren, welchen derselbe auf die Entwicklung der äußren Macht seiner Nation hatte.

Bei einer Kinderzahl, dergleichen die in seinem elterlichen Hause war, trifft namentlich die ältesten sehr frühe das Loos, ihr eignes Brod außerhalb, unter fremden Leuten zu suchen. Franz trat als Schiffsjunge bei einem Nachbar seines Vaters, einem alten wackren Seemann in die Lehre, der ein eignes kleines Fahrzeug besaß, mit welchem er ein Handelsgeschäft nach Seeland und Frankreich betrieb. Der Knabe zeigte so gute Anlagen und Geschicklichkeiten, und dabei eine so unermüdliche Dienstwilligkeit, daß der Nachbar, der ein alter Junggeselle war, ihn lieb gewann wie einen Sohn, und ihm bei seinem Tode sein Fahrzeug vermachte. Drake hatte jetzt Gelegenheit sich durch Fahrten auf eigne

Rechnung und Gefahr, bei Sturm und hohem Meere, zum kühnen Seemann zu bilden, und erwarb sich als solcher in kurzer Zeit einen so guten Ruf, daß man ihn zur Theilnahme an größeren Unternehmungen aufforderte. Schon in seinem 18. Jahre machte er als Zahlmeister auf einem Kauffahrteischiffe mehrere Handelsreisen nach Biskaja mit; bald hernach, als seit dem Regierungsantritt der Königin Elisabeth der Küstenhandel eine andre, erweiterte Richtung nahm, wurde er Theilnehmer an einem andren Geschäft, dessen Unmenschlichkeit in der damaligen Zeit noch nicht so erkannt war, wie in der jetzigen. Ein gewisser John Hawkins, von welchem man vermuthet, daß er Drakes elterlichem Hause wo nicht als Verwandter doch als naher Bekannter befreundet gewesen sey, trieb einen Handel mit Negersclaven, die er an der Küste von Guinea theils durch Tausch, theils durch gewaltthätige Mittel sich zu eigen machte, und dann in die spanisch-amerikanischen Besitzungen hinüberführte, wo er seinen Menschenraub um Silber, Zucker, thierische Häute, so wie andre Erzeugnisse des dortigen Landes verhandelte. Die Erlaubniß zu diesem freien Verkehr der Engländer mit dem spanischen Amerika gründete sich auf einen Vertrag, den schon Heinrich VIII mit Kaiser Karl V abgeschlossen hatte.

Hawkins hatte bereits mehrmalen die Reise nach Guinea und von da nach dem spanischen Amerika, dann mit guter Ausbeute zurück nach England gemacht; er war durch die Königin Elisabeth, welche alle Unternehmungen für Handel und Gewerbe begünstigte, in den wappenführenden Herrenstand erhoben worden, als Franz Drake, etwa im Jahr 1560, als zwanzigjähriger Jüngling unter seiner Führung die ersten weiteren Seereisen nach Afrika und Amerika unternahm. Die erste indeß, von deren Verlauf wir einen genaueren Bericht besitzen und die auch in ihren Folgen auf Drakes ferneren

Lebensgang von ganz entschiedenem Einfluß war, das ist die von 1567. Sir John Hawkins war diesmal nicht nur mit einem oder zweien, sondern mit sechs wohlbemannten Schiffen von England ausgelaufen; er hatte in der gewohnten, dem besseren Gefühl unsrer Zeit widerstrebenden Weise eine Ladung von Negersclaven an der Guineaküste eingenommen, und war damit an die Küste von Amerika, im jetzigen Kolumbien gekommen, da wollten die spanischen Behörden zu Rio de la Hacha den Handel der Engländer, nicht aus moralischen Gründen, sondern aus einem Groll, den sie gegen jenes Volk hatten, verhindern; Hawkins aber mit den Seinigen, auf den alten Vertrag der Handelsfreiheit trotzend, bemächtigte sich des Ortes und zwang der dortigen Regierung die Erlaubniß ab, die sie ihm verweigert hatte.

Diese Gewaltthat kam dem kühnen Freibeuter übel zu stehen. Widrige Winde, welche sein Geschwader an der Küste von Florida überfielen, nöthigten ihn im Hafen von St. Juan de Ulloa einzulaufen, um hier Lebensmittel und frisches Wasser einzunehmen. Dort erwartete man gerade damals die Ankunft einer spanischen Flotte; man hielt Hawkins Schiffe für einen Theil dieser Flotte und verstattete ihnen ruhig die Einfahrt in den Hafen. Die Spanier erschracken nicht wenig, als sie ihren Irrthum inne wurden. Zwar befand sich in der Stadt außer der zahlreichen Menge der Bewohner auch eine starke Besatzung; zwölf Kauffahrtei- oder Transportschiffe, deren Ladung den Werth von 200000 Pfund Sterling erreichte, lagen im Hafen; dennoch würde es den Engländern ein Leichtes gewesen seyn, die Stadt sowie jene Schiffe mit gewaffneter Hand zu nehmen. Hawkins indeß hatte keine solche Absicht; er erklärte, daß er nur hieher gekommen sey, um Schutz gegen die Stürme zu suchen und um für sein Geld Lebensmittel so wie frisches Wasser

einzunehmen. Doch behielt er aus Vorsicht zwei jener Herren, welche gleich beim Einlaufen der Schiffe, die sie für spanische gehalten, an Bord gekommen waren, als Geißeln zurück. Ein Bote wurde an den Vicekönig von Mexico Don Henriques gesendet, er brachte einen von diesem unterzeichneten und besiegelten Vertrag, darinnen den Engländern gegen Auslieferung einiger Geißeln auch von ihrer Seite Sicherheit der Personen, Freiheit zum Einkauf ihrer Provisionen zugestanden und noch überdies ihnen gestattet war, eine kleine im Hafen gelegene, mit Festungswerken versehene Insel einzunehmen. Indeß nahte sich die spanische Flotte, welche um sieben Millionen Pfund Sterling Silber und Gold an Bord hatte. Den englischen Schiffen wäre es gar nicht schwer gewesen das Einlaufen der Silberflotte zu hindern, welche einem längeren Kampf mit den Stürmen nur wenig gewachsen gewesen wäre, der Vertrag aber, der ihnen jetzt im Namen des Vizekönigs ausgeliefert wurde, benahm ihnen so ganz jedes weitre Bedenken, daß sie an keine solche Vorsichtsmaßregel gedachten. Die Flotte, in seemännischer Weise durch Kanonenschüsse von den Engländern begrüßt, lief ein; es schien zwischen beiden Theilen voller Friede zu seyn, da brachte man bei nächtlichem Dunkel von der Stadt her tausend Mann in die spanischen Schiffe, versorgte die ganze Mannschaft mit Waffen und plötzlich sahen sich die Engländer von allen Seiten angegriffen. Der ungleiche Kampf dauerte nur kurze Zeit, vier der englischen Schiffe wurden überwältigt, der größere Theil ihrer Mannschaft niedergemetzelt, ein kleinerer Theil derselben zu längeren Martern der Tortur und zuletzt des Scheiterhaufens aufgespart; nur zwei Schiffe schlugen sich, mit Thaten einer ungeheuren Tapferkeit, und durch geschickte schnelle Wendungen mitten durch die enggedrängte feindliche Flotte durch, das eine,

größere, welches Hawkins, und das kleinere, leicht seglende, welches Drake befehligte. Die Heimreise, namentlich des größeren Schiffes, in das sich viele Entronnene auch aus den andern Schiffen gerettet hatten, war wegen Mangel an Provisionen und an Trinkwasser eine furchtbar beschwerliche und angstvolle; die Berichte, welche die Geretteten bei ihrer Ankunft in England von ihrem Unglück erstatteten, trugen zu der allgemeinen Aufregung und Erbitterung des Volkes gegen die Spanier nicht wenig bei.

2) Ein Kriegszug im Kleinen.

Drake hatte auf dieser unglücklichen Fahrt sein ganzes bisher erworbenes Vermögen, das sich in den vom Feind genommenen Schiffen befand, verloren; mehr jedoch denn dieses schmerzte sein jugendlich heftiges Gemüth das Schicksal seiner Waffengefährten und Freunde, von deren zum Theil martervollen Ende eine Kunde nach der andren einlief. Das mörderische Benehmen der Spanier gegen Leute, denen sie in einem gesiegelten Vertrag des Vizeköniges Sicherheit zugesagt, die Grausamkeit, mit welcher sie die Gefangenen behandelt hatten, wurde als eine Kriegserklärung und herausfodernde Kränkung für die ganze englische Nation betrachtet; man vergaß und übersahe Alles was die eignen Landsleute, schon vorher, bei der Wegnahme von Rio de la Hacha gegen die Spanier sich zu Schulden hatten kommen lassen; Drakes Wünschen, an den Spaniern Rache zu nehmen, kam eine Anzahl der gleich aufregbaren Abentheurer entgegen, die sich zu ihm gesellten, um mit ihm die Gefahren wie den Gewinn eines Freibeuterzuges nach Amerika zu theilen.

Dennoch beschränkte sich die Expedition, welche Drake im Jahr 1572 unternahm, auf die Ausrüstung von zwei kleinen, leicht seglenden Schiffen, welche, mit Einschluß der

Schiffsjungen nur mit 73 Mann besetzt waren und davon das eine, der Pascha genannt, von ihm selber, das andre, kleinere von seinem Bruder, John Drake befehligt war. Mit dieser geringen Macht wollte der kühne Mann der Gefahr, welche das Zusammentreffen mit feindlichen Schiffen ihm bringen konnte, entgegengehen, mit ihr Städte erobern und Schätze erbeuten. Denn, dies war sein Vorsatz, der König von Spanien sollte mit seinen Silberbarren das bezahlen, was er und seine Waffengefährten bei St. Juan de Ulloa verloren hatten.

Und fast wäre es den Abentheurern gelungen mit leichter Mühe sich eines Schatzes an Silber und Gold zu bemächtigen, dessen wahrscheinlicher Werth mehrere Millionen Pfund Sterling betrug. Sie waren in der Nacht bei Nombre de Dios gelandet, was damals, so wie in späterer Zeit Porto Bello, der Ablagerungspunkt war für die aus Peru und Indien kommenden Schätze so wie für die aus Europa nach Amerika geführten Waaren und Provisionen. Unbemerkt von der kleinen, sorglos schlafenden Besatzung des Ortes war Franz Drake mit der Hälfte seiner Mannschaft in die Mitte des schlechtverwahrten Städtchens eingedrungen, während die andre Hälfte auf einer kleinen Bastion, vor dem Orte aufgestellt war. Nach der Verabredung sollte die erstere Abtheilung, sobald sie ihr Ziel erreicht hatte, ihren Trompeter blasen lassen, und die Gewehre abfeuern; die andre sollte dann zugleich dasselbe thun. Der Anfang gelang nach Wunsche; die aus dem Schlafe aufgeschreckten Bewohner des Ortes, da sie von zwei Seiten her das Tönen der Trompeten und das Schießen hörten, meinten, ein ganzes Heer von Feinden habe sie umgeben und ergriffen eilig die Flucht. Aber ein Theil dieser Flüchtlinge, mit geladenen Büchsen bewaffnet, faßte sich dennoch den

Muth, noch einmal umzukehren und als derselbe, in die Nähe des Marktplatzes gekommen, bemerkte, wie klein die Zahl der angreifenden Feinde sey, gab er Feuer. Eine der ersten Kugeln tödtete den Trompeter, die andren trafen und verwundeten mehrere der Führer, unter diesen selbst den Franz Drake, und als die kleine Mannschaft in der Bastion es bemerkte, daß die Trompete schwieg, das Donnern der Büchsen aber immer lauter wurde, entflohe sie eilig zu den Fahrzeugen, wohin ihr bald nachher auch die Andern folgten.

Obgleich jedoch dieser erste Streich mißlungen war, begünstigte dennoch das Glück mehrere andre Freibeuterzüge, welche Drake mit seiner kleinen, noch keineswegs entmuthigten Schaar tiefer landeinwärts in den Isthmus von Darien machte. Es gelang ihm, mit Hülfe des Indianerstammes der Seymerons, der mit den Spaniern in beständigem blutigen Kriege war, die Zwischenstation von Vera Cruz zu erstürmen und eines Zuges von Mauleseln, der mit Gold und Silberbarren beladen war, sich zu bemächtigen. Was aber für Drake und für all seine späteren Unternehmungen einen ungleich höheren Werth hatte, denn alle erbeuteten Schätze, das war der anregende Anblick des stillen Meeres; dieses Schauplatzes seiner größesten künftigen Thaten. Die Hochgebirgskette der Andes ist in der Mitte des Isthmus zur Gestalt der Hügel herabgesunken, welche kaum anderthalbmal die Höhe des Straßburger Münsterthurmes haben. Am 12ten Tage der Fahrt an der Küste hin und des Zuges zu Lande, war endlich die Anhöhe erreicht, nach welcher die befreundeten Indianer ihre neuen Bundesgenossen hingeleiten wollten. Jene Freunde hatten Stufen in den Stamm eines hohen Baumes eingehauen und in der Nähe des Gipfels eine Laube erbaut, darin 10 bis 12 Mann bequem sitzen konnten. Da hinan führte

der Cazike der Seymerons den Drake, dem noch mehrere der Seinigen gefolgt waren, und hier war es, wo man nach der einen Seite hin die freie Aussicht auf das atlantische, nach der andern auf das stille Meer genießen konnte. Der englische Seemann, als er mit eignen Augen das große Meer erblickte, dessen Wunder und Gefahren, dessen gold- und silberreiche Küstengegenden für ihn, wie für sein ganzes Volk ein Feld der Träume und ein ersehntes Ziel künftiger Thaten waren, wurde so mächtig ergriffen, daß er in lautem Gebet zu Gott das Glück sich erflehte, einst noch die Flagge seiner Nation in dieses Meer führen zu dürfen. Mit ihm theilten alle seine Begleiter das erhebende Gefühl, das dort die Aussicht auf zwei Meere erregte und die freudige Hoffnung eines Gelingens der Wünsche ihres Capitäns.

Die Engländer hatten das erbeutete Gold und von dem Silber so viel mit sich genommen als sie fortzuschleppen vermochten; das übrige aber für ein künftiges Hieherkommen in diese Gegend unter die Erde vergraben. Zu solchem Schatze kamen noch außer den auf spanischen Handelsschiffen so wie in Vera Cruz erbeuteten Perlen, Gewürzen, Ballen mit Seide u. dergl., vier schwere Streitkolben von lauterem Golde, die der Cazike der Seymerons dem Drake als Gegengeschenk für den Säbel desselben, nach welchem der Indianerfürst ein großes Verlangen zeigte, verehrt, Drake aber der allgemeinen Beute beigefügt hatte. Mit all diesen Gütern zogen jetzt die Freibeuter dem Meere und ihren Schiffen zu und es war ihr Glück, daß sie auf diesem Zuge keinen Augenblick sich gesäumt hatten, denn sie waren kaum eine halbe Stunde an Bord, da kam eine Schaar von 300 spanischen Soldaten zur Küste, welche den Engländern ohnfehlbar die Heimkehr für immer abgeschnitten hätten.

Sonntags den 9ten August 1573 landeten die beiden Schiffe, welche mit ihrer kleinen Macht so große Wunder der Kühnheit vollbracht hatten, in Plymouth, begrüßt von dem lauten Jubel des dortigen Volkes, geehrt und bewundert von der ganzen Nation. Drake hatte, wie er sich selbst in Beziehung auf Nombre de Dios ausdrückte, sein Volk an die Pforte des reichsten Schatzhauses der Erde geführt und es stund jetzt in der Macht eines Jeden, zuzugreifen und zu nehmen. Aber mehr denn dieses galt das Gefühl der eignen Kraft, auch dem mächtigsten Feinde und allen Gefahren der Meere gegenüber, das bei dieser Gelegenheit in Englands Seeleuten zum Erwachen kam.

Aus Gründen, welche nicht vollkommen klar sind, nahm jetzt der Seemann Drake auf einige Zeit Kriegsdienste zu Lande, bei dem damals in Irland beschäftigten königlichen Heere, dessen Feldherr der Graf Walter Essex, der Vater des Günstlinges der Königin war. War dieser Schritt wirklich eine Folge der Mißbilligung gewesen, mit welcher Elisabeth, die wenigstens den Schein des Friedens mit Spanien aufrecht erhalten wollte, seine Kriegsthaten an der Küste des spanischen Amerika vernommen hatte, dann war diese scheinbare oder wirkliche Verstimmung der Königin gegen ihn wenigstens keine ausdauernde, denn Drake wurde im Jahr 1577 sehr huldreich bei Hofe empfangen und in königliche Dienste genommen: eine Vergünstigung, welche freilich unter Elisabeths Regierung fast Jedem, dem sie zu Theil wurde, nur die Ehre verschaffte, daß er aus eignen Mitteln so viel als er wollte und vermochte für den Dienst seiner Königin aufopfern durfte. Das Einzige, was Drake, nachdem er ihr den Plan, zur Ehre der englischen Nation auf eine Entdeckungsreise in das Südmeer auszugehen vorgelegt hatte, aus ihren Händen empfing, das war

ein Schwert, welches sie ihm, wie man erzählt, mit den Worten überreichte: „Wir verkünden hiermit, daß wer dich, Drake! feindlich verletzt, der verletzet uns.“

Es bedurfte jedoch auch zur Förderung von Drakes neuem Unternehmen keiner königlichen Unterstützung. Der Plan, Englands Flagge und seine Macht in die noch so wenig bekannten Länder am stillen Meere zu führen, war mit solcher allgemeiner Begeisterung aufgenommen worden, daß mehrere vermögende Privatleute Schiffe so wie deren Ausrüstung zu des berühmten Seemannes Verfügung stellten; diesem stund es frei, die auserlesensten, tapfersten und geschicktesten Leute zu seinen Begleitern zu wählen, und obgleich manche von diesen die Gier nach goldner Beute angelockt haben mochte, so konnte man dennoch im Allgemeinen sagen, daß es der Ruhm der englischen Nation und der Wunsch Neues zu sehen und zu entdecken war, der als vorherrschender Geist das kühne Unternehmen belebte.

Es mag uns allerdings als einer jener schwer zu begreifenden, innren Widersprüche erscheinen, in welche wir die menschliche Natur öfters verstrickt finden, daß Drake, der, wie seine Briefe und die Berichte seiner nächsten Bekannten bezeugen, nach seiner Weise ein gottesfürchtiger Mann war, dennoch, den Spaniern gegenüber, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, Werke eines Freibeuters und Seeräubers, selbst auf dieser Reise verüben konnte, und daß er, so oft ein solcher Gewaltstreich ihm gelang, Gott dafür, wie für das Gelingen einer guten That, danken konnte. Es war jedoch der religiöse Fanatismus, welcher eben durch jenen Schein, den er von einem unklaren religiösen Erkennen erborgt hatte, so mächtig, über die beiden damals heftig gegen einander erbitterten Partheien, die römisch-katholische und die protestantische, jene wahnsinnige

Verblendung verhängte, darinnen jede derselben die andre nicht als Feindin ihrer Nation, sondern als Feindin Gottes zu bekämpfen meinte. Nur dem Namen nach bestund noch immer zwischen den Engländern und Spaniern der politische Friede, dem Wesen nach suchte jede der beiden Nationen, seit den blutigen Regierungsjahren der Königin Marie und seit Vernichtung des Einflusses, den damals Spanien auf England geübt hatte, der andern so viel zu schaden als in ihren Kräften stund.

Drake ist der erste Seemann gewesen, der dem Bau und der Einrichtung der Schiffe, die zu weiten Seereisen und zu kriegerischen Unternehmungen bestimmt waren, eine andere Form gab. Statt der großen, zum Tragen mächtigerer Lasten eingerichteten, dabei aber auch schwerfälligeren Schiffe, erwählte er sich Schiffe von geringern Lasten, fest gebaut und dabei leicht beweglich. Er blieb selbst noch in späteren Jahren, als er auf den höchsten Stufen des seemännischen Ranges stund, bei allen Geschäften des Baues, der Ausrüstung und der Ausbesserung der Schiffe nicht bloß Zuschauer, sondern selbstthätiger Meister und Geselle.

3) Englands Flagge umschifft die Erde.

Es waren fünf dergleichen Fahrzeuge, mit denen der berühmte Seeheld am 15. November 1577 von Plymouth absegelte; das größte davon, das er selber commandirte, war ein Schnellsegler von nur 100 Tonnen Last, mit dem Panier des Pelikans, und dieses Schiff war es, darinnen Drake nicht nur durch die magellanische Meerenge, sondern in siegreichem Laufe an der Westküste von Amerika bis hinauf nach dem Oregongebiete vordrang, von welchem er im Namen seiner Nation jenen Besitz faßte, auf den noch jetzt England seine Ansprüche auf Oregon gründet.

Ja, mit diesem kleinen Schiffe und seiner in ihm zusammengehäuften großen Beute, durchfuhr er das stille Meer, kam nach Ostindien und kehrte glücklich um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England zurück. Mit einer Handvoll Leute, mit einer Waffenrüstung, welche kaum dem Kampfe mit einer kleinen Stadtgarnison gewachsen schien, wagte er sich unter die Kanonen mächtiger Seestädte und nahm diese durch raschen Ueberfall hinweg, segelte ungescheut an feindlichen Kriegsschiffen von weit überlegner Bewaffnung vorüber, denen er leicht, so wie ein Vogel den ihm nachjagenden Hunden entschlüpfte.

Das kleine Geschwader kam am 17. Januar 1578 nach Cap Blanco, an der Westküste des großen afrikanischen Wüstenstriches. Hier legte man die Fahrzeuge 5 Tage lang vor Anker und diese Zeit wurde theils zum Fischfang und zur Versorgung der Schiffe mit getrockneten Fischen, theils zum Exerziren der Mannschaft angewendet. Das Wasser war in dieser Jahreszeit hier so selten, daß Drake außer Stand war sich mit einem frischen Vorrath desselben zu versorgen, ja daß er statt dessen sich gedrungen fühlte dem armen Volk der Gegend, das vor Durst verschmachtete, seine ledernen Trinkflaschen mit Wasser, unentgeldlich aus den Fässern der Schiffe füllen zu lassen.

Dagegen gewährten die Inseln des grünen Vorgebirges der ermatteten Schiffsmannschaft eine reiche Fülle von Lebensmitteln, namentlich von Früchten, und ein mit Wein befrachtetes portugiesisches Schiff war wohlfeilen Kaufes von den Freibeutern in Besitz genommen worden, während man die auf ihm befindliche Mannschaft nicht nur mit Schonung behandelte, sondern sie mit dem was sie an und mit sich trugen, so wie mit den nöthigsten Provisionen

versorgt, an einem sicheren Orte ans Land setzte. Statt ihres Fahrzeuges gab man ihnen ein anders, das man einige Zeit vorher den Spaniern abgenommen hatte. Am 14. April hatte man die südamerikanische Küste, an der Mündung des la Platastroms erreicht. Zwei Schiffe, der Schwan, von 50 Tonnen und ein Kutter verloren sich hier, kurz hinter einander, aus dem Gesicht, und als Drake einige Zeit nachher das erstgenannte Fahrzeug wieder auffand, beschloß er die Sorgen der Oberaufsicht über all seine Schiffe sich dadurch zu erleichtern, daß er die Zahl derselben verringerte. Er ließ deshalb den Schwan an einem südlicheren Theil der Küste ans Land ziehen, ihn dort zerlegen und das Baumaterial desselben zu anderweitigem Gebrauch so wie die Mannschaft in die übrigen Schiffe vertheilen. Dasselbe geschahe auch mit dem Kutter, als dieser wieder aufgefunden worden.

Zu Port Julian, an der Küste von Patagonien, verlor Drake in einem Gefecht mit den vorher friedlichen Indianern, das durch einen Zufall veranlaßt schien, zwei seiner Reisegefährten. Man sahe dort an der Küste noch den Galgen, den der erste Erdumsegler Magellan im J. 1519 hatte errichten lassen, um einige Leute seiner Mannschaft, die eine gefahrdrohende Meuterei gegen ihn angeregt hatten, daran zu hängen. Hier aber war es auch, wo Drake sich genöthigt sahe, das Todesurtheil über einen ihm früher sehr werth gewesenen Waffengefährten, den Thomas Doughty auszusprechen und denselben enthaupten zu lassen. Auf diese Handlung, über welche schon damals so wie bis in die neuere Zeit sehr verschieden geurtheilt worden, ist erst seit wenig Jahren durch Auffindung eines alten Aktenstückes ein Licht gefallen, das den Schatten, den

jene That über Drakes Charakter verbreitete, zerstreut hat*). Es geht daraus so wie aus andern Berichten hervor, daß Doughty durch eigenmächtiges selbstsüchtiges Benehmen gegen die portugiesischen Gefangenen zuerst die Gunst seines alten Freundes verscherzt, und als er dieses bemerkte, eine feindliche Stellung gegen denselben angenommen habe, zu welcher er, durch seinen bedeutenden Einfluß auch Andre zu verleiten suchte.

Als die Hinrichtung vor der ganzen versammelten Schiffsmannschaft vollstreckt war, hielt Drake, der die Gabe besaß, in kurzen Worten kräftig und eindringend zu sprechen, eine Anrede an sein Volk, darin er dasselbe zur Einigkeit und zum brüderlich festen Zusammenhalten, zum Gehorsam und zur Treue ermahnte; am nächsten Sonntag suchte er den Eindruck, den seine Rede gemacht hatte, durch die gemeinsame Feier des Abendmahles zu befestigen.

Eine solche Stärkung des Muthes that dem Schiffsvolk auch in andrer Beziehung Noth. Man nahete sich jetzt jener gefahrvollen Pforte der Felsenklippen und der Gewässer, die aus dem atlantischen Meere in den großen Ozean des stillen Meeres führt. Mit Recht ward noch zu Drakes Zeit eine Fahrt durch die Magellanische Meerenge als ein Unternehmen betrachtet, dem kaum ein andres im Kreise der Seefahrten an Schwierigkeiten gleich zu setzen sei. Hatten doch auch die wenigen kühnen Männer, die jenen Durchgang in das unbekannte Meer gewagt, fast sämmtlich ein unglückliches Ende genommen. Magellan wurde von den verwilderten Insulanern, in deren Mitte er sich

*) M. s. the Edinburgh Review Vol. LXXX. (July — October 1844) p. 387. 390.

gewagt hatte, ermordet; Vasco Nunez de Balboa, der erste Europäer, dessen Auge die Südsee gesehen, starb unter den Händen seiner Landsleute; de Solis, als er auf der Fahrt nach Magellans Meerenge seinem Ziele schon so nahe war, wurde von den Eingebornen am la Platastrom auf grausame Weise ermordet und dergleichen Beispiele eines traurigen Ausganges solch kühnen Unternehmens fanden sich unter den Offizieren, welche den Magellan begleiteten, so wie auf anderen europäischen Schiffen noch viele.

Die Zahl der Schiffe der Expedition hatte sich seit der Zerlegung des Schwanes und des Kutters bis auf drei vermindert, in diesen war jetzt die ganze Macht der unternehmungslustigen Freibeuter concentrirt. Es nahte sich jetzt, in der zweiten Hälfte des August, der Frühling der südlichen Halbkugel, je weiter man aber zu der Meerenge heranrückte, desto fühlbarer wurde die winterliche Kälte, desto dichter sahe man die Hügel und einen Theil der Ebenen mit Schnee, das Gewässer der seichten Buchten mit Eis bedeckt. Die Heerden der Pinguine, von denen unsre Seefahrer auf einer kleinen Insel im Innern der Meerenge gegen 3000 Stück erlegten, waren, nebst einigen Fischen, das einzige eßbare Fleisch, das diese unwirthbare Gegend den immer eßlustigen Seeleuten darbot.

Die Durchfahrt durch die Magellansstraße hat mit so vielen natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß die Schiffe in der Regel mehrere Monate zu derselben gebrauchen; Drake war auch hierbei von einem so unerhörten Glück begünstigt, daß er den Weg schon in 12 bis 15 Tagen zurücklegte. Desto mehr jedoch hatten seine Schiffe kurz nach ihrem glücklichen Austritt in das stille Meer von der Ungunst der Witterung zu leiden. Es erhuben sich jetzt in der Nähe der Frühlingsnachtgleiche der südlichen Halbkugel die furchtbaren

Aequinoctialstürme, welche die Schiffe weit nach Südwest verschlugen und bei deren einem das dritte Schiff, der Marigold (von 30 Tonnen) verloren ging, von dessen Schicksale man nie etwas weiters erfahren hat. Es blieben nun blos noch 2 Schiffe: der Pelikan, dessen Namen der Admiral seit der Einfahrt ins stille Meer, in den der goldenen Hindin umgetauscht hatte, von 100, und die Elisabeth, von 80 Tonnen.

Erst am 7. Oktober konnten diese beiden Schiffe in einer vor dem Sturm geschützten Bai, nahe beim westlichen Ende der Meerenge vor Anker gehen. Aber gleich in der ersten Nacht brach das Kabeltau des Admiralschiffes, dieses wurde vom Sturm aus der Bai hinausgetrieben in das offne Meer und hier von einem anhaltend starken Nordwind bis hinab zum 55° südl. Br. verschlagen, wo es endlich der Kapitän zwischen den südwestlichen Inseln des Feuerlandes einlaufen und vor Anker gehen ließ. Das Fleisch der in jener Gegend häufigen Seehunde, der Genuß des frischen Wassers, vor allem aber der der Ruhe nach den furchtbaren Anstrengungen vieler Tage und Nächte, that der ganzen Schiffsmannschaft überaus wohl; doch war die Ausruhezeit nur von kurzer Dauer, denn ein starker Sturm nöthigte den Kapitän abermals, so eilig als möglich aus der klippenreichen Nähe der Küste zu entfliehen und das freie Meer zu suchen.

Bei dieser Gelegenheit war eine Schaluppe, in der sich acht Matrosen, ohne alle Provision befanden, von dem Schiff getrennt worden und während dieses von dem Wind nach Süden geführt wurde, mußten jene acht Seeleute, unvermögend ihm zu folgen, ihren gefahrvollen Weg an der Küste hin nehmen. Es gelang ihnen endlich wieder in die Magellansstraße einzulaufen, wo sie sich mit einer Provision

von Pinguinen versorgten, deren Fleisch sie einsalzten. Jede Hoffnung, das Admiralschiff wieder zu erreichen, war verschwunden; sie setzten ihre einsame Fahrt bis zur Mündung des Platastromes fort, wo 6 von ihnen, während sie in einem Walde nach Lebensmitteln sich umsahen, von den Indianern überfallen wurden. Vier von jenen blieben unter den Händen der Feinde, nur zwei, obgleich verwundet von den Pfeilen der Indianer, entrannen zum Boot, das nur unter stetem Kampf mit den Indianern, wobei auch die zwei Zurückgebliebenen mehrere Pfeilschüsse empfiengen, vom Lande stoßen konnte. An einer kleinen Insel, dahin die vier Engländer sich gerettet hatten, starben auch von diesen noch zwei an ihren Wunden, das Boot wurde bei einem Sturme zertrümmert, das noch überlebende Paar der Unglücksgefährten mußte zwei Monate lang auf einer kleinen Insel, auf der sich zwar eine Art von eßbaren Früchten und kleine Seekrebse, nirgends aber Spuren von trinkbarem Wasser fanden, alle Qualen des furchtbarsten Durstes leiden, bis die beiden Männer auf einem Brette, das die Fluth von der Küste herübergetrieben hatte, an das nahe Festland sich hinruderten. Hier genoß der eine von ihnen, an einem Bache das so lang ersehnte frische Wasser in solchem Uebermaaß, daß er eine halbe Stunde hernach sterben mußte; der letzte der acht Matrosen, Peter Carder, gerieth in die Gefangenschaft, zuerst der Indianer, dann der Portugiesen, aus welcher er endlich wieder frei gelassen, im J. 1586 nach England zurückkam.

Aber Drake hatte außer der Schaluppe mit den 8 tüchtigen, ihm so treu ergebenen Seeleuten, während die Stürme ihn weit hinab nach Süden führten, ohne es zu ahnen noch einen viel bedeutenderen Verlust an seiner ohnehin so kleinen Seemacht erlitten. Das Schiff Elisabeth, das unter Capi-

tän Winter stund, hatte ihn verlassen, und durch die Magellansstraße seinen Rückweg nach England angetreten, weil der zum großen Theil muthigen Mannschaft der beseelende und allvermögende Einfluß eines solchen Anführers fehlte, dergleichen Drake war; denn Kapitän Winter hatte sich durch das Ungemach der letzten Monate so in Angst und Schrecken setzen und seine Hoffnungen auf den glücklichen Ausgang des Unternehmens so tief herabstimmen lassen, daß er von nichts Anderem mehr wissen wollte als von der Heimkehr zu dem sicheren vaterländischen Boden.

Drake indeß, gegen seinen Willen, wurde von dem noch immer anhaltenden Sturm auf eine Entdeckungsreise ausgesendet, durch welche die Erdkunde seiner Zeit eine nicht unbedeutende Erweiterung erhielt. Er kam mit seinem Schiffe um die Südspitze von Amerika herum, und fand, daß jenseits der Inselngruppe des Feuerlandes ein freies Meer sey, welches in späterer Zeit öfters von europäischen Schiffen, auf ihrer Fahrt von dem atlantischen Meere in das sogenannte stille (den großen Ozean) besucht worden ist. Man bemerkte auf mehreren jener südlichsten Inseln Bewohner und außer dem frischen Wasser versorgte man sich mit einem hier leicht zu habenden Vorrath von Seethieren. Endlich am 30. Oktober, dessen Witterung für die südliche Halbkugel jener entspricht, die auf unserer Halbkugel in den letzten Tagen des Aprils herrscht, wurde das Meer ruhiger, ein günstiger, obgleich kalter Wind aus Süden schwellte die Segel und förderte den Lauf des Schiffes so sehr, daß dieses am 25. November bei einer Insel (Mocha) an der milderen Küste von Chili vor Anker gehen konnte. Es war hier ein Ueberfluß an allen Lebensmitteln; die Bewohner aber, welche die Engländer für Spanier hielten, von denen sie öfters mit feindseliger Härte waren behandelt worden, überfielen

einen Theil der Schiffsmannschaft, der mit dem Kapitän um Wasser einzunehmen ans Land gegangen war, mit solcher Wuth, daß zwei Matrosen getödtet, der Kapitän selber durch Steinwürfe und Pfeile am Kopf und im Gesicht verwundet wurde.

Nach so vielen Ereignissen von ungünstiger und entmuthigender Art, kam endlich für unsre Seefahrer auch wieder einmal der Sonnenblick eines unerwarteten Glückes. Ein getaufter Indianer, Namens Felipe, welcher fertig spanisch sprach, kam jenseits Valparaiso an das Schiff, das er für ein spanisches hielt. Von diesem erfuhr Drake, daß er, ohne es zu bemerken, am Hafen von St. Jago vorbeigesegelt, daß aber dieser nur wenige Meilen entfernt sei, und daß in demselben ein spanisches Schiff vor Anker liege. Der Indianer erbot sich von selber dem englischen Schiffe bei seiner Rückkehr nach dem nahen Hafen als Pilot zu dienen und schon am folgenden Tage wurde das spanische Schiff eine leichte Beute der Engländer. Denn in diesem Meere, dahin noch niemals ein fremdes Segel gekommen war, hielten sich die Spanier vor jedem feindlichen Angriff so sicher, daß man nirgends eine Anstalt zur Abwehr getroffen hatte. Das was man in dem Schiffe fand, überstieg die kühnste Erwartung der Freibeuter. Außer einer großen Ladung von Chiliwein und werthvollen Kaufmannsgütern enthielt dasselbe 60,000 Pesos Gold und eine Menge kostbarer Juwelen. Die wenigen Bewohner des damals noch sehr unansehnlichen Ortes waren geflohen, in ihren Häusern fanden die hungernden Seeleute eine Fülle der besten Lebensmittel, mit denen sie sich für heute und durch die zusammengerafften Vorräthe auf längere Zeit versorgten. Den Piloten entließ man, reichlich beschenkt, ans Land; von der Mannschaft des erbeuteten Schiffes behielt man bloß einen,

der ein verständiger griechischer Seemann war; das gewonnene Schiff selber nahm man mit auf die Weiterfahrt.

Es war dies nur der Anfang des Privatkrieges, den damals Drake sammt seinen Leuten mit dem Könige von Spanien führte; einige Tage später, fiel auf der Weiterfahrt längs der Küste hin eine Ladung von 800 Pfund Silbers, mit welcher 8 Lamas belastet waren, in ihre Hände. Aus dem Hafen von Lima entkam Drake nur durch den plötzlich eintretenden günstigen Wind und durch die leichte Beweglichkeit seines Schiffes der weit überlegenen Kriegsmacht, welche auf Schiffen sowie zu Lande gegen ihn anrückte. Die spanischen Galeeren verfolgten ihn weit hinaus ins Meer, da sie aber in Hoffnung eines unfehlbar schnellen günstigen Erfolges versäumt hatten, sich mit Provision zu versorgen, mußten sie nach wenig Tagen wieder umkehren.

Drake setzte jetzt seine Fahrt ungehindert und bei anhaltend günstigem Wind an der Küste jener an Gold und Silber unermeßlich reichen spanischen Besitzungen fort; ein Fahrzeug nach dem andern wurde angehalten, und der werthvollste Theil der Ladung genommen; selbst in den kleinern königlichen Transportschiffen fand sich eine Menge des edlen Metalles, namentlich in dem einen, außer der Last an Silber, 80 Pfund reines Gold. Zuletzt noch gelang es dem englischen Admiral ein königlich spanisches Schiff, das mit den Schätzen des peruanischen Bergbaues und des ostindischen Handels beladen nach der Landenge von Darien hinsteuerte, bei Cap Franzisko einzuholen und hinwegzunehmen. Die Ladung desselben, vornehmlich aus Gold, Silber und Edelsteinen bestehend, hatte einen Werth von nahe 360,000 Dukaten.

Der Admiral wollte jetzt sein Glück nicht noch weiter versuchen. Er wäre gern mit seiner über alle Erwartung reichen

Beute heimgekehrt nach England, und diesen Wunsch theilten wohl alle seine Reisegefährten mit ihm. Aber an eine Rückkehr auf demselben Wege, auf dem man gekommen, war gar nicht zu denken; an der ganzen spanisch-amerikanischen Küste hin kreuzten nach der Anordnung des Vizekönigs zahlreiche Kriegsschiffe, alle gute Landungsplätze waren mit Truppen und Geschütz besetzt, um die englischen Seeräuber sammt ihrer Beute festzuhalten und zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Unter diesen Umständen blieben nur zwei Auswege für die Heimkehr offen: entweder mußte eine nördliche Durchfahrt aus dem stillen nach dem atlantischen Meere gefunden, oder die Fahrt über den großen Ozean nach Ostindien und um die Südspitze von Afrika herum nach Europa versucht werden.

Die damaligen Erfahrungen der europäischen Seefahrer hatten in der Kenntniß der nördlicheren Theile von Amerika noch ein Dunkel zurückgelassen, welches selbst in dem darauf folgenden Jahrhundert durch Hudsons und mehrerer Andrer Reisen nach dem nördlichen Polarmeere bei weitem nicht zerstreut werden konnte. Man dachte noch von allen Seiten an die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt nach China und Japan, innerhalb einer geographischen Breite, darin kein Polareis, kein bleibender Winterfrost dem Laufe der Schiffe ein fast unüberwindliches Hinderniß entgegensetzten. Auch Drake war der Meinung, daß wenn er der Küste des amerikanischen Festlandes nach Norden hinauf folgte, er eine Meerenge oder einen weit geöffneten Kanal finden werde, dessen Entdeckung namentlich für die Seefahrt seiner Nation von wichtigeren Folgen sein könne, als die von Magellans Meerenge für die Schiffahrt überhaupt. Nur im Vorüberzuge wurde deshalb nach der Abfahrt von Nicaragua an der Insel Canno in der Mitte des März Be-

schlag auf ein spanisches Schiff gelegt, in welchem sich Seekarten fanden, welche dem Drake auf seiner Weiterreise große Dienste leisteten, weil sie ihm alles das was die Spanier über die Fahrt durchs stille Meer nach Ostindien wußten, und davon sie die Kunde sorgfältig vor andern Nationen verbargen, klar vor Augen legten.

Vom 16. April bis zum 3. Juny hatte das Schiff in nordwestlicher Richtung, in so weiter Entfernung vom Lande, daß man dieses nicht sehen konnte, gegen 1400 Seemeilen zurückgelegt und befand sich jetzt unter dem 43. Grad der Breite. Der Wind setzte sich hier mehr nach westlicher Richtung um, und durch ihn wurde das Schiff noch um etwas nördlicher und gegen das Land hingetrieben, dessen unerwartet weite Erstreckung nach Westen unsre Seefahrer nicht wenig in Erstaunen setzte. Die Kälte war hier, noch in der Zeit des Ueberganges vom Frühling zum Sommer sehr winterlich; die Höhen der Berge, deren man übrigens nur wenige sahe, noch mit Schnee bedeckt. Drake glaubte an der Küstengegend, bei welcher er landete, einige Züge der Aehnlichkeit mit seinem Vaterlande zu bemerken, er gab deshalb diesem Landstrich des jetzigen Oregongebietes den Namen Neu Albion. Die Indianer, welche hier wohnten, bezeugten sich als ein harmlos friedliches Volk, das die Fremden mit ehrfurchtsvoller Scheu, gleich Wesen einer göttergleichen Art betrachtete. Ihre Gesandten, die sich mit Geschenken kleiner, künstlicher Handarbeiten und des Krautes „Tabak" den Engländern naheten, waren Meister in der Kunst lange Reden zu halten, denn sie sprachen öfters halbe Stunden lang, unter allerhand Bezeugungen der Unterwürfigkeit, begleitet von kläglich lautenden Acclamationen des sie umringenden Volkes an die hohen Gäste, obgleich diese keines ihrer Worte verstunden. Drake verweilte, weil eine Ausbesser-

ung des schadhaft gewordenen Schiffes diesen langen Verzug nöthig machte, in dem sichren, guten Hafen, darin er geankert hatte, 36 Tage, und hielt in dieser Zeit eine so gute Mannszucht unter den Seinen, daß das friedliche Vernehmen zwischen ihnen und den Indianern nicht nur ungestört blieb, sondern daß diese guten Leute den weißen Fremdlingen immer größere Beweise ihrer kindlichen Zuneigung gaben. Namentlich schienen der Gesang der Psalmen und die feierlichen Andachtsübungen der Engländer auf sie großen Eindruck zu machen. Selbst der Hioh oder der König jenes Volksstammes, von einer Schaar seiner kräftig schön gestalteten Krieger begleitet, machte dem Admiral einen Besuch und setzte demselben bei dieser Gelegenheit einen jener kronenartigen Kränze auf das Haupt, dergleichen er selber als Abzeichen seiner Herrscherwürde trug. Drake und seine Begleiter legten dieser auch bei den Südsee-Insulanern vorkommenden Höflichkeitsbezeugung gegen Gäste, die man ganz besonders ehren will, eine Bedeutung unter, die sie allerdings nicht hatte; sie betrachteten dieselbe als ein Zeichen, daß der König des Landes seine Herrscherwürde dem Admiral abgetreten habe und dieser nahm dieselbe nicht für sich, sondern für seine Königin und im Namen von dieser in Empfang.

So unbedeutend in den Augen seiner damaligen Landsleute Drakes Entdeckung dieses Küstenlandes und die Besitznahme desselben für die Flagge der englischen Nation, im Vergleich mit den Schätzen erscheinen mochte, welche sein Schiff mit sich brachte, darf man dennoch sagen, daß sie in ihren Folgen der werthvollste Gewinn für England gewesen ist, den jene Reise unmittelbar getragen hat. Das Oregongebiet ist seitdem unter englisch amerikanischem Schutze Tausenden von Auswandrern eine Heimathstätte, ein Ort

der Versorgung und des Wohlbefindens geworden und ein Punkt des einträglichen Verkehres für die Seefahrer ihrer Nationen.

In gemeinsamer Berathung mit seinen Reisegefährten hatte Drake jetzt den Entschluß gefaßt, das Suchen nach einer nördlichen Durchfahrt gegen Westen aufzugeben, und den allerdings ungleich längeren Weg nach Osten, gegen Asien einzuschlagen. Als das Schiff am 23. July die Anker lichtete, da bezeugten es die Wehklagen der freundlich gesinnten Eingebornen, wie ungern sie ihre Gäste scheiden sahen. Vom Cap Mendocina bis hinan zum 48. Grad der Breite hatte der Admiral die Küste des von ihm neu entdeckten Landes in Augenschein genommen; jetzt wendete er sich in eine Weite des großen Ozeans, in welcher das Auge, nach gewissen Richtungen hin, Wochen, ja Monate lang auch nicht einmal eine Insel, geschweige die Küsten eines Festlandes erblickt. Erst am 13. September kam das Schiff, obgleich begünstigt von dem Winde und von den Strömungen des Meeres zu den Pelew-Inseln, wo man einige Provisionen einnahm; am 16. Oktober zu den Philippinen, am 22. steuerte es südlich von Mindanao vorüber; in den ersten Tagen des Novembers ging es im Hafen von Ternate vor Anker. Die Stimmung der dortigen Bewohner und ihrer Herrscher schien für ein langes Verweilen der Engländer nicht günstig, dagegen gewährte ihnen die kleine Krabben-Insel, an der Ostseite von Celebes einen erwünschten Ort des Ausruhens und der Vorbereitungen für die Weiterreise, wo sie einen Monat lang verweilten.

Wie durch ein Wunder wurde das Schiff auf seiner Weiterfahrt, am 9. Januar 1580, wo es mit vollen Segeln von einem kräftigen Wind getrieben auf ein Felsenriff

auflief, von dem Untergang gerettet, der in tausend andern Fällen unter solchen Umständen unvermeidlich gewesen wäre. Vergeblich war es, daß man, um das Schiff zu erleichtern, acht Kanonen, einen Theil der Geräthschaften und einige Tonnen voll Gewürznelken über Bord warf; es blieb fest auf dem Felsen, wie angewachsen. Fest aber auch wie auf einem Felsen ruhend, erhielt sich der freudige Muth des Admirals und seiner Mannschaft. Er ermahnte diese zum ernstlichen Gebet und sie wie er schöpften aus jedem Gebet neue Kraft und Ruhe des Gemüths; mit größter Besonnenheit wurde alles versucht, was zur Rettung des Schiffes und seiner Mannschaft führen konnte. Aber Menschenhülfe schien hier umsonst. Schon hatte man jede Hoffnung auf ein Entrinnen aus dieser Gefahr aufgegeben, da setzte sich plötzlich der Wind in die entgegengesetzte Richtung um, und mit dem höheren Ansteigen der Fluth zugleich wurde das Schiff, das in unerwarteter Weise durchaus keine Verletzung durch das heftige Aufstoßen auf den Felsen erlitten hatte, so allmählig wieder in das tiefere Fahrwasser hinabgeführt, daß es vor der Hand ohne Gefahr seinen Lauf fortsetzen konnte. Doch machte dieses Ereigniß unsre Seefahrer so behutsam, daß sie mehrere Wochen lang fast immer mit dem Senkblei in der Hand ihren Weg durch das dortige an Klippen und kleinen Inseln so reiche Meer machten.

Die malayischen Bewohner einer kleinen Insel, welche Drake Baratam nennt, theilten den Reisenden von der Fülle der reichen Natur alles mit, was dieselben begehrten; das Volk von Java genoß damals noch unter seinen eigenen Radschas eines Wohlstandes und eines äußeren Glückes, das ihm jeden Tag zu einem Festtag machte. Noch waren sie mit den weißen Fremdlingen, die sich seit mehreren Menschenaltern in Indien eingedrängt hatten, in keine so feind-

selige Berührung gekommen als dies später geschah; wie zu den Zeiten der homerischen Helden übten sie eine unbegränzte Gastfreundlichkeit an Drake und seinen Begleitern aus, für welche es hier wie überall als ein Beweis ihres gegen alle andre Leute außer den Spaniern verständigen und guten Benehmens erscheinen muß, daß sie sich so viele Liebe zu erwerben und dieselbe in ungestörter Eintracht zu erhalten vermochten. Die 12 Tage, welche die Engländer in dem an geselligen Freuden, so reichen Java zubrachten vergingen ihnen unter beständigen Schmausereien und Belustigungen, welche ihre in Liebeserweisungen unermüdeten Gastfreunde ihnen bereiteten.

Drake verließ das ihm und den Seinigen sehr werth gewordene Java am 25. März und kam ohne alle weitre Hemmung am 15. Juni zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Die portugiesischen Seefahrer hatten, zum Theil vielleicht mit Absicht, so übertriebene Gerüchte verbreitet von den Gefahren, welche die Schiffe in der Nähe des Caps durch furchtbare Stürme erleiden müßten, daß Drake und seine Leute nicht wenig überrascht waren, als sie, wie jener es beschreibt, an diesem prachtvoll schönsten und für die Schifffahrt bestem Vorgebirge des ganzen Erdenrundes so leicht, so glücklich vorüberkamen. Ihr Vorgang machte bald nachher auch den Seeleuten der eignen so wie anderer Nationen Muth zu ähnlichen, den allgemeinen europäischen Verkehr mit Indien begründenden Unternehmungen und nach wenig Jahrzehenden sahe man die Flaggen Englands, Frankreichs, der Niederlande und andrer nordischen Seemächte in den Häfen, Colonien aus diesen Reichen an den Küsten von Indien.

In Sierra Leone ging das Schiff am 22. Juli noch einmal vor Anker, nahm hier Lebensmittel und frisches Was-

ser ein, setzte dann den ungestörten Lauf nach England fort. Nach den genau geführten Tagebüchern unsrer Reisenden sollte es Sonntag und der 24. September sein, als sie Montags den 25. September in Liverpool landeten, denn da ihre Fahrt, in der Richtung des täglichen scheinbaren Laufes der Sonne von Ost nach Westen rund um die Erde gegangen war, hatten sie dabei in unmerklicher Weise einen ganzen Tag verloren.

Kaum hatte man vom Lande aus, Drakes Schiff erkannt, da war die ganze Stadt in freudiger Bewegung. Vor zwei Jahren und zehn Monaten hatte der kühne Seefahrer in seinem Schiffe, damals der Pelican, jetzt die goldne Hindin genannt, aus demselben Hafen seinen Auslauf genommen; da man seit länger als einem Jahre keine Kunde von ihm vernommen, zweifelte man an seiner Wiederkehr. Und nun kam Englands großer Seeheld, nachdem er mit seinem kleinen, leichten Schiff die ganze Erde umsegelt, alle Welttheile derselben besucht hatte, wohlbehalten und glücklich mit seinen gleich ihm gesunden Schiffsvolk und mit einer solchen Menge der erbeuteten Schätze zurück, dergleichen man selbst im Traume nicht erwartet hätte. Man berechnete den Werth der gesammten Beute, welche Dracke in seiner schnell und glücklich laufenden goldnen Hindin mit sich brachte, zu einer Million Pfund Sterling oder 12 Mill. Gulden. Nachdem alle auf die Ausrüstung der Schiffe und auf ihre Reisen verwendeten Kosten, alle Soldzahlungen und Geschenke an die treue, kühne Schiffsmannschaft, alle Gebühren an die Regierung abgetragen und berechnet waren, blieb noch so viel übrig, daß Drake so wie jeder andre Theilnehmer an dieser Expedition Sechsundvierzig auf Eines Gewinn zogen. Wer ein Pfund Sterling für die Ausrüstung beigetragen, der erhielt statt diesem einen 47 Pfund, wer hun-

dert, empfing 4700. Der größeste Theil dieses Gewinnes kam Kaufleuten in London und Liverpool in die Hände, aber man darf wohl sagen, daß der Vortheil, den die ganze englische Nation aus Drakes glänzendem Unternehmen zog, ein noch viel größerer gewesen sey, denn das Volk der Britten ist sich von damals an des bedeutungsvollen Berufes bewußt geworden, den es einst, als größeste Seemacht der Erde für alle Länder und Völker erlangen sollte; es hat in Drakes ritterlichen Thaten, an welche bei der damals herrschenden Stimmung gegen Spanien ein andrer Maaßstab angelegt wurde als der streng moralische, seine eigenen Kräfte und ihren rechten Gebrauch kennen gelernt.

Wie sehr auch die kluge Königin Elisabeth bemüht war den offenen Ausbruch eines Krieges mit Spanien so lang als möglich zu vermeiden und so abgemessen und zurückhaltend deshalb auch ihr Benehmen gegen den großen Seehelden bei dem ersten Empfang war, konnte sie dennoch der Aufregung des allgemeinen Enthusiasmus, womit Drake im ganzen Lande empfangen wurde, nicht lange widerstehen; sie nahm am 4. April 1581 auf der damals bei Deptford vor Anker liegenden goldenen Hindin ein Mittagsmahl ein, welches die Fülle der köstlichsten Speisen und Getränke mit einem geschmackvoll angewendeten äußern Glanze vereinte; nach der Tafel ertheilte sie dem Helden der Nation die Abzeichen der Ritterwürde mit der Aeußerung: daß seine Thaten ihm eine größere Ehre brächten als der Titel, den sie ihm verliehen. Und als, bei dem ungeheuren Andrang des Volkes die bretterne Brücke brach, welche vom Ufer des Flußes nach dem Schiffe geschlagen war und von den mehreren hundert Menschen, welche dabei ins Wasser fielen, auch nicht ein einziger beschädigt worden war, da schrieb sie dies dem besonderen Glücke zu, das den Drake und sein Schiff

auf der ganzen Reise um die Erde begleitet hatte. Dieses Schiff, so befahl sie, solle zum Andenken an das ruhmwürdige Unternehmen, bei welchem es diente, aufbehalten werden, und noch jetzt besitzt die Universität Cambridge einen Stuhl, der aus dem Holzwerk der erst nach vielen Menschenaltern aus einander gefallenen „goldenen Hindin" gefertigt ist. Die Anforderungen der Spanier wurden von Elisabeth anfangs mit etwas Geld, dann aber mit einem Verweis abgefertigt, den sie jener engherzigen, gegen Leute aus dem englischen Volke öfters so grausamen Nation darüber gab, daß sie ein gewaltsam in Besitz genommenes fernes Land, mit all seinen natürlichen Schätzen, als ein ihr so ausschließend angehöriges Eigenthum betrachten wolle, daß allen andern Nationen der Verkehr dahin bei Lebensstrafe untersagt sey. Drake hatte bei all seinen Freibeuterthaten seine Hand niemals mit dem Blute eines gefangenen Spaniers befleckt, sondern er und seine Leute hatten die Feinde ihrer Nation mit Schonung behandelt und bei erster Gelegenheit sie frei gelassen. Was aber den Verlust des königlich spanischen Schatzes betraf, so war durch die Königin eine künftige Zurückerstattung nicht abgewiesen, obgleich England, seit den Regierungsjahren der Königin Maria, an König Philipp von Spanien, für dessen Aufwand und Krieg mit Heinrich II. von Frankreich ungeheure Summen erpreßt worden waren, Forderungen zu stellen habe, die jenen Verlust an Gold und Silberbarren unvergleichbar weit überstiegen.

In Spanien jedoch begnügte man sich nicht mit den, nach Elisabeths Weise, weit hinaus geschobenen Aussichten auf künftige Vergütung; man legte Beschlag auf alle engische Schiffe und Handelswaaren, welche in die Hände der Spanier fielen. Da rüstete England mit Wissen und Willen der Königin, welche hiezu 2 ihrer Schiffe gab, eine

Flotte von 25 Segeln aus, welche eine nicht unbedeutende Kriegsmacht mit sich an Bord nahm. Drake war Admiral der Flotte; sein Vizeadmiral der berühmte Seemann Frobischer, sein Generallieutenant der nicht minder rühmenswerthe Carlile. Am 15. November 1585 landete die Flotte an den Capverdischen Inseln, um die dortigen Portugiesen (seit der Besitznahme ihres Landes durch Spanien im J. 1581 Unterthanen König Philipps) durch eine ihnen auferlegte Geld-Schatzung für die Grausamkeit zu züchtigen, die sie an mehreren englischen Unterthanen verübt hatten. Schon hier raffte ein bösartiges Fieber, in Folge des ungewohnten Klimas einige Hunderte der Seeleute und Soldaten hin, doch waren die kriegerische Stimmung und der Muth bei dem ganzen, jetzt etwa noch 1000 Mann starkem Heer der Landtruppen und Seeleute noch so ungeschwächt geblieben, daß sie die mächtigste Stadt welche die Spanier in Westindien besaßen: Domingo mit leichter Mühe eroberten und außer der andern, nicht sehr bedeutenden Beute eine Ablösungssumme von 25,000 Ducaten bezogen. Besser als Domingo war zwar Karthagena vertheidigt, doch mußte auch diese Stadt den Engländern sich ergeben, denen übrigens hier mehr als alle anderen Feinde das gelbe Fieber, oder die Calentura, ein Hinderniß für die weiter beabsichtigten Unternehmungen gegen die Silberniederlagen in Nombre de Dios und Panama in den Weg legte. Denn es waren an jenem bösärtigen Fieber gegen 700 Mann gestorben oder, zum Theil auf immer, durch die Folgen der Krankheit, für den Dienst unbrauchbar geworden. In einem Kriegsrathe wurde jetzt die Heimkehr nach England beschlossen, an dessen Küste die Flotte im Juli 1586 landete.

Obgleich die Ausbeute, welche diese Expedition an 240 eroberten Kanonen, baarem Geld u. s. w mit sich brachte,

nicht ganz gering war, stund sie dennoch in Beziehung auf die angewendeten Streitkräfte und Mittel in gar keinem Verhältniß mit jener, welche die goldne Hindin durch ihr kleines Häuflein muthiger Seeleute gewonnen und heimgeführt hatte. Uebrigens brachten die Engländer damals aus Westindien die Sitte des Tabakrauchens mit sich, welche seit 1586 in ihrem Vaterlande einheimisch wurde und bald hernach über die meisten Länder von Europa bis in den fernen Osten von Asien sich ausbreitete.

4) Die entscheidende Völkerschlacht auf dem Meere.

So wie Drakes Lebensalter jetzt zur höchsten, männlichen Reife gekommen war, so sollte auch seine Wirksamkeit zum Besten des Vaterlandes jetzt in ihren männlich vollendetsten Thaten sich kund geben. Die Gelegenheit hierzu hätte für einen Seemann wie er es war, keine mächtiger auffordernde und günstigere seyn können. Philipps II. Plan auf England, das er früher, als Gemahl der Königin Maria wie ein zu seinem Reiche schon gehöriges oder doch in der Folge gehörendes betrachtet hatte, die Aeußerungen seines bittren, persönlichen Hasses gegen die jetzige Königin Elisabeth, die seine Hand verschmäht und in andrer Weise seine Ansichten feindlich sich bewiesen hatte, waren bisher nur durch Spaniens schwere Kriege mit den Niederländerr und auch mit Frankreich, darnieder gehalten und verhindert worden. Elisabeth hatte, zum Theil in augenfälliger Weise, Spaniens Feinde, die Niederländer, bei ihren Befreiungskriegen unterstützt, die Seehelden ihrer Nation, vornämlich Drake und Thomas Cavendish hatten, mit ihrer offenen oder geheimen Zustimmung Feindseligkeiten verübt, welche zunächst die spanische Krone trafen, endlich schien es jetzt Zeit mit der gan-

zen Macht, die dem Könige über die reichsten Länder der beiden Halbkugeln zu Gebote stund, einen entscheidenden Schlag auszuführen, welcher die erst im Aufkeimen begriffene, englische Macht vernichten, und das Land der kühnen Britten dem spanischen Scepter unterwerfen mußte, dem dasselbe von Rom aus als Eigenthum bereits verliehen war. Zurüstungen von riesenhaft weitem Umfange, zur Herstellung einer spanischen Flotte wurden gemacht, welcher alle vereinte Flotten Europas, ja aller Reiche der Erde nicht gewachsen seyn sollten. Gegen wen diese Zurüstungen gerichtet seyen, das blieb kein Geheimniß, und sprach sich unverholen in den hochmüthig drohenden Aeußerungen selbst der spanischen Gesandten und Geschäftsträger aus. Die Königin Elisabeth sahe nicht ohne Furcht und Sorgen das Ungewitter aufsteigen, das über das Meer her ihrem Reiche drohte. Aber ihr zur Seite stund eine andre Macht, die in geistiger, wenn auch nicht in leiblicher Ueberlegenheit mit der spanischen den Kampf aufnehmen konnte. Dies war der religiös-patriotische Sinn, der ritterliche Geist, welcher in ihrem Volke erwacht und namentlich durch solche Vorgänger wie Drake belebt und gestärkt worden war. Englands Adel so wie sein Bürgerstand traten, ohne daß es hiezu einer Aufforderung bedurfte, zum Kampf für ihre Königin, für ihr Vaterland auf; Privatleute rüsteten auf eigne Kosten einzelne Schiffe, ja ganze Geschwader von Schiffen aus.

Eines dieser Geschwader, das aus 26 Schiffen der Stadt London und aus fünf königlichen bestund, ward im Frühjahr 1587 dem Commando unsers Sir Franz Drake übergeben, damit dieser die Zurüstungen der Spanier so wie der ihnen verbündeten Portugiesen beobachten, jene Zurüstungen so viel als ihm möglich verhindern und zu nichte machen, zugleich auch durch seine Angriffe auf die Westküste

von Spanien die Macht des Herzogs von Parma von den Niederlanden abziehen möge. Die Heldenkühnheit so wie die Thaten des großen Seehelden, durch welche die Geschichte seines damaligen Unternehmens sich auszeichnet, sind von so außerordentlicher Art, daß die Geschichte der Völkerkriege nur wenig Züge von gleicher Bedeutung aufzuweisen hat. Unversehens, wie ein Blitzstrahl aus blauem Himmel, fuhr sein Geschwader verheerend, zuerst in die Schiffswerfte von Lissabon, dann in den Hafen von Cadix hinein. Dort, auf der Rhede, wo er vom Lande her dem Geschütze der Festung, auf dem Meer aber von allen Seiten dem Geschütz einer der seinen weit überlegenen Kriegsmacht ausgesetzt war, nahm, verbrannte und zerstörte er in einem einzigen Tage 60 bis 100 Schiffe, darunter 6 bis 7 von tausend Tonnen Tragkraft, und von einer Größe waren, wie man sie in damaliger Zeit noch niemals gesehen hatte. Alle diese Schiffe waren beladen mit dem Material zum Bau und zur Bewaffnung der großen königlich spanischen Flotte und mit andren für dieselbe unentbehrlichen Provisionen. Mit derselben Schnelligkeit, in der er gekommen, wendete er sich hierauf von Cadix hinweg zu den Häfen von Algarve und Alenteja, wo er in gleicher Weise Alles vernichtete, was zur Ausrüstung der Armada bestimmt war. Selbst noch auf seiner Heimkehr gelang es ihm, zum Lohne für die großmüthigen Opfer, welche die Theilhaber an dem Unternehmen bei der Ausrüstung des Geschwaders gebracht hatten, ein portugiesisches Schiff hinweg zu nehmen, welches mit Indiens werthvollsten Schätzen so reich beladen war, daß die aufgewendeten Kosten der Privatleute wie der Königin mit überfließenden Zinsen davon bezahlt werden konnten, und daß nur selten eine andre von den Engländern gemachte Beute jenem Ostindienfahrer am Werthe gleich kam.

Drakes, mit eben so bewunderswürdigem Glücke als Seehelden-Talent ausgeführtes Unternehmen war für England von überaus wichtigen Folgen. Die vollendete Ausrüstung der spanischen Armada war dadurch um ein ganzes Jahr verspätet worden, eine Zeit, welche England unter der Leitung seiner Königin und ihrer Minister aufs Beste für Gegenrüstungen zu Wasser und zu Lande verwenden konnte. Vorkehrungen, welche um ein Jahr früher, vielleicht dennoch ungleich weniger wirksam gewesen wären, weil nicht die englische Seemacht allein den Sieg über den mächtigen Feind entschied, sondern mit ihr zugleich die Macht der Elemente, die Gewalt jener ungeheuren Stürme und Ungewitter im Bunde war, mit deren Ausbruch im Sommer von 1588 der Angriff der spanischen Armada auf England zusammenfiel.

Der Kampf, welcher im Jahr 1588 mit so ungleichen Kräften gekämpft und in so unerwarteter Weise entschieden wurde, war ein solcher, der nicht nur für ein oder zwei Völker in Europa, sondern welcher in seinen Folgen für alle Länder und Völker der Erde von höchster Bedeutung werden sollte. In England allerdings hatte man die Küste, da wo dies am nöthigsten schien, mit Soldaten und mit Geschütz besetzt; der vermögende Theil der Nation hatte aus eignen Mitteln Schiffe für Königin und Vaterland ausgerüstet, deren Zahl mit den königlichen zusammen sich auf 140 belief; aber was war dies Alles Spaniens Macht gegenüber, welche ihren Thron auf drei Welttheile gegründet hatte. Die Armada, welche man nur unter dem Beinamen der unüberwindlichen kannte und auf deren Ausrüstung Spanien 60 Millionen Thaler verwendet hatte, führte auf ihren riesenhaft großen Schiffen, deren Tragkraft auf 60000 Tonnen geschätzt war, 3000 Kanonen; die englische Flotte,

welche in der Weise von Drakes weltumseglenden Fahrzeug, aus ungleich kleineren, dabei aber leichter beweglichen Schiffen bestund, deren gesammte Tragkraft höchstens zu 30000 Tonnen angeschlagen werden konnte, war nur mit 800 Kanonen versehen, deren Größe mit jener der Schiffe in Verhältniß stund. Dazu lag ein Heer, dessen Kern aus 30,000 altgedienten, spanischen Truppen bestund, zum Schutz und zur Verstärkung der Seemacht in den Niederlanden bereit.

Die spanische Flotte stund unter dem Oberbefehl eines nicht unerfahrenen Seemannes: des Herzogs von Medina Sidonia. Sie hatte allerdings fast von den Tagen an, da sie gegen Ende des Mai von ihrer heimathlichen Küste auslief, mit Sturm und widrigen Winden zu kämpfen, doch war ihre ganze Macht, als sie am 27. Juli bei Calais vor Anker ging, noch ungebrochen. Wie ein ungeheurer Wallfisch, neben den Booten der Wallfischfänger, welche diesem Riesen des Meeres mit ihren Harpunen zu Leibe rücken, erschien die zu einer wohlgeordneten Masse zusammengehaltene Armada im Vergleich zu der Flotte der Engländer. Aber diese war von Seehelden geführt und von Schaaren bemannt, welche mit Begeisterung und in innigster Eintracht für die Rettung ihres Vaterlandes und sein Heil kämpften. Denn der tapfere, edle Lord Effingham als Oberadmiral hatte nur einen Willen mit seinem allerdings ungleich erfahreneren und einsichtsvolleren Unteradmiral; dem Franz Drake, auf dessen großartigen Charakter allerdings hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, sein freundliches, treumeinendes Benehmen gegen all seine Mitbefehlshaber und Offiziere ein sehr günstiges Licht fallen lässet.

Die englischen Schiffe waren, seit dem Eintritt der Armada in den Canal immer, wie muthige Jagdhunde

die einen Elephanten hetzen, neben dieser geblieben, hatten, wo sie ihren Vortheil ersahen, Angriffe gewagt und den Feinden schon manchen Schaden zugefügt. Der Hauptschlag jedoch, der Englands Rettung und Sieg entschied, geschahe in der Nacht vom 20. Juli, in welcher die Engländer, vornehmlich durch Drake geleitet, mit unerhörter Kühnheit die geschlossenen Reihen der feindlichen Kriegsschiffe durchdrangen, denen sie durch ihre Brander, noch mehr aber durch die wohlberechnete Anwendung ihrer Kanonen furchtbar wurden. Ihre, zu schnellen Wendungen geeigneten, geschwindseglenden Schiffe, waren eben so rasch bald hier, bald da zum Angriff der riesenhaften feindlichen Wasserburgen bei der Hand, als aus dem Bereich der gegen sie gerichteten Kanonensalven entschlüpft. In dem mehrtägigen Seetreffen wurde manches spanische Schiff genommen, andre verbrannt und in den Grund gebohrt, bis der noch immer mächtige Rest der großen Flotte, gleich wie besiegt, von einem Südwind begünstigt, sich aus dem Kanal hinaus nach Norden zurückzog. Drakes Schiff war in der hitzigen Schlacht vom 29. Juli von 40 Kanonenkugeln getroffen und durchbohrt worden, davon 2 durch seine Kajüte drangen. Ein großes spanisches Schiff darin Don Pedro de Valdez mit 50 Offizieren vom höchsten Adel sich befanden, war von Drake erbeutet worden; die Mannschaft desselben schien entschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als sich zu ergeben, als man sie jedoch in Franz Drakes Namen aufforderte die Waffen zu strecken, da leisteten sie keinen Widerstand mehr, denn sagten die Offiziere, wir wissen, daß dieser Mann nicht bloß der tapferste, sondern auch der großmüthigste Engländer ist; ein Solcher der seine Gefangenen ehrt und schont. Man fand in diesem Schiffe 55000 Ducaten, welche Drake großmüthig unter seine Mannschaft ver=

theilte; im darauf folgenden Jahre lösten die Gefangenen sich mit einer Summe von 3500 Pfd. St.

Was die Waffen der Engländer noch nicht vollendet hatten, das thaten die Stürme des Meeres, von den 143 großen Kriegsschiffen der Armada kehrten nur 53 in sehr beschädigtem Zustand nach Spanien zurück, welches damals den Völkern die Lehre gab, daß keine Menschenmacht unüberwindlich sey, die sich in ihrem hochfahrenden Wahn als eine solche rühmt.

5) Drakes letzte Unternehmungen.

Drakes Waffenglück und sein Waffenruhm hatten in den siegreichen Seeschlachten von 1588 ihren höchsten Gipfel erreicht. Er hatte nun das Werk seines Lebens, als einer der ersten Begründer von Englands Weltherrschaft und als Retter des Vaterlandes aus seiner dringendsten Noth vollbracht und es wäre wünschenswerth für ihn gewesen, wenn er jetzt aus dem Schauplatz der großen Thaten sich zurückgezogen und zur Ruhe begeben hätte. Für ihn selber jedoch, für das Reifen seines eignen innren Wesens mag die Schule der Demüthigungen, in die er von hier an geführt wurde, nicht ohne wohlthätigen Einfluß geblieben seyn.

Denn eine solche Schule der Demüthigungen war es im hohen Grade, als Drake, er als Admiral der Flotte, Norris als Heerführer der jene begleitenden Landtruppen mit einem Heer von 20000 Mann im J. 1589 vergeblich die Wiedereinsetzung des Don Antonio auf den portugiesischen Thron versuchten, und zuletzt, nach einem Verlust von 6000 Mann, ohne den mindesten Vortheil erlangt zu haben, nach England zurückkehren mußten. Drake konnte bei dieser Gelegenheit aus eigner Erfahrung sich davon überzeugen, daß das

Urtheil der Menge weniger durch das wirkliche Verdienst als durch das Glück eines Mannes sich bestimmen läßt, denn erst jetzt durfte der Neid es wagen gegen den großen Seehelden laut zu werden, dem man durch vielfache Entstellungen des wahren Verlaufes der Sache, das Mißlingen des Unternehmens fast allein Schuld geben wollte.

Bei diesem Allen blieb Drake dennoch der Held seiner Nation und im Besitz des höchsten Vertrauens seiner Königin. Ein Zeichen dieses Vertrauens der Nation wie der Herrscherin war es, daß man im Jahr 1595 den kühnen Weltumsegler an die Spitze jener kriegerischen Unternehmungen stellte, welche England gegen das spanische Westindien im Sinne führte. Die Königin hatte sechs, Privatleute hatten ein und zwanzig Schiffe zu dieser Expedition ausgerüstet; die Zahl der Mannschaft, an Soldaten und eigentlichen Seeleuten, betrug jedoch nur 2500; außer Drake, der einen großen Theil seines Vermögens der Förderung dieses Unternehmens zum Opfer brachte, führte neben ihm der alte achtzigjährige Seemann Hawkins die Leitung des Ganzen. Diese beiden Männer hatten in früherer Zeit mit geringen Streitkräften Spaniens amerikanische Besitzungen in Furcht und Schrecken gesetzt; sie, und mit ihnen nicht nur die unmittelbaren Theilnehmer an der Ausrüstung, sondern ein großer Theil der englischen Nation hielten es für nicht unmöglich, der unumschränkten Herrschaft einer ihnen feindlichen Macht, auf der westlichen Halbkugel, eine bleibende Gränze zu setzen. Zunächst übrigens schien der alte Hawkins die Befreiung seines Sohnes aus der Gefangenschaft im südlichen Amerika, die Gesellschaft der Privatleute aber, die ihr Geld an den Kriegszug gewendet, mit der Königin zugleich ihr Absehen auf jene Beute gerichtet zu haben, die

man bei der Hinwegnahme von Nombre de Dios und anderer Ausfuhrplätze der Silberflotten zu ergreifen hoffte.

Von spanischer Seite war man indeß auch seither ungleich vorsichtiger geworden, als man das früher gewesen. Man wußte in Madrid sehr gut, zu welchem Zweck die kleine englische Flotte bestimmt war, deren Macht in Plymouth sich versammelte; es gelang mit leichter Mühe dem Gerücht Eingang am englischen Hofe zu verschaffen, daß eine neue Armada in Kurzem heranrücken werde und hierdurch das Auslaufen von Drakes Geschwader zu verspäten, so wie den Lauf desselben, durch andre Gerüchte, von seiner geraden Bahn abzulenken. Die hierdurch gewonnene Zeit wurde von den Spaniern in Westindien aufs möglichst Beste benutzt, um die festen Posten und Häfen an der Küste in guten Vertheidigungsstand zu setzen und die aufgehäuften Vorräthe der edlen Metalle so wie alle andre Waaren von Werth in gute Sicherheit zu bringen. Auch lagen allenthalben wohlbewaffnete spanische Schiffe zum kräftigen Empfang der Feinde bereit.

Als das englische Geschwader im September 1595 Westindien erreicht hatte, da wurde sogleich eines seiner Schiffe, bei Portorico von den Spaniern hinweggenommen. Dieses unerwartete Ereigniß brach den vormals nie gebeugten Muth des alten Seemannes Hawkin so sehr, daß er in ein Fieber verfiel, an welchem er wenige Wochen nachher starb. Seine Stelle nahm Sir Thomas Baskeville ein, welcher gleich in der Nacht nach Hawkins Tode, mit Drake in Uebereinstimmung, einen kühnen Angriff aus Portorico, unter dessen Kanonen das englische Geschwader lag, beschloß. Während aber die Offiziere in Drakes Kajüte beim Abendessen saßen, schlug eine Kanonenkugel unter sie herein, tödtete den Sir Nicolas Clifford, verwundete den Brutus Browne

tödtlich und traf den Stuhl, auf welchem Drake, „so eben sein Glas Bier trinkend" saß. Und als nun der Angriff auf diese Festung, so wie bald hernach auch auf andre spanische Positionen versucht ward, da fanden die Engländer eine so unerwartet kräftige Gegenwehr, Mauern von so großen Geschützen; von so zahlreicher Besatzung vertheidigt, daß sie, wo nicht ganz zurückgeschlagen, doch nur mit großem Verlust und Kraftaufwand in den Besitz der Städte gelangten, in denen sie nichts mehr fanden als leere Häuser oder Haufen von Trümmern. Auch ein Versuch des Thomas Baskeville, mit einer Macht von 750 tüchtigen Soldaten durch die Landenge von Panama nach der Westküste von Amerika vorzudringen, ein Versuch welcher dem Drake 20 Jahre vorher so leicht und mit so glücklichem Erfolge gelungen war, wurde durch die Wachsamkeit der spanischen Musketiere, die den Fremden im Dickig der Wälder auflauerten, so gänzlich vereitelt, daß die Engländer mit großem Verlust und ohne allen Erfolg den Marsch, bereits auf halbem Wege, aufgeben mußten.

Schon einige Wochen vorher als Drake von seinem sterbenden Waffengefährten, dem Thomas Browne den letzten Abschied nahm, sprach sein Mund die Ahnung aus, daß seine Kraft ihrem Sinken nahe sey. Das letzte Mißlingen aller Pläne, welche dem diesmaligen Unternehmen zu Grunde lagen, durch Baskevilles Niederlage, griff die sonst so kräftige Natur des kühnen Seemannes so tief, an ihrer innersten Wurzel an, daß seine Gesundheit, welche bis dahin in Hitze wie in Frost, in Sturm und Wetter so trefflich Stand gehalten, dem Einfluß des Klimas unterlag; er starb an einer schnell zum tödtlichen Ausgang eilenden Dysenterie am 28. Januar 1596, in seinem 57. Lebensjahre. Eine Stunde vor seinem Tode stund er von seinem Lager auf,

kleidete sich an, murmelte einige unzusammenhängende Worte, ward dann wieder zu Bette gebracht und verschied hier sogleich. Sein Leichnam ward mit allen gebührenden Ehrenbezeugungen nach seemännischem Gebrauch ins Meer versenkt, an derselben Stelle der Bai von Puerto bello, an welcher 140 Jahre nachher bei der unglücklichen Expedition von Hosier so mancher seiner Landsleute das Grab der Wogen fand.

Die Nachricht von Drakes Tod erfüllte ganz England mit tiefem Leid. Sein Name und seine Thaten waren selbst im Munde der Kinder; Jünglinge sahen mit Begeisterung auf dieses Vorbild; es gab keine Stadt, ja kaum ein Dorf im Lande, darin nicht einer der Männer lebte, der an dem siegreichen Kampfe mit der „unüberwindlichen" spanischen Seemacht Theil genommen und von dem was Drake hierbei gethan die unmittelbare Kunde vernommen hatte. Die hochbetagten Alten, aus dem Anfang des Jahrhunderts konnten den Enkeln es berichten, was Englands Verkehr auf dem Gewässer vor Drakes kühnem Auslauf in die Meere beider Halbkugeln gewesen sey, und auf das hinweisen, was er jetzt zu werden angefangen habe.

Ein geistreicher Engländer unsrer Tage *) erkennt in Drake, in dem Manne der im Dienste des Vaterlandes groß geworden, der diesem Dienst alle Kräfte seines Lebens dahingegeben, das früheste Vorbild jener englischen Heldengestalten, welche in späterer Zeit zur See wie zu Land den Ruhm und die Macht ihrer Nation in allen Erdtheilen begründet haben. Wenn Drake auch zuweilen das Selbstge-

*) Der Verfasser der Anzeige von J. Barrow's biographischem Werk über Drake im Edinb. Rev. Nr. CLXII.

fühl, welches das unerhörte Glück seiner früheren Unternehmungen in ihm geweckt und großgezogen hatte, in einer Weise äußerte, die in ihrem Humor so wie in ihrem kräftigen Ernst, für Manche etwas Anstößiges und Verletzendes haben mochte, so gehörte doch auch dieser Zug zu jenem wesentlichen Element seiner Wirksamkeit, wodurch er ein Mann des Volkes, ein Erwecker der in diesem schlummernden Kräfte und jenes Nationalstolzes wurde, der in edlerer Richtung sich entfaltend nachmals so Großes geleistet hat. Wo es galt dem Ruhm und der Macht des Vaterlandes ein Opfer zu bringen, da ging er mit all den Kräften und Mitteln, welche ihm zu Gebote stunden, voran. Der Mann blieb mit felsenfester Treue in seinem Berufe sich immer gleich, auch im Unglück verließ ihn niemals sein freudiger Muth. Zwar that er immer nur das, was ihm das Beste schien, hörte aber auch andre abweichende Ansichten und Rathschläge mit Ruhe an, welche er, so weit sie irrig waren, weniger mit Worten, als mit der That widerlegte, obgleich er, da wo es galt, eine seltne Macht und Gedankenfülle der Rede besaß.

Wie sein beredter Mund so hatte seine ganze äußre Erscheinung etwas Einnehmendes und Achtung Gebietendes. Er war klein von Gestalt, dabei aber kräftig gebaut; von breiter Brust, wohlgeformtem, runden Haupte, aus dessen großen Augen ein seltnes Feuer strahlte; sein Haar, wie der schöne, volle Bart von lichtbrauner Farbe, seine Naturart die sanguinische. Er war zweimal verheirathet, hatte jedoch aus diesen Ehen keine Kinder; sein nach allen dem Vaterland gebrachten Opfern noch immer bedeutendes Vermögen, welches vorzugsweise in dem Grundeigenthum bestund, das er zwischen Tavistock und Plymouth angekauft hatte, erbte sein Neffe, der jüngere Franz Drake. Im

Jahr 1794 starb der letzte dieses männlichen Stammes: Sir Thomas Drake; das Geschlecht bestehet jedoch noch immer, durch weibliche Sprößlinge in mehreren Seitenlinien fort, zu denen auch die Familie Buckland gehörte.

Nicht mit Unrecht sagt Camden, daß Dracke neben seinen andern großen Verdiensten um Englands künftigen Wohlstand auch das gehabt habe, daß er durch die Seekarten, Abrisse der Küstengegenden und durch die seemännischen Tagebücher, welche bei der Eroberung von Fort St. Philipp in seine Hände fielen und von ihm nach England gebracht wurden, der Schiffahrt seiner Nation nach Ostindien die Bahn gebrochen und hierdurch den ersten Grund gelegt habe zu der Gestaltung und allen späteren Unternehmungen der englisch-ostindischen Compagnie. Die erste Geschäftsreise der Engländer nach Ostindien wurde schon im J. 1591 unter der Leitung des Capitän Lancaster und Capitän Raymond unternommen, in derselben Zeit da der Seefahrer Cavendish seine zweite Reise nach der Südsee machte.

Auch durch zwei andre, noch jetzt bestehende Werke hat sich Drake ein Denkmal in seinem Vaterlande gesetzt. Das eine ist die Wasserleitung, welche das Trinkwasser von einem reichen, ziemlich abgelegenen Bergquell nach Plymouth führt; ein für jene Zeit so bewundernswürdiges Unternehmen, daß unter dem phantasiereichen Volke des Landes die Sage bestund, der berühmte Admiral habe durch einen Bund mit dem Satan es bewirkt, daß, indem er auf seinem Rosse in Gallopp voranritt, das Wasser den Fußtapfen des Pferdes folgen mußte. Das andre Werk ist das Legat von Chatam, dazu auch Hawkins einen Theil seines Vermögens, Drake jedoch das Meiste beitrug; eine Stiftung, aus deren Renten alte, oder sonst zum Dienste nicht mehr brauchbare

Seeleute unterhalten und versorgt werden. Die Jahreszinsen jenes wohlthätigen Legates sind allmälig so angewachsen, daß im J. 1814 mehr denn 30,000 hülfsbedürftige Seeleute so wie Wittwen und Waisen dieses Standes daraus unterstützt werden konnten.

Ein solcher Mann, mächtig an Geist und Willenskraft, edel an Gemüth, voll Liebe zu seinem Volke, war Franz Drake; bei all seinen äußern Rauheiten und jenen Schattenseiten, welche der herrschende Geist der Zeit an seiner Natur hervorrief. Er hatte einen eigenthümlichen Beruf für seine Nation empfangen, den er auf all seinen sonderbar sich verschlingenden, unsre Ansichten durchkreuzenden Lebenswegen fest im Auge behielt: weil er auf eine höhere Macht als die der Menschen ist, vertraute, welche diesen Beruf ihm tief ins Herz legte und zur Vollführung desselben Glück und Gedeihen gab. Wo er fehlte und unrecht that, da fehlte er nicht für seine Person allein, sondern mit seiner ganzen Zeit, mit deren Vorurtheilen und Einseitigkeiten er groß gezogen und verwachsen war.

II.

Züge aus dem Leben des James Meikle.

Wie in der Kühle des Abends, nach einem heißen Tage der Ernte, bei dem milden Lichte des Mondes, unsre äußeren Sinne sich erquicken, so findet auch der innre Sinn ein liebliches Ausruhen, wenn er seinen Blick von der Betrachtung großer, blutiger Thaten eines Helden der Geschichte zu dem Bilde eines Menschenlebens wendet, das, wenn auch vor der großen Welt verborgen und in der Geschichte unbekannt, ein in seinem Gott vollkommen zufriedenes, seliges, in seinem kleinen Kreise fruchtbares und gesegnetes war. Ein solches Leben ist das gewesen, von dessen stillem Verlaufe wir hier Einiges berichten wollen.

Die Leute zu Carnwath in Schottland erzählen noch jetzt gerne von einem ihrer Landsleute, von dem James Meikle, gewesenen Schiffschirurgen bei der königlich großbrittanischen Flotte und rühmlichst bekannten Volksschriftsteller, obgleich es schon länger als vierzig Jahre ist, daß derselbe alt und lebenssatt in ihrer Mitte starb *). Wer

*) James Meikle war am 19ten Mai 1730 zu Carnwath im obern Clydesthale geboren und starb eben daselbst am 7ten Dezember 1799. Die bekanntesten seiner im edelsten Sinne

den Herrn Meikle noch in seinem 70ten Jahre sahe und ihn so im Allgemeinen von den Schicksalen seiner vergangenen Jahre sprechen hörte, der konnte nichts Anders meinen, als daß dieser heitre, immer vergnügte Mann sein ganzes Leben hindurch dem Wohlergehen im Schoße gesessen; daß er, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, ein wahres Glückskind von Jugend auf bis zum Alter gewesen sey. Das junge Volk, das die Welt noch nicht gesehen hatte und doch gern sie zu sehen wünschte, konnte ihm Stundenlang mit Vergnügen zuhören, wenn er von seinen schönen Seereisen nach Süd und Nord, von seinen Wanderungen auf der Insel St. Helena, von seinem Aufenthalt an den Küsten von Frankreich, Spanien und Italien erzählte, oder von dem Genusse, welchen ihm hin und wieder selbst das Verweilen auf einem Meeresfelsen gewährte, dessen Dach der heitre, tiefblaue Himmel des Südens war. Wen die Kriegsthaten seines Volkes erfreuten, der konnte genug zu seiner Ergötzung vernehmen, wenn der Alte von den glänzenden Siegen sprach, welche die englische über die französische Flotte, namentlich im J. 1759 errungen hatte. Er selbst war damals, am 20. November, Augenzeuge und Theilnehmer des gefahrvollen Kampfes und seines glücklichen Ausganges gewesen, und wer konnte mit lebendigeren Farben als er es schildern, wie der Portland (so hieß das Linienschiff, auf dem er diente) mit 5 andern,

des Wortes wahrhaft volksthümlichen Schriften sind: der Wandrer; die Lieder zu Land und zu Meere; die Freuden des Einsamen; der Christ; dann sein vielverbeitetes und gelesenes Monatsblatt. In all diesen Schriften zeigt sich der kindlich christgläubige Sinn des Verfassers; sein Herz voll inniger Liebe zu Gott und den Brüdern; voll Hoffnung und freudigem Vertrauen.

kleineren Schiffen, schon von der französischen Flotte umringt, verloren schien, als auf einmal ein Matrose im Mastkorbe das Herannahen der englischen Flotte unter Admiral Hawke verkündete und bald hernach einer der vollkommensten Siege erfochten ward, deren Englands Seemacht sich rühmen kann.

Aber auch durch andre Züge aus der Geschichte seines Lebens wußte Herr James Meikle Junge wie Alte höchlich zu ergötzen, denn es war nun einmal seine Art so, daß er, wenn er in seine Vergangenheit zurückblickte, immer nur solche Parthien derselben sahe, welche von den Sonnenstrahlen seiner innren Fröhlichkeit und auch eines äußern Wohlbefindens beleuchtet waren. Wenn er dann von seinen frühesten Lebensjahren erzählte, wie er im Hause seiner frommen Eltern als das fünfte unter ihren zehn Kindern so vergnügt gewesen sey, wenn er von dem großen Landgut bei Hamilton am Clyde sprach, das seiner Familie zugehörte, von den glücklichen, fleißig benutzten Stunden seiner ersten Schulzeit, von den seligen Erfahrungen, die er als Student in Edinburgh gemacht, von den treuen Freunden, die er gleich bei seiner ersten Niederlassung daselbst in Carnwath gefunden habe, von dem Glück und Frieden seiner Ehe, dann konnte der Fremde, der mit Meikles näheren Lebensumständen unbekannt war, nichts Anders denken als: „Fürwahr, diesem Manne ist sein ganzes Leben hindurch Alles nach Wunsche gegangen." Die Nachbarn und Gefreundete des Greises urtheilten freilich anders und es gab nur wenige unter ihnen, welche ihm von Herzen beistimmten, wenn er sein vergangenes Leben in allen Ausdrücken eines dankbaren Gemüthes, als ein sehr glückliches pries, und welche den Grund seines beständigen innern Vergnügtseyns recht begriffen. Denn es war bekannt, daß er von Kindheit an mit gar

mancherlei Noth und Sorgen zu kämpfen gehabt hatte, ja daß, wenn man nur aufs Aeußere sahe, sein ganzes Leben eine Kette von Unglücksfällen, fehlgeschlagenen Hoffnungen und Verlusten Dessen gewesen sey, was er auf Erden am liebsten gehabt hatte. Auch fehlte es nicht an Solchen, welche mit oder ohne Absicht, durch ihre Fragen, in dem aufrichtigen Manne, während derselbe seine Vergangenheit so in rosigem Lichte beschrieb, Erinnerungen andrer Art aufweckten, die zu jenem Lichte einen gar dunklen Schatten bildeten.

So geschah es wohl, wenn der Greis, etwa bei einer volksfestlichen Versammlung, mit jugendlicher Munterkeit die Herrlichkeiten von Pisa beschrieb und von dem Vergnügen sprach, das er während seines Aufenthaltes in Livorno dort genossen, daß einer der Anwesenden ihn mit der Frage unterbrach: Und nicht wahr, Herr Meikle, das war damals, als Ihnen der große Unfall begegnete, den Sie, von Sturm und Regen gescheucht, in einem hohlen Baume durch ein artiges Gedicht besungen haben?

Unfall? fragte der Alte, wollten Sie nicht vielmehr sagen: unerhörten Glücksfall? denn haben mir nicht gerade damals Sturm und Regen einen Vortheil gebracht, der für mich wichtiger war, als für manchen Andern der Gewinn des großen Looses in der Londoner Lotterie?

Ei, wie gieng das zu? fragte ein Dritter, bitte erzählen Sie uns doch die Geschichte von dem hohlen Baume und von dem Gedicht das Sie darinnen gemacht haben.

Nun, so sprach Herr Meikle, die Geschichte ist freilich einfach genug. Es war im April 1759, da lag unser Schiff, der Portland, mit einem ganzen Geschwader englischer Kauffahrteischiffe, denen er in damaliger Kriegszeit zum Schutz beigegeben war, bei Livorno vor Anker. Der

ungünstige Wind ließ uns nicht auslaufen, übrigens war das Wetter so schön, daß mehrere unserer Offiziere und Passagiere eine Parthie nach dem nahen Pisa vorschlugen, um dort den berühmten hängenden Thurm und mehrere andere Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Ich war sogleich bereit an der Parthie Antheil zu nehmen; der nächste Tag wurde dazu bestimmt; ich machte mich schon am frühen Morgen zu Fuße auf den Weg, um den Andren, welche ritten, einen Vorsprung abzugewinnen, und ich kam fast zu gleicher Zeit mit ihnen in Pisa an. Da fand sich alsbald ein Mann ein, der uns herumführen wollte. Wir, ohne uns einen Augenblick zu bedenken, folgten ihm, bestiegen den schiefen Thurm und zogen dann, ohne Ruhe und Rast, bis spät am Nachmittag in der Stadt herum, bis wir alle Sehenswürdigkeiten, die in unsrer gedruckten Beschreibung verzeichnet stunden, angeschaut hatten. Die Andern, nachdem sie kaum zum Genuß einiger Bissen sich Zeit gelassen, setzten sich wieder zu Pferde und eilten fort zum Abendessen und zu ihrem Nachtlager auf dem Portland, mir aber, der ich den ganzen Tag, von der Morgendämmerung an auf den Beinen gewesen, that das Sitzen im Wirthshaus so wohl, daß ich, da ja der Wind noch immer der Abfahrt ungünstig schien, unbedenklich in Pisa zurückblieb. Ich ließ mir freilich nicht lange Ruhe, sondern schon bei Tagesgrauen war ich am nächsten Morgen wieder auf dem Wege nach Livorno. Aber der Wind hatte sich während der Nacht verändert, der Portland und das zu ihm gehörige Geschwader der andern Fahrzeuge hatten die Anker gelichtet; als ich in Livorno ankam, war weit und breit kein englisches Segel mehr zu sehen. Jetzt war guter Rath theuer. All das Meinige befand sich auf dem Portland; ich hatte nichts bei mir, als die leichte Kleidung,

die ich bei meiner Fußreise an mir trug; in meiner Tasche nur etwas kleine Münze, an Werth kaum zwei Schillinge. Dabei wußte ich mir in der ganzen Stadt keinen einzigen bekannten Menschen, keinen Rath und noch weniger ein Mittel, der Flotte, die mit geschwellten Segeln davon fuhr, nachzukommen. Und was in meiner damaligen Lage das Schlimmste war: auch meine Stelle als Schiffschirurg, sammt der Löhnung, die ich nach Beschluß der Reise zu erwarten hatte, war durch mein Zurückbleiben gefährdet.

Es war an einem Freitag Vormittags, als ich so verlassen auf dem Hafendamm von Livorno stund und ins Meer hinaus schaute. Endlich wendete ich mich herum nach der Stadt und sparte nun an diesem wie am darauf folgenden Tage keine Zeit noch Mühe, um einen Ausweg aus meiner verwickelten Lage zu fiuden. Aber es war schon der dritte Tag und es zeigte sich mir noch keine Aussicht zum Weiterkommen. Da gedachte ich: heute ist Sonntag, da sollst du dich all deiner Menschensorgen entschlagen und einmal Dem das Sorgen überlassen, dem der heutige Tag vor andern Tagen zu seinem Eigenthum geweiht ist. Und so nahm ich denn hier dieses theure, werthe Buch, meine Bibel zu mir, die mich auf all meinen Wegen begleitet hat, und ging hinaus in ein Gehölz, das sich seitwärts von der Straße nach Pisa findet. Ich kann wohl sagen, ich war da in meinem Gott vergnügt, ich las und sang, und obgleich ich gestern nur sehr wenig, heute aber, außer einem Trunk frischen Wassers noch gar nichts genossen hatte, fühlte ich doch weder Hunger noch Durst. Als aber am Nachmittag ein Ungewitter kam, und der Regenguß mich durchnäßte, da setzte mir freilich der rauhe Sturmwind etwas hart zu, indeß fand sich auch dagegen ein Schutz und Zufluchtsort in einem hohlen Baume, in welchem mir es

bald so wohl und warm zu Muthe ward, daß ich ein Liedlein in meine Brieftasche schrieb, welches die Stimmung eines Pilgrims beschreibt, der im Lande der Fremdlingsschaft nichts hat, daran er sich halten kann, als seinen Gott. Die Nachbarn kennen es wohl, es steht in meiner Liedersammlung unter der Aufschrift: „guter Muth im einsamen Exil.“ Indeß hatte später, am Nachmittag, der Regen nachgelassen; ich kam ziemlich erfroren und matt, von meinem fast zweitägigen Fasten, in der Stadt an. Ich hielt aber an meinem Vorsatz fest; heute ist Sonntag, da will ich nichts mit den Sorgen zu thun haben, sondern sie Dem überlassen, Dem der ganze Sonntag angehört. Ich trat in ein Haus, um mich ein wenig zu erquicken, und hatte da noch gar nicht lang gesessen, da kam einer ins Zimmer herein, der die Neuigkeit brachte, daß so eben das englische Schiffsgeschwader, das vorgestern absegelte, unter Begleitung des großen Lienienschiffes Portland wieder auf der Rhede angelangt sey; der heutige Sturmwind habe sie nach Livorno zurückgetrieben. Wie mir bei dieser Nachricht zu Sinne wurde, das könnt ihr euch wohl denken; wenige Stunden vorher hätte mir keine Fischerbarke zu Gebote gestanden und jetzt kam mir Glückskind eine ganze Flotille entgegen.

Für denselben Abend war es schon zu spät, und das Meer zu stürmisch zur Ueberfahrt; erst am andern Morgen konnte ich mich auf einem Fischerboot nach der Rhede hinausführen lassen. Als die Matrosen auf dem Portland, denen ich gar oft ihr Fluchen und Schwören, so wie andre Rohheiten verwiesen hatte, die mir aber demohnerachtet sehr zugethan waren, mich kommen sahen, schrieen sie mir ein lautes Willkommen zu, fügten aber demselben in ihrem seemännischen Witze die Worte bei: „Kommt nur herauf,

ihr betender T***l, wars doch gerade als wollten uns die Winde ohne euch nicht vom Flecke kommen lassen.“ Zwei Stunden, nachdem ich wieder am Bord war, erhub sich ein günstiger Wind, der uns auch bis ans nächste Ziel unsrer Reise, bis Gibraltar, treu blieb. Der Kapitän ließ mich mit einem leichten Verweise über mein selbstverschuldetes Zurückbleiben, durchkommen.

„So leicht wären Sie bei meinem Kapitän nicht durchgekommen“, sagte ein Untersteuermann von der Westindienflotte, der sich so eben auf Urlaub zu Carnwath befand. „Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, warum Sie nicht auch wie Ihre Gesellschafter nach Pisa geritten, sondern zu Fuße gegangen sind?“

Der Alte lächelte und sagte: daß ich zu Fuße ging, Herr Untersteuermann, und nicht ritt wie die Andren, das hatte seinen guten Grund; einen Grund, den auch mein guter Herr Capitän sehr wohl kannte. Die ganze Löhnung, welche ich damals als Schiffschirurg zu erwarten hatte, gehörte nicht mein, sondern meinen Gläubigern hier in Carnwath, welche mir und meiner armen, alten Mutter in mancherlei Nöthen, die uns, namentlich während meines schweren Krankenlagers trafen, Geld geliehen hatten. Die guten Leute waren etwas ungeduldig; sie hatten mich durch ihr Drängen und Treiben nicht nur so weit gebracht, daß ich mein kleines Haus und was darin mein war, hergeben, sondern auch zum Seedienst mich bequemen mußte, nur damit ich ihnen eine sichre Aussicht zur Zurückbezahlung meiner Schuld geben konnte.

„Ei“, so fragte der Untersteuermann weiter, „wie reimt sich eine solche Härte Ihrer Landsleute mit dem zusammen, was Sie vorhin von der großen Freundschaft

rühmten, die Sie gleich bei Ihrer ersten häuslichen Niederlassung hier gefunden hätten?"

Und warum sollte es das nicht, antwortete Herr Meikle freundlich; hatte ich doch seit Jahren nicht mehr an meine Gläubiger, und an das gedacht, was Sie als eine Härte derselben benannten, bis Sie mich so eben durch ihre Fragen darauf brachten; an die treuen Freunde aber, von denen ich vorhin sprach, denke ich täglich. Was diese in ihrer großen Liebe an mir thaten und mir mittheilten, das kann ich ihnen in Ewigkeit nicht genug verdanken, denn diese guten Leute hatten Alles, was der Mensch zu seinem wahren Glück und Vergnügtseyn bedarf; Geld und Geldeswerth aber war ihnen knapp zugemessen, denn die meisten von ihnen waren eben so blutarm, als ich damals, nach meiner langen, schweren Krankheit war.

„Aber" so fragte ein Pächter aus der Nachbarschaft, „sprachen Sie nicht von einem Landgute, das Ihre Familie bei Hamilton am Clyde besessen? Ich kann mir wohl denken, was dies für eines war, und weiß auch, daß sein Einkommen groß genug ist, um fünf, ja zehn Familien, davon jede zehn Kinder zählte, zu ernähren."

Ich sagte nicht, antwortete der Alte, daß meine Familie jenes Gut wirklich in Besitz und Genuß gehabt habe. Aber es war von Gott und Rechtswegen ein ererbtes Eigenthum meiner Mutter, um welches wir, wie dies Viele hier und in Edinburgh bezeugen können, durch einen Prozeß und ungerechten Richterspruch gebracht worden sind. Ich hätte auch unter der jetzigen Regierung unsers guten Königes Georg III. alle Hoffnung, ja sichre Aussicht gehabt, mein Recht zu erlangen, aber ich mochte den Prozeß nicht wieder aufnehmen, der, wie ich wußte, meinem armen Vater mehr Sorgen und Geldkosten gemacht hat,

als seine zehn Kinder, auch wußte ich, daß uns kein andres Brod so wohl bekommt, als das, was wir im Schweiß unsers Angesichts essen. Ueberdieß war damals, wo sich die Aussicht wegen unsrer Rechtssache besser gestaltete, meine gute Mutter bereits gestorben, mit der ich mehrmalen Hand in Hand durch die schönen Gärten, Felder und Häuser gegangen war, welche eigentlich ihr zugehörten und der ich, wegen der vielen bittren Stunden, die wir mit einander in Edinburgh zugebracht hatten, noch einen guten Ausgang ihres Erbschafts-Prozesses hätte wünschen mögen.

„Bittre Stunden in Edinburgh?“ fragte ein gegenüber Sitzender. „Sprachen Sie nicht von seligen Stunden, welche Sie während ihrer Studienzeit an jenem Ort genossen?“

Selige Stunden? so werde ich kaum gesagt haben, wohl aber selige Erfahrungen. Und, sehen Sie, diese kann eine Menschenseele gar wohl, auch in solchen Tagen machen, da sie mit Thränenbrod und allerhand Trübsal gespeist und getränkt wird. Als ich mit meiner guten Mutter, die der Meinung war, daß sie daselbst ihren Prozeß besser betreiben könne, nach Edinburgh gezogen war, wußten wir freilich oftmals nicht, woher wir das Brod für den nächsten Tag, noch weniger, woher wir das Geld für Holz und Hauszins nehmen sollten. Dennoch hat Gott immer zur rechten Zeit und Stunde geholfen, hat uns jederzeit Mittel und Auswege verschafft. Und wenn ich so bei meinen Büchern und Lieblingsstudien saß, da bin ich, in fester Hoffnung auf weitre Hülfe, vergnügter gewesen als mancher, der tausend Pfund jährlicher Renten zu verzehren hat. Ja auch dann, wenns einmal innerlich trüb werden wollte, weil sich ein Hinderniß nach dem andern der Erfüllung meines Lieblingswunsches, Theologie zu studiren, in den Weg stellte, brach immer wieder der

Sonnenstrahl eines Trostes in das Dunkel herein, der mich gar fröhlich und mit Allem vergnügt machte.

„Ei seht doch", sprach ein Andrer, „hat Vater James Meikle einmal Geistlicher werden wollen? Nun dazu hätte er, meines Bedünkens, ganz besonders gut getaugt. Aber wie kam es doch eigentlich, daß Sie in Edinburgh nicht bei der Theologie blieben?

Alles das, sagte Herr Meikle, was meine selige Mutter und ich, bei unsrer ersten Ankunft in Edinburgh noch wegzugeben hatten, das legten wir in die Hände eines jungen Gelehrten, der mir dafür in den Schulkenntnissen, die für den Uebertritt zum theologischen Studium nöthig waren, nachzuhelfen versprach. Aber dieser junge Mann machte sich, aus Gründen die ich nicht weiß, sobald er die begehrte Vorausbezahlung empfangen, auf und davon, und wir konnten nicht mehr so viel Geld aufbringen, um einen andern Lehrmeister in den alten Sprachen zu bezahlen. Die Lehrer aber der Arzneikunde und Chirurgie, deren etliche meinen seligen Vater gekannt hatten und liebten, machten mirs möglich, alle Vorlesungen ihres Faches umsonst zu hören, und für dieses Fach hatte ich mir auch schon im Hause meines Vaters, der, wie ihr wißt, selber ein Wundarzt war, bessere Vorkenntnisse verschaffen können, als bei dem Vagabundenleben in der hiesigen lateinischen Schule für die Hülfswissenschaften der Theologie.

„Vagabundenleben?" fragte der Andre, „hörten wir Sie aber nicht vorhin der glücklichen, fleißig benutzten Stunden Ihrer Schuljahre mit Ruhm gedenken?"

Seht, so sprach Herr Meikle, das geht mir nun einmal so, mit meinem Gedächtniß. Was ich vorhin rühmte, das galt den Jahren, die ich hier an unserer Stadtschule unter meinem ersten Lehrer zubrachte. Dieser hat mich wie ein eignes Kind geliebt, und sich alle Mühe gegeben,

mich recht viel lernen zu lassen. Aber der gute Mann starb, und es kam ein Andrer an seine Stelle, der mich, weil ich arm war — denn meinem Vater kostete damals der Prozeß wegen des Erbgutes seine ganze Einnahme — statt zur Schule und zum Lernen, zum Botenlaufen und zu allerhand andern Geschäften für sein Haus benutzte, wobei nur die Füße und Hände, nicht aber mein Kopf in Uebung blieben. Nun, dieß hatte ich längst vergessen, und ich bin heute, ganz ohne es zu merken, darauf gekommen; den guten, seligen Lehrer aber und seinen Unterricht, dem ich nächst Gott und meinen frommen Eltern all meine erste Anleitung zum Guten verdanke, kann ich nimmermehr aus dem Sinne bringen. Daß ich aber nicht Theologie studiren konnte, wornach mein ganzes Sehnen und Trachten ging, das hat mich viele Jahre lang tief betrübt, bis ich am Ende erkennen lernte: daß man auch auf anderm Wege seine Nebenmenschen eben so christlich gut belehren kann, als auf der Kanzel, und daß man in seinem eigenen Hausstand und Herzen Gelegenheit genug hat, das Amt eines Geistlichen zu verwalten. Denn in meinem Hausstande that es gar oft Noth, daß der geistliche Trost und Zuspruch gleich in der Nähe war.

„Wie lange", so fragte ein jüngerer Nachbar, „haben Sie in der glücklichen Ehe mit Ihrer seligen Frau gelebt?"

Nur zwei Jahre, antwortete Herr Meikle, dem es dabei wie ein leichtes Gewölk der Wehmuth über seine heitre Stirne zog. Kurz vor meiner Verheirathung hatte ich auch meine einzige, theure Schwester an einer sehr schmerzhaften Krankheit hinscheiden sehen. Ich war nun freilich allein mit meinem Kind in der Welt, doch sind wir niemals verlassen gewesen; es war als hätte uns mein frommes, seliges Weib den Frieden und Segen, der bei allem war, was sie sprach und that, zum Erbtheil hinterlassen, und die Küste,

in deren stillen Hafen ich nun bald einzulaufen gedenke, habe ich seitdem, auch wenn das Meer stürmisch war, immer vor Augen behalten.

Herr James Meikle schwieg, aber ein alter Freund desselben, der neben ihm saß, nahm das Wort: „Unser Herr James da", so sprach er, „hat sich, seitdem er im hohlen Baume bei Livorno stak, eine gute Lehre über Wind und Wetter zu eigen gemacht. Es weht uns manchmal auf dem Festland unsers alltäglichen Lebens, ein Wind an, der uns sehr ungelegen kommt, weil er eine und die andre Blüthe von den Bäumen unsers Gärtchens herunterreißt. Derselbe Wind aber, der das that, kann draußen auf dem weiten Meere, ein Schifflein her, in unsern Hafen führen, das uns ungleich höheren Gewinn bringt, als die Blüthen unsers Baumes uns versprachen. Vater James hat uns zwar das Wort Gottes niemals von der Kanzel predigen können, wie dies der Wunsch seiner Jugendjahre war, er hat uns Allen aber, die wir ihn näher kennen, durch seinen Wandel, und vielen Tausenden unsrer Landsleute durch seine Schrifften gepredigt. Das Gut, welches seiner Familie rechtlicher Weise zugehörte, hat er zwar niemals bekommen, wohl aber ein anders, das mehr Werth hat, denn jedes Gut zu Land oder auf dem Meere: ein Herz, das selbst in Kreuz und Leid immer fröhlich und zufrieden ist, mit den Wegen seines Gottes.

Für die Leser dieser kleinen biographischen Skizze, welcher eine ausführlichere englische Lebensbeschreibung zu Grunde lag, fügen wir nur noch die Bemerkung bei: daß der alte James Meikle bis zu seinem Ende jugendlich heiter und munter blieb. Wenn sein Gespräch, im Kreise der

Freunde vielleicht noch öfter als sonst auf solche Gegenstände sich lenkte, welche Tod und Ewigkeit betrafen, so fiel dieses keinem seiner Zuhörer auf, denn man war dergleichen Gespräche an ihm von jeher gewohnt und hörte sie gern, weil sich die Gefühle der freudigen Hoffnung und Erhebung, welche dann den Alten beredter, denn jemals machten, auch andern mittheilten und in eine Stimmung des süßen Trostes und des innern Friedens sie versetzten, dabei Jeder sich innig wohlbefand. Sechs Tage vor seinem Tode (am 1ten December 1799) stund er zu Lanark, bei der öffentlichen Communion seinem Amte als Kirchenältester, in gewohnter Weise vor; am darauf folgenden Tage schrieb er noch einen kleinen Aufsatz, für sein so viel gelesenes und an so vielen Herzen gesegnetes Monatsblatt und man merkt dieser Arbeit nichts von einer Krankheitsschwäche, keinen Mangel, an der früheren Munterkeit seines Ausdruckes an. Selbst noch am letzten Tage vor seinem Tode, sahe man ihn mit Bereitung und Vertheilung von Arzneien für seine lieben Kranken beschäftigt. Und als nun der Tod sich bei ihm meldete, da empfing er ihn freundlich und ließ ihn nicht lang warten, denn er war schon lange zur Abreise angekleidet und bereit.

III.

Johann Baptist Tavernier,

Freiherr von Aubonne.

Ein Glücksritter und kühner Abendtheurer wie Franz Drake, der wie dieser, unter tausendfältigen Gefahren, die Reiche der Erde durchzogen; doch nicht wie Drake in der Weise des allbesiegenden, zerfleischenden Adlers, sondern eines wandernden Kraniches, der sich heute da, morgen dort, an den Gaben der Felder und der wasserreichen Auen sättiget, und welcher der äußeren, drohenden Gewalt nicht mit eigner, herausfordernder Gewalt begegnet, den Kampf mit ihr nicht aufsucht, sondern mit Wachsamkeit und Klugheit sich ihr entziehet und so, eine lange Reihe von Jahren hindurch, die ungestörte Lust des Wanderns genießt.

Eine Tagreise von Nürnberg, etwa in der Nähe von Hersbruck, oder Sulzbach, hat Tavernier, damals ein etwa 16 jähriger Jüngling, die Laufbahn seines Glückes betreten. Und zwar als Reitknecht bei einem Kriegsobersten, Namens Hans Berner, als dieser im Jahr 1620 mit Churfürst Maximilian von Bayern, nach Böhmen zog, um das Land von neuem dem Scepter seines Kaisers zu unterwerfen. Aus dem Reitknecht ist bald hernach ein königlicher Page, hierauf ein bei den Gesandten der europäischen Höfe, dar=

nach ein bei den mächtigsten Herrschern des Morgenlandes, hochgeachteter Geschäftsmann, endlich ein Baron von Aubonne geworden, der die höchste Beachtung und Bewunderung von Paris genossen, bis zuletzt der vielgewanderte Mann, wie so viele Glücksritter seiner Art, den Wechsel der menschlichen Schicksale erfahren mußte, und vom höchsten Wohlstand zur tiefsten Armuth herabgesunken, als mehr denn achtzigjähriger Greis, den Tod auf seinem letzten großen Wanderzuge, in Rußland gefunden.

1) Taverniers Herkommen und früheste Jugend.

Tavernier stammte aus einem Lande, das durch seine damals mächtige Schifffahrt die Schlüssel zu dem Verkehr mit allen bekannten Küstengegenden und Welttheilen der Erde in seiner Hand trug; sein Vater war ein Bürger der reichen Stadt Antwerpen, war aber, noch in der rüstigsten Kraft des Mannesalters mit seiner Familie nach Frankreich gezogen. Die Lebensgeschichte der meisten, durch große Unternehmungen und Thaten berühmt gewordenen Männer lehrt uns, daß der mächtige Drang, der sie auf die vorbestimmte Bahn ihres Lebens dahingerissen, ein Erbtheil des Geistes ihrer Väter oder Mütter war; in dem Vater regte sich öfters schon als Keim, den die äußeren Verhältnisse, wie unter dem Verschluß einer Knospe befangen hielten, jenes Streben, das in dem Sohne durch alle Hemmungen hinausbrach an das offenkundige Licht des Tages. Der Vater unsres berühmten Reisenden, der alte Tavernier, war ein eifriger Freund und tüchtiger Kenner der Länderkunde und diese innre Neigung ging mit seinem äußren Berufe Hand in Hand, denn er nährte sich und die Seinen zunächst durch einen Handel mit Landkarten, den er in Paris

mit günstigem Erfolge betrieb. Einer seiner Söhne, Melchior Tavernier war dem Vater bei diesem Geschäft in unmittelbarer Weise hülfreich, denn er fertigte Landkarten, welche damals in und außer Paris den allgemeinen Beifall der Kenner fanden. Der Eifer dieser beiden, alles Das was die älteren wie neueren Geographen und die bewährtesten Reisenden über die Reiche der Erde gesagt hatten, zusammenzufassen und in ihren Karten auf möglichst vollkommene Weise Andren vor Augen zu legen, entzündete schon frühe in dem Knaben Jean Baptist das Sehnen die Welt selber zu sehen, und in die Fußtapfen jener Reisenden zu treten, deren Namen und Verdienste um die Erdbeschreibung er so oft von seinem Vater preisen hörte. Statt an den Zeitvertreiben der andren Knaben, hatte er seine größeste Lust an dem Beschauen der Landkarten; von alle Dem, was die Gelehrten, was Einheimische und Fremde, wenn sie die Neigung zur Länderkunde in den väterlichen Laden führte, hier erzählten und über die einzelnen Karten bemerkten, verlor er kein Wort; er hatte schon als Kind die bekanntesten Theile der Erde mit dem Fluge der Phantasie durchzogen, und, wie er in dem Vorbericht zu seiner Reisebeschreibung, es aussagt, bereits in seinem 22. Jahre die schönsten Reiche von Europa: Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland, die Schweiz, Polen, Ungarn und Italien gesehen.

So wie er, sind auch nur wenige Menschen von Natur zu dem Beruf eines großen Reisenden ausgerüstet und begabt gewesen. Wir geben hier gleichsam dem Titelkupfer seines französischen Reisewerkes entsprechend, gleich zu Anfang eine porträtirende Beschreibung des Mannes.

Sein Körper, der auch nach vollendetem Wachsthum, von mittlerer Größe blieb, war stark und kräftig gebaut,

in den Mienen seines wohlgebildeten Angesichtes sprach sich ein leicht bewegliches, immer heitres Gemüth, zugleich aber eine Festigkeit und Entschlossenheit aus, welche selbst den fanatischen Türken eine hohe Achtung gegen diesen Christen einflößte; er verschmähte den unnatürlichen Kopfputz der Perücken, trug sein eignes natürliches Haar, wußte in seiner Kleidung die Vorzüge der Bequemlichkeit mit gutem Anstand, ja mit Zierlichkeit zu verbinden. Für seine eigne Person war er mäßig und genügsam, konnte jedoch die Fülle des Genusses beim gemeinschaftlichen Mahle mit Freunden, so wie an Fürstenhöfen eben so gut vertragen, als den oft lang anhaltenden Hunger und Durst; durfte ohne Nachtheil für seine Gesundheit dem Winterfrost der persischen Hochgebirge, dem Nachtlager auf Schnee und Eis, so wie den brennenden Sonnenstrahlen der Wüste sich aussetzen. Im Umgange mit Andren war er gefällig nnd zu uneigennützigem Dienste bereit; sein Wandel war in der That ohne Geiz, denn jener Gewinn, den in späterer Zeit seine Handelschaft ihm eintrug, kam Andren fast in demselben Maaße zu gut, als ihm selber; er wußte zur rechten Zeit freigebig zu sein, und wenn seine lebhafte Naturart je zuweilen zur Heftigkeit ihn hinriß, zeigte er sich eben so leicht versöhnlich und zum Frieden geneigt; in Gefahren pflegte sein rascher Entschluß, fast immer den besten, sichersten Ausweg zu finden. Gegen Leute von hohem Stande benahm er sich frei und unbefangen, ohne jemals den schicklichen Anstand zu verletzen, gegen Geringere herablassend und nachsichtig. Er hat sich auf allen seinen Reisen als ein treuer, möglichst gründlicher Beobachter gezeigt, der das lebendige Bild seiner Anschauungen und Erfahrungen in einem bewundernswürdigen Gedächtniß bewahrte; sein Urtheil war meist richtig und gesund; in dem Streben, die

Wahrheit zu erforschen, zeigte er sich unermüdlich. Deshalb stehet seine Reisebeschreibung, noch jetzt, bei den Meistern der Erd- und Länderkunde in einer Achtung, welche nur wenig andren Werken von gleichem Inhalte zukommt; Tavernier macht es uns möglich den früheren Zustand der orientalischen Reiche, mit all den Keimen ihres seitdem eingetretenen, tiefen Verfalles, in klarer Weise zu erkennen; noch jetzt dienen seine Berichte zur Ergänzung, ja zuweilen selbst zu einem Prüfstein der Wahrheit für die Berichte der Reisenden, auch der neuesten Zeit *).

Sein erster Ausflug aus dem väterlichen Hause, führte ihn, wahrscheinlich in Gesellschaft eines Geschäftsträgers seines Vaters, nach England, von da herüber nach Flandern, und zum Besuch des Stammortes seiner Familie: nach Antwerpen. Sein Eifer, die Welt zu sehen, zog ihn weiter nach Holland und als er dort, in Amsterdam eine Zeit lang an dem Zusammenfluß und an dem Treiben der Völker aus den verschiedensten Theilen der Erde sich ergötzt hatte, da konnte er dem Drange, hinaus ins Weite, länger nicht widerstehen: er vergaß der Heimkehr, machte, vertrauend auf sein gutes Glück, wahrscheinlich mit nur geringen äusseren Mitteln versehen, sich auf nach Deutschland und kam über Frankfurt und Augsburg nach Nürnberg. Hier war

*) Obgleich nach einigen Zeugnissen Tavernier das Französische in vollkommner Geläufigkeit gesprochen haben soll, hielt er, dessen Muttersprache die wallonische war, sich dennoch für ungeeignet dasselbe gut zu schreiben; Er bediente sich deshalb bei der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung der Hülfe des H. Chapuissau, dem er das Werk aus seinen schriftlichen Aufsätzen wie aus dem Gedächtniß grossentheils dictirte. (M. v. des Bayle Dictionnaire).

es, wo bei dem Anblick der kriegerischen Zurüstungen und jener Heerschaaren, welche nach Böhmen zogen, in ihm die Lust erwachte, dem bewafnenden Troß, wenn auch nur als Zuschauer sich anzuschließen, um bei solcher Gelegenheit, so dachte er sichs, zu lernen, was der Krieg der Völker sei? Es war dies ein seltsames Wagestück, das den unbedachtsamen Jüngling für immer von seinem innren Beruf hinweg, zum niedren Dienst der Waffen hätte führen können; dennoch war auf diesem Wege besser für die künftige Entwicklung der natürlichen Gabe, welche in ihm lag, gesorgt, als dies durch menschliche Klugheit hätte geschehen können. Wie wir oben sahen, nahm ihn der Oberst Hans Berner, Sohn des damaligen Gouverneurs von Wien in seine Dienste und der junge muntre, für jedes gute Geschäft brauchbare Franzos erwarb sich bald die besondre Gunst jenes Herrn.

Wenn Tavernier bei der Schlacht am weißen Berge, am 8. November 1620 auch keinen andren Gewinn davon getragen, so war doch schon die Erfahrung für ihn von hohem Werthe, daß ein rascher Entschluß und kräftiger Muth, daß die feste Entschiedenheit, welche nicht unterhandelnd zur Rechten noch zur Linken, sondern nur vorwärts nach ihrem Ziele blickt, am leichtesten und sichersten zum Siege führen. Er war hier zum ersten Mal in einer Schule gewesen, deren Einfluß auf seine Sinnesart, nachmals in manchen Gefahren des Lebens sich bewährt hat.

Mehrere Jahre, wir wissen nicht genau wie viele? blieb Tavernier in dem Dienste des ihm gewogenen Offizieres; er zog mit diesem, wohin das Loos des Krieges ihn führte. Und der Oberst Berner trug auch noch weitre Vorsorge für den jungen, ihm treu ergebenen Diener, indem er diesen in Wien seinem Oheim, dem damaligen Gouverneur in Raab und nachherigen Vicekönig von Ungarn em-

pfahl, der ihn zu seinem Pagen annahm; ein Dienst welcher damals von jungen Leuten von Stande oder Bildung bis zu 25. Jahre bekleidet werden konnte und welcher insgemein zu einer höheren Beförderung im Kriegsdienste den Weg bahnte. Während jenes leichten und sorgenfreien Hofamtes wachte in unsrem, nachmals so berühmt gewordnen Reisenden eine Gabe der Forschung auf, welche, so unbedeutend sie auch in ihrem ersten Anfang erscheinen mochte, dennoch für das Gelingen seiner späteren, kühnen Unternehmungen von den entschiedensten Folgen gewesen ist. Es war dies der Kennerblick für die Schönheit und Schätzung der Edelsteine, wodurch Tavernier, neben seinen für die Wissenschaft ungleich bedeutenderen Leistungen, ganz besonders berühmt geworden ist. Einstmals als er sich als Page, mit seinem Herrn, dem Vicekönige von Ungarn zu Prag befand und als dieser, da man wollte zur Tafel gehen, mit Wallenstein, dem Herzog von Friedland sich die Hände wusch, bemerkte der Vicekönig an der Hand des Herzogs einen rubinartig funkelnden Edelstein, dessen Schönheit er bewunderte. Diese Verwunderung des Vicekönigs stieg noch auf einen höheren Grad als der Herzog ihm versicherte, daß dieser rubinrothe Edelstein nicht aus Indien gekommen, sondern in Böhmen selber gefunden sei, denn es war nichts anders als ein Pyrop oder sogenannter böhmischer Granat *) von ganz besonderer Größe und Schönheit. Diese Art der edlen Gesteine, welche in ihren ausgezeichnetsten

*) So gering auch der Werth der kleineren Pyropen ist, die man seit 1760 in künstliche Formen zu schleifen und zu durchbohren angefangen hat; so bedeutend ist dagegen der Preis der größeren, unter denen der Pyrop des grünen Gewölbes in Dresden der berühmteste ist.

Stücken den Edelsteinen von erstem Range an Werthe nahe kommt, findet sich am Fuße des böhmischen Mittelgebirges öfters in ein thoniges Gestein eingewachsen, welches von mehr oder minder festem Zusammenhalt, hin und wieder in rundlich knollige Stücke abgesondert ist. Gerade in diesen Knollen findet man zuweilen Pyropen von vorzüglicherer Größe eingewachsen. Der Herzog ließ deshalb gegen 100 Stücke dergleichen Steinknollen in einen Korb packen und bat den Vizekönig dieselben mit sich nach Ungarn zu nehmen, damit derselbe von der Art des Vorkommens solcher Edelsteine, mitten im Böhmenland sich überzeugen möge. Nach seiner Heimkehr ließ der Herr die Steine zerschlagen, von denen jedoch nur zwei der erregten Erwartung entsprachen, in deren einem man einen Pyrop von fast 5 Karat, im andren einen von etwa einem Karat Gewicht fand.

Wenn jedoch irgend ein Edelstein im Stande seyn kann, den Sinn für die eigenthümliche Schönheit solcher Naturkörper zu wecken, so ist dies der edle Opal, in der unvergleichbar herrlichen Pracht seines Farbenspieles, worin das feurige Roth des Rubins mit dem Grün des Smaragds, dem Gelb des Topasen und dem milden Blau des Sapphires zu einem Liebreiz sich vereint, welchen schon das früheste Alterthum mit dem der eben aufblühenden Jugend verglich. Gerade dieser Edelstein, welcher, wenn sein Farbenspiel vollkommen ist, den Edelsteinen von erstem Range gleich geschätzt wird, findet sich in keinem andren Lande der Welt so schön als in Ungarn, wo dem Tavernier, bei seinem mehrjährigen Aufenthalt die günstigste Gelegenheit dargeboten war, sein sachverständiges Auge an dem Anblick solcher Kostbarkeiten zu bilden und zu üben.

Die Zeit von vier und einem halben Jahre, welche Tavernier im Dienst des Vizeköniges von Ungarn zubrachte,

war übrigens für den wißbegierigen Jüngling auch noch in vieler andrer Hinsicht eine treffliche Vorschule für seinen nachmaligen wissenschaftlichen Beruf. Die Kenntnisse, die er sich von den innren und äußren Verhältnissen der europäischen Höfe und Staaten erwarb, gab ihm eine feste Grundlage zur Beurtheilung der Verhältnisse jener orientalischen Höfe und Staaten, die er später, auf seinen Reisen beobachtete; in den vielen Kriegszügen, die er als treuer Begleiter mit seinem Herrn, namentlich auch gegen die streifenden Heerschaaren der Türken unternommen, wurde sein Muth gestählt, seine Einsicht in dem Gebiet der Kriegskunde begründet; er war an Erfahrung wie an Thatkraft für künftige, große Unternehmungen gereift. Zugleich aber schien jetzt das Band, das ihn an den Vizekönig, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, fesselte, so unzerreißbar fest geworden, daß der Jüngling keine andre Aussicht vor sich sahe, als die für ihn keineswegs, sowie vielleicht für viele Andre erfreuliche, daß er sein Leben lang als Hofdiener oder als Offizier unter ungarischer oder österreichischer Herrschaft bleiben müsse. Da zeigte sich ganz unversehens ein Ausweg aus dem goldenen Käfig.

Der Vicekönig hatte zum zweiten Male sich vermählt mit einer Schwester des Grafen von Arc, Staatsministers des Herzogs von Mantua. Dieser war in einer Angelegenheit beider Höfe auf seiner Reise nach Wien durch Ungarn gekommen und dem Schwager durfte der Vicekönig die Bitte nicht abschlagen, daß er den jungen Franzosen, der zugleich des Deutschen vollkommen mächtig war, dem Prinzen, wenigstens für einige Zeit zur Begleitung nach Wien mitgeben solle. Der Prinz aber fand bald so großes Wohlgefallen an dem neuen Diener, daß er denselben aufforderte, ihn unter vortheilhaften Beding=

ungen nach Mantua zu begleiten. Diese Gelegenheit, endlich wieder einmal hinaus in die weite Welt zu kommen und Italien zu sehen, war für Tavernier zu anlockend, als daß er der Reizung hätte widerstehen können; er erhielt, obwohl mit vieler Schwierigkeit seine Entlassung aus dem Dienst des Vizeköniges, der ihn, nach damaliger Sitte mit einem Degen, einem Pferd und einem Paar Pistolen, so wie überdies mit einem Beutel voll Dukaten beschenkte.

Auf der Reise nach Mantua gab es Gelegenheit die weltberühmte Stadt Venedig zu besuchen und mehrere Tage dort zu verweilen. In noch höherem Maaße als vormals bei dem Verweilen in Amsterdam erwachte hier bei dem Anblick des regen, levantinischen Handelsverkehres in Tavernier die Lust zum Reisen nach Asien: nach dem Welttheile, mit dem sich schon im Kindesalter seine Phantasie am öftesten und liebsten beschäftigt hatte. Es sollte indeß noch durch manchen Umweg gehen, bis dahin wo der langgehegte Wunsch zur Erfüllung, der Plan zur Reise kam.

Statt einer Fähndrichsstelle, die man in Mantua ihm anbot, wählte sich unser junger Abentheurer den Dienst bei dem herzoglichen Leibregiment der Cuirassire, das unter dem Commando des Grafen von Guiche, nachmaligen Marschal von Ormont stund. Ein kaiserliches Heer hielt, bei dem eben wieder ausgebrochnen Kriege die Stadt umlagert; es kam nur selten zu einem bedeutenden Gefecht. Dennoch fand Tavernier Gelegenheit zu zeigen, daß er die Waffen nicht umsonst trage. Er hatte, obwohl mit Mühe, von dem ihm wohlgewogenen Prinzen, der ihn solcher Gefahr nicht aussetzen wollte, die Erlaubniß erlangt, an einer nächtlichen Affaire Theil zu nehmen, bei welcher die Tiefe und Breite eines Grabens erforscht werden sollte, den der Feind vor dem Damm einer von ihm besetzten Schanze angelegt hatte.

Achtzehn Mann waren zu dem Unternehmen beordert, von denen nur vier lebend zurückkehrten, unter diesen Tavernier, der seine Rettung der glücklichen Wahl des Cuirasses verdankte, die er aus den Vorräthen des Zeughauses mit sicherem Blick getroffen hatte. Zwei Kugeln waren an die scheinbar leichte und doch sehr feste Rüstung angeschlagen, die eine in der Mitte der linken Brust, die andre etwas mehr nach unten; sie hatten beide starke Eintiefungen in den Panzer gemacht, ohne ihn so, wie sie bei mancher schwereren und scheinbar stärkeren Rüstung gethan hätten, zu durchdringen. Als Tavernier, nicht ohne ein Gefühl des heftigen Schmerzes, den die Erschütterung der Brust durch das Anprallen der Kugel verursacht hatte, dem Grafen Guiche Bericht über den Verlauf des Unternehmens erstattete, betrachtete dieser mit Aufmerksamkeit den so wohl bewährten Cuiraß, ließ sich denselben geben, ihn ausputzen und konnte sich nicht mehr zu einer Zurückgabe an seinen Besitzer entschließen.

Unser Reisender war diesmal nicht ohne einige Vorsicht in die neuen Dienstverhältnisse getreten; er hatte sich bei dem Prinzen es ausbedungen, daß er, ohne dessen Ungnade befürchten zu müssen, nach einiger Zeit, und sobald es ihm gefiele, seine Entlassung nehmen dürfe. Des Stillesitzens zwischen den Mauern von Mantua war er längst überdrüßig geworden; er nahm seinen Abschied aus dem herzoglichen Dienst, erhielt durch den Prinzen die ehrenvollsten Zeugnisse und zu seiner Begleitung 6 Reiter, die ihm, wegen der damaligen Unsicherheit der Strassen, bis zur Ueberfahrt nach Venedig zur Seite blieben. Für diesmal ward ihm Venedig nicht nur ein Ort, welcher das Verlangen zum Weiterreisen nur erweckte, sondern welcher auch die Gelegenheit gab dieses Verlangen zu befriedigen. Denn schon

lag hier ein Schiff bereit, das in wenig Tagen den reiselustigen jungen Mann nach Loretto führte, von wo derselbe zu Land nach Rom und Neapel, dann, wieder über Rom zurück nach Florenz, Pisa, Livorno und Genua, von hier aber zu Schiff nach Marseille seinen Weg nahm, um endlich wieder einmal das heimathliche Frankreich und das elterliche Haus in Paris zu besuchen. Er kam dahin nicht, wie vielleicht Manche, die seine ersten jugendlichen Streiche vernahmen, erwartet hatten, als ein in Lumpen gehüllter Landstreicher, sondern als ein vornehmer Herr, welcher die Gunst und Ehre der Fürstenhöfe genossen hatte und durch den Empfang des Degens wie des Rosses aus königlicher Hand, zu den Gränzen des Adelstandes erhoben war.

Aber in dem jungen Nobile oder Gentleman, in dem Hofjunker von feiner äußrer Zucht und Sitte steckte noch immer der Abentheurer verborgen, der unter tausend andren Umständen und bei weniger edler Richtung des Geistes wie des Gemüthes zum Vagabunden hätte ausarten können, welcher statt zu Pferde, am Bettelstabe einherzieht. Polen hatte er noch nicht gesehen und Polen, so schien es ihm, mußte er jetzt sehen; darum verabschiedete er sich bald wieder aus dem einfach geordneten, stillen elterlichen Hause, und da es für Leute seiner Art keinen Umweg giebt, wendete er sich zuerst, um dieses Gebirgsland genauer zu beschauen, nach der Schweiz, besahe sich alle Cantone derselben, fuhr dann von Basel, den Rhein hinab nach Straßburg, zog durch Schwaben über Ulm und Augsburg nach München, wo der für jene Zeit kostbare Pallast der Herzöge von Bayern, den Wilhelm der fünfte begründet, Maximilian aber, mitten unter den Stürmen des Krieges ausgebaut hatte, die Aufmerksamkeit der Fremden an sich zog, kam dann abermals über Nürnberg nach Prag, von hier aber durch

Schlesien nach Krakau, dem mächtig großen, aus drei vereinten Städten entstandenen Wohnsitz der alten Könige von Polen. Prächtiger freilich als diese alte, erschien ihm die neue Residenzstadt des Landes: Warschau, wo damals König Sigismund seinen stattlichen Hof hielt.

Jener Beutel voller ungarischer Ducaten, den der freigebige Vizekönig beim Abschied ihm in die Hand gereicht sammt der anderen Baarschaft, welche der Dienst bei dem Prinzen von Mantua ihm eingetragen hatte, mochten jetzt wohl, wie der Winterschnee in der Mitte des März klein zusammengeschmolzen seyn, da reichte unserm jungen, von Gemüth mehr als nach elterlicher Abstammung edelgebornen Abentheurer das Glück (wie man zu sagen pflegt) abermals seine hülfreiche Hand. In Schlesien, wo er mit mehreren ihm wohlbekannten Officieren des k. kaiserlichen Heeres zusammengetroffen, bei Glogau, begegnet er dem Oberst Buttler, einem geborenen Schotten, der ein Regiment zu Pferd führte; demselben, der nachmals auf kaiserlichen Befehl dem Leben des Friedländer Herzogs ein Ende machte. Dieser, wie seine Gemahlin kamen dem Tavernier durch so mannigfache Freundschaftsbezeugungen entgegen, daß er dem Anerbieten nicht widerstehen konnte, die ungebundne Freiheit seiner bisherigen Stellung wieder aufzugeben, und in ihre Dienste zu treten. Er folgte dem Heereszuge gegen Stettin; noch ehe jedoch das Buttlersche Regiment diese Stadt erreicht hatte, kam die Nachricht, daß der König von Schweden im siegreichen Laufe seiner Waffen die kaiserliche Macht zurückgedrängt und ihr die Gegenden der Ostseeküste abgewonnen habe. Das zurück ziehende Heer warf sich auf Frankfurt an der Oder und seine Umgegend; hier erfuhr Tavernier, daß in Kurzem der Kaiser, mit seinem Sohne, Ferdinand III nach Regensburg kommen

werde, um diesen daselbst zum römischen Könige krönen zu lassen.

Eine solche Gelegenheit etwas Neues zu sehen, konnte unser schaulustiger Reisender, der als Page schon bei Ferdinands Krönung zum König von Ungarn und Böhmen gewesen, unmöglich vorbeigehen lassen; er erbat sich und erhielt von seinem Dienstherrn Urlaub zur Reise und sahe sich in Regensburg an den Ceremonien der Krönung wie an den Festlichkeiten des in alter Weise abgehaltenen Turnieres nach Belieben satt. Die Freigebigkeit des Oberst Buttler und seiner Gemahlin hatte ihn zu dieser Reise wohl versorgt, doch trieb ihn keine weitere Verpflichtung zur Rückkehr in seine vorigen Dienste an; die Freude am Sehen des Neuen hatte in ihm die Lust, noch andres, ferner liegendes Neues zu sehen, nur noch heftiger entzündet; er schaute mit Falkenaugen umher, ob sich für ihn kein Ausweg zeige, endlich einmal hinaus zukommen aus dem Gebiet der alten, ehrenwerthen Europa, in das weite Reich seiner Träume: nach Asien. Und diese Gelegenheit fand sich durch den eben damals in Geschäften des französischen Hofes zu Regensburg anwesenden Pater Joseph, einen alten Freund und Bekannten des Taverniersehen Hauses. Dieser trug unserm Reisenden die Stelle eines Begleiters bei dem Abbe Chapes, dem Bruder des Marschals von Aumont und bei dem Baron von St. Libau an, welche beide gesonnen waren nach einem kurzen Besuch am sächsischen Hofe zu Dresden, nach Constantinopel sowie von da nach dem gelobten Lande zu reisen, und Tavernier ergriff den Antrag mit Freuden.

Wir übergehen die Beschreibungen, welche derselbe in jugendlich lebhafter Erinnerung von der durch ihre Silberminen reichen, durch die prachtvollen Grabstätten der Churfürsten damals berühmte Stadt Freiberg, so wie von dem

merkwürdigen Schloß Augustusburg giebt, und von der allbekannten, schönen Residenzstadt Dresden. An den damaligen deutschen Höfen herrschten zum Theil noch Sitten, deren Abstellung man, bei aller Anhänglichkeit an dem etwa löblichen Alten, nicht zu beklagen hat. Die beiden vorhin genannten Herren: der Abbé Chapes und Baron von Libau, wurden von dem Churfürsten zur Tafel geladen; ein Credenztisch war da im Saale zu sehen, mit Trinkbechern von verschiedener Größe, die aus den buntfarbigsten Gesteinen des Landes gefertigt und kostbar verziert waren. Jeder der Gäste durfte seinen Becher sich wählen, war aber verbunden denselben, nachdem er bei Tafel von Wein gefüllt worden, wenigstens einmal auszutrinken. Der Abbé, der sich einen der kleinsten und bescheidensten gewählt hatte, erschrak nicht wenig, als sich sein Becher, da er ihn auf den Tisch setzte, zu einer zwar schönen, dabei aber so unmäßig großen Tulpenform ausdehnte, daß der des Trinkens ungewohnte Mann den hineingeschenkten Wein in vielen Tagen nicht hätte zu sich nehmen können. Doch blieb es für diesmal bei dem bloßen Schrecken; der Churfürst, nachdem er sich an der Verlegenheit seines fremden Gastes ein wenig belustigt hatte, verstattete es demselben von der Hofsitte des Austrinkens eine Ausnahme zu machen.

Welcher Vortheil das für sie sey, daß ein Mann wie Tavernier sie begleitete; das lernten die beiden vornehmen Reisenden aus Frankreich gar bald und bei sehr mannigfachen Gelegenheiten erkennen. Er, seiner Geburt und bisherigen Bildung nach ein halber Franzos und halber Deutscher war mit der Sprache und den Sitten beider Nationen wohl vertraut; im Umgang mit seinen Herrn ein Pariser, trat er nach außen, im Geschäftsverkehr der Reise als landeskundiger Deutscher oder Ungar auf, der sich mit bewundernswürdiger

Gewißheit in alle Lagen fand, auch durch die verwickeltesten, bald durch muthiges Begegnen und kräftiges Auftreten, bald auch durch kluge Nachgiebigkeit und List sich und seinen Begleitern hindurch zu helfen wußte; dabei immer heiter und zur Aufheiterung auch Andrer geschickt. In Prag, das er jetzt schon zum dritten Male besuchte, wie in Wien und Preßburg, wo er sich wie zu Hause fand, machte er den Führer durch den Kreis aller Sehenswürdigkeiten; des Empfehlungsschreibens, das er für die beiden Herren beim Gouverneur von Wien an den Vizekönig von Ungarn auswirkte, hätte es kaum bedurft, denn bei diesem Herrn stund der gewesene Page und Lieblingsdiener noch in so gutem Andenken, daß derselbe, als Tavernier von Sigeth aus voraneilend ihn begrüßte, und das Empfehlungsschreiben des Gouverneurs mit der mündlichen Bitte um gnädige Aufnahme und Weiterförderung der beiden Herren unterstützte, alsbald Befehl gab, daß am andren Morgen 300 Reiter und 2 Carossen nach Sigeth abgehen und die empfohlenen Gäste nach seiner Residenzstadt führen sollten.

Die Residenzstadt des Palatinus von Ungarn war damals Raab, denn die Gränzen des Landes waren durch die Eroberungen der Türken so sehr verengert worden, daß schon nahe jenseit Comorn das Reich des Großsultans begann und in Ofen ein türkischer Pascha seinen Sitz hatte. Diese Nachbarschaft der Osmanen brachte für Fremde wie für Einheimische mannigfache Unbequemlichkeiten; namentlich war der Weg zu Lande, von Raab nach Ofen, wegen des an beiden Gränzen herumstreifenden Raubgesindels höchst unsicher und nicht ohne große Gefahr zu passiren. Sonst war es damals in Ungarn sehr gut und leicht reisen, denn es herrschte da noch der alte, gastfreundschaftliche Gebrauch, daß, wenn ein Fremder, was freilich nicht sehr oft geschahe,

an einen Ort kam, irgend ein Bürger ihn in sein Haus aufnahm, ihn aufs Trefflichste bewirthete, und jede Bezahlung dafür von sich wies, weil ihm, falls er dies begehrte, am Ende des Jahres seine etwaigen Auslagen durch den Vorstand des Ortes aus der Gemeindekasse vergütet wurden. Auch waren zu jener Zeit in dem von der Natur so reich begabten Ungarlande alle Bedürfnisse des Lebens sehr leichten Kaufes zu befriedigen.

Von jener, selbst bei dem gemeinen Volke des Landes üblichen Freundlichkeit gegen Fremde gab denn vor allem, in hochgesteigertem Maaße, der Vicekönig seinen Gästen, während ihres achttägigen Aufenthaltes in Raab die besten Beweise. Man zog diese von einer Festlichkeit, von einer Vergnügung zur andren; man würde sie gern den Winter hindurch, den der fallende Schnee schon ankündigte, an dem glänzenden Fürstenhofe zurückbehalten haben, wenn sie nicht selber die Weiterreise betrieben hätten.

Dem Pascha von Ofen waren die beiden Herren als Freunde des französischen Gesandten bei der hohen Pforte aufs Angelegentlichste durch den Vicekönig empfohlen worden und diese Empfehlung erleichterte ihnen ihren Eintritt in das unheimische Gebiet der türkischen Herrschaft nicht wenig, indem der Pascha, obgleich sein Unwohlseyn mehrere Tage ihn verhinderte, den Fremden Audienz zu geben, sie mit allem Nöthigen reichlich versahe, auch bei ihrer Weiterreise ihnen eine Anzahl seiner Bewaffneten mitgab, damit diese auf der ganzen Reise nach Belgrad für die Sicherheit wie für gute Aufnahme der Fremden Sorge tragen möchten.

Freilich stund dann mit dieser Höflichkeit des Paschas von Ofen das Benehmen des türkischen Befehlshabers in Belgrad in einem desto auffallenderen Widerspruche. Dieser, anstatt die Fremden gleich Gästen zu behandeln, betrug sich

gegen dieselben wie gegen Kriegsgefangene; er begehrte, ehe er sie weiter lassen wollte, für jeden Mann der Gesellschaft (mit dem Gefolge waren es ihrer vierzehn) 200 Ducaten als Abfindungssumme und obgleich einige damals in Belgrad verweilende Kaufleute aus Ragusa der Unterhandlung eifrig sich annahmen, gelang es ihnen dennoch nach einer fünfzehntägigen Bemühung den Commandanten nur so weit herabzustimmen, daß er von jeder Person der Gesellschaft fünfzig Ducaten verlangte. Da machte sich Tavernier in Begleitung des Dolmetschers zu dem unbescheidenen Manne auf den Weg. Er versuchte es zuerst in Gutem mit ihm einen billigeren Vergleich abzuschließen und als dieses nicht helfen wollte, drohete er, daß man alsbald einen Courier nach Konstantinopel senden werde, um sich dort über das ungerechte Benehmen gegen zwei Herren von Adel, Verwandte des königlichen Gesandten von Frankreich, zu beklagen. Eine solche kräftige Sprache fand den gewünschten Eingang. Der Commandant ließ jetzt gern mit sich handeln, er erklärte, daß er mit fünfzig Ducaten für die ganze Gesellschaft vorlieb nehmen wolle; man sendete ihm das Verlangte sogleich und erhielt von ihm die nöthige Vergünstigung zur Weiterreise.

Die Zeit des Aufenthaltes in Belgrad fiel in die Weihnachtsfeiertage; die freundlichen Kaufleute aus Ragusa boten alles auf um ihren Gästen die Festzeit so angenehm als möglich zu machen. Aber die Landreise in solcher Jahreszeit, zum Theil über schneebedeckte Gebirge und auf sehr schlechten Wegen ist für Reisende, welche an alle Bequemlichkeiten des gebildeteren Europas gewohnt sind, keine leichte Aufgabe, man behalf sich indeß mit den in Belgrad gemietheten Reitpferden und Wägen so gut als möglich, entkam durch den kriegerischen Anschein, welchen der Reisegesellschaft ihre

Flinten und Pistolen gaben, sowie durch ein kleines Geschenk den räuberischen Absichten einer streifenden Tartarenschaar und erreichte endlich nach 28 mühevollen Tagereisen von Belgrad aus, Konstantinopel.

2) Taverniers erster Aufenthalt in Konstantinopel.

Hier in der reizenden Herrscherstadt eines damals in Asien wie in Europa noch mächtig gebietenden Reiches wollte der reiselustige Tavernier noch nicht, in seinem Laufe nach Osten, sich Einhalt thun lassen. Sein Sinn stund ihm weiter; er wollte nicht nach Europa zurückkehren, bevor er Persien und noch einige andre Reiche des ferneren Asiens gesehen. Als deshalb seine Reisegefährten in sicherem Geleite beim Beginn des Frühlings Konstantinopel verließen, um ihre Reise, deren Ziel Jerusalem war, fortzusetzen, blieb er allein zurück, um eine Karawane abzuwarten, in deren Geleite er nach Ispahan gehen wollte.

Es war ihm damals noch nicht bekannt, daß eine solche Gelegenheit nur selten in Konstantinopel, desto öfter aber in Brussa zu treffen sey, auch wußte er nicht, daß außer den großen Karawanen zuweilen kleinere Gesellschaften den Weg von Konstantinopel nach Ispahan in aller Sicherheit zurücklegen und daß er an eine solche sich leicht hätte anschließen können; deshalb brachte er, von einem Monat auf den andren vertröstet, fast ein Jahr lang in Konstantinopel bis zu seiner Weiterreise hin. Es war dies eine Lehrzeit noch von andrer, für unsren Reisenden zum Zweck seines Weiterkommens in den Morgenlanden wichtigeren Art, als jene, die er als Page und als Begleiter mehrerer vornehmen Herren zugebracht hatte. Von seiner ersten Bekanntschaft mit Edelsteinen und mit ihrem Werthe haben wir

vorhin gesprochen. Hier, an der Pforte des Morgenlandes, wo er mit den Sitten der dort wohnenden Völker eine genauere Bekanntschaft schloß, mußte ihm namentlich die Bedeutung der Edelsteine so wie der goldnen Geschmeide für den Handelsverkehr mit den Orientalen sehr augenfällig werden. Noch jetzt werden nirgends bei uns in Europa die Edelsteine, Perlen und andre werthvolle Schmucksachen so allgemein zum Kaufe gesucht und ausgeboten, als in den Morgenländern. Der Orientale ziert selbst das bernsteinerne Mundstück seiner Tabakspfeife mit eingefügten Edelsteinen, das Rohr derselben mit Perlenschnüren; der Kopfschmuck der Fürsten, statt der goldnen Krone, ist ein Turban, der mit den auserlesensten Kleinodien pranget; selbst an den Wänden der Harems der vornehmen Orientalen pflegte man, wenigstens vormals blumenartige Zierrathen zu sehen, welche aus kleinen, in die Uebertünchung eingefügten Demanten bestunden; an die Teppiche, an die Griffe der Säbel und Dolche, selbst an die Pferdedecken sind solche Kostbarkeiten verschwendet.

Den meisten Verbrauch an Edelsteinen, Perlen und Goldgeschmeide veranlassen jedoch die Frauen, deren einziger Reichthum nach dem Tode des Mannes, wenn sie nicht die Mütter der Erben desselben waren, meist nur in solchen Dingen besteht, die der Gemahl in der Frühlingszeit seiner Zuneigung ihnen schenkte, oder die sie als Mitgabe aus dem elterlichen Haus in das seinige brachten. Wenn die Frauen aus dem wohlhabenderen Mittelstand in ihren Harems sich besuchen oder in den gemeinsamen Badehäusern zu ihrer Unterhaltung zusammen kommen, da sucht jede der anderen in der Pracht der kostbaren Schmucksachen es gleich zu thun, ja eine die andre darin zu überbieten. Darum fand Tavernier bei seinem Aufenthalt in Konstantinopel den

Stand der Goldschmiede und Juwelire, zu welchem eine große Anzahl der dort lebenden Franken gehörte, eben so hochgeachtet als wohlhabend und es leuchtete ihm ein, daß ein Handelsgeschäft dieser Art am besten geeignet sey, um sich zu einer großen Reise durch die asiatischen Reiche die Mittel zu verschaffen und den Weg selbst zu den Fürstenhöfen zu bahnen. Er brachte deshalb einen großen Theil seiner Zeit in den Läden der Landsleute, vom Stand der Juwelire und Goldschmiede zu und schloß auch mit den Armeniern, welche das gleiche Geschäft betrieben, eine Bekanntschaft, welche zu mehreren lehrreichen Mittheilungen über dieses betriebsame, geschäftstüchtige Volk in seinem Reisewerke den Grund gelegt hat.

Außer den eben erwähnten Handelsgeschäften und Gewerben erschien damals noch ein andres für einen Reisenden in das Morgenland sehr vortheilhaft: dies war das Fertigen und der Verkauf von Taschenuhren. Tavernier hatte sich schon früher bei manchen Gelegenheiten die Langeweile seines Pagenlebens durch das Zerlegen und wieder Zusammensetzen solcher Uhren vertrieben; hier in Konstantinopel traf er mit einem Manne zusammen, welcher als Uhrmacher eben so geschickt, denn als Mensch und als treu, an dem Bekenntniß seines Glaubens festhaltender Christ ehrenwerth war: mit dem durch seine späteren Schicksale sehr bekannt gewordenen Rudolph Stadler aus Zürch. Dieser war, ohngefähr in derselben Zeit, in welcher Tarvernier dorthin kam, mit dem kaiserlichen Residenten Schmied, in dessen Diensten er stund, nach Konstantinopel gekommen, hatte Lust sich weiter im Morgenland umzusehen und begleitete deshalb den Tavernier nach Ispahan. Hier, am Hofe des Schach Ssafi schien Rudolph auf dem Wege, ein großes äußeres Glück zu machen und zu einem bedeutenden

Vermögen zu gelangen, denn er genoß die Gunst des Schachs in hohem Maaße und wurde, im Vergleich mit dem was in Europa ein solches Gewerbe einträgt, überreich für seine Arbeiten bezahlt. Aber der Rachsucht eines Ministers, den Rudolph durch seine Derbheit sehr beleidigt hatte, gelang es zuletzt, dem hochbegünstigten Manne ein blutiges Ende zu bereiten. Rudolph hatte sich in, freilich nach menschlichem Urtheil, gerechtem Zorn und durch Uebereilung zu einer Mordthat an einem Perser hinreißen lassen, der schon zum zweiten Male als Ehrenräuber bei Nacht in sein Haus eingedrungen war. Der Schach wollte ihm die That verzeihen, der Minister jedoch wußte dies zu verhindern, indem er unter andrem seinem Herrn vorspiegelte, daß man den geschickten Mann, wenn man ihn in Todesgefahr führe, leicht zum Islam herüberbringen und dann für immer im Lande behalten könne. Man übergab dann den Fremdling der Blutrache der Verwandten des von ihm getödteten Mannes. Die Vollziehung dieser Blutrache: die Hinrichtung mit dem Schwert durch die Hand des nächsten Verwandten, wurde so lang als möglich hinausgeschoben und der Schach in eigner Person versuchte durch freundliches Zureden, so wie durch ganz überaus hohe Versprechungen an Geld und andren äußern Vortheilen den Rudolph zu bereden, daß er Mohamedaner werde; man gab ihm sogar zu verstehen, daß er nur zum Schein und auf kurze Zeit seinen Glauben zu verläugnen brauche; er aber blieb standhaft und starb als treuer Zeuge für die Wahrheit und mit freudigem Muthe im October 1637 unter den Schwertstreichen des Bluträchers.

Die Bekanntschaft und der nachmalige vertraute Umgang mit diesem edlen Uhrmacher scheint unsern Reisenden auch mit dem Geschäft und Gewerbe desselben genauer be-

kannt gemacht zu haben, denn wir finden später mehrmalen seines Handels mit Taschenuhren erwähnt.

Außer diesen unmittelbaren Vortheilen für die Befriedigung seiner Reiselust, welche Tavernier aus seinem langen Aufenthalt in Konstantinopel zog, brachte ihm dieses Verweilen in der mächtigen osmanischen Hauptstadt noch einen andren, für die späteren Leser seiner Reisebeschreibung sehr schätzenswerthen Gewinn: dies war jene, namentlich für die damalige Zeit tiefer eindringende Einsicht in die Staatsverhältnisse der orientalischen Reiche, zu welcher er dort durch seine mannichfachen Bekanntschaften mit wohlunterrichteten Männern aus verschiedenen Nationen, den Grund legte. Namentlich verschaffte ihm die Bekanntschaft mit dem k. k. österreichischen Internuntius Schmied eine Gelegenheit, den türkischen Hofstaat recht mit eignen Augen zu betrachten; er schloß sich bei der Audienz, sowie bei andrer Gelegenheit der Begleitung des Gesandten an und erhielt auf diese Weise den Zutritt selbst zu den innersten, prachtvollsten Räumen des Serails, wohin damals nicht so leicht das Auge eines fremden Reisebeschreibers zu dringen vermochte. Das was Tavernier hiervon in seiner Reisebeschreibung mit großer Ausführlichkeit berichtet, war allerdings für die jenesmalige Zeit etwas durchaus Neues; für die unsrige hat es längst den Reiz der Neuheit, so wie alles höhere Interesse verloren. Dennoch liegt auch wieder auf der andren Seite gerade darin eine Bürgschaft für die Wahrheit und Treue, mit welcher unser Reisebeschreiber den Charakter des türkischen Volkes auffaßte, daß seine Schilderung noch vollkommen auf den jetzigen Zustand jenes, wie aus unbiegsamem, festen Stoffe gebildeten Volkes paßt.

3) Türkische Zustände und Charakterzüge.

Die Türken sind in ihren Sitten und Einrichtungen, im Vergleich mit uns ein Volk der Beharrlichkeit. Bis ins Kleinste fühlen sie dieses selber und sprechen es, bei Betrachtung unsrer Sitten öfters auf eine sehr komische und in gewisser Hinsicht treffende Weise aus. So erinnerte sich Tavernier, daß er einst, als er mit einigen seiner Landsleute, die zum Gefolge der französischen Gesandtschaft gehörten, von der Vorstadt Galata nach Konstantinopel auf dem Wege war, zwei Türken angetroffen habe, welche in kräftigem Handgemenge mit einander begriffen waren. Es kamen Leute herbei, welche die beiden zornmüthigen Männer aus einander brachten. Aber statt der Fäuste brauchte jetzt der eine derselben, der von lebhafterer und beredterer Natur zu seyn schien, die Zunge gegen seinen Kampfgenossen, indem er diesen mit einer ganzen Fluth von Schimpfwörtern überschüttete. Der andre, ein rechter wahrer Türk, hörte ihn ruhig an und als jener endlich schwieg, sagte er ganz kaltblütig: und ich, in Erwiedrung all deiner Verwünschungen begehre nichts Anders, als daß deine Seele eben so wenig Ruhe haben möge dort in jener Ewigkeit als der Hut auf dem Kopf eines Franken, hier in dieser Zeitlichkeit. Die Franzosen mußten herzlich über diesen Witz des Turban tragenden Türken lachen; sie hatten allerdings vor seinen Augen ihren Hut, indem sie andre vorübergehende Landsleute grüßten, öfters abgenommen und wieder aufgesetzt.

Damals als Tavernier zum ersten Mal in Konstantinopel war, saß Murad IV auf dem Throne der osmanischen Herrscher, auf den ihn als 12jährigen Knaben die übermüthige Gewalt der Soldaten (im J. 1623) erhoben hatte, nachdem diese in 5 vorhergehenden Jahren drei Großsultane

von Throne gestürzt und bei zweien von diesen die gewaltsame Ermordung bewirkt hatten. Die Bekanntschaft jedoch mit dem Volke der Türken und mit den Verhältnissen ihres Fürstenhauses gründete sich nicht nur auf die Erfahrungen, welche unser Reisender bei seinem ersten Aufenthalte in der Türkei machte, sondern da derselbe vierzig ganze Jahre lang mit den Morgenländern in Verkehr blieb und mit wenig Unterbrechung dort sich herumtrieb, sahe er nicht nur das furchtbar blutige Regiment des Tyrannen Murad IV (im Jahr 1640) zu Ende gehen, sondern erlebte das gewaltsame Ende des kraftlosen Weichlinges Ibrahim I (1648) so wie noch einen großen Theil der Regierungszeiten von Ibrahims Sohne, Mohamed IV, den die Rotten der Gewalthaber schon in seinem 7. Jahr auf den Thron erhoben.

Mitten unter den inneren Zerrüttungen und neben der tiefen Versunkenheit der Herrscher hatte sich bei dem Volk der Osmanen und bei einem Theil seiner Staatsmänner, wenn diese nicht durch die Gunst des Serails zu ihrer Stellung gelangt waren, sondern wenn zuweilen ein Würdiger diese einnahm, ein Selbstgefühl der noch ungebrochenen rohen Kraft erhalten, eine hohe Meinung von der Macht des Großsultans, wodurch dieser über alle andre Fürstenthrone erhaben sey, welche selbst noch in unsren Tagen die Türken nicht verlassen hat. Als man dem alten Köprili Mohamed Pascha, der unter Mohamed IV einige Jahre lang Großwesir war, nach der Einnahme von Großwardein die Gefahr vorstellte, welche für das türkische Reich durch einen Verein aller christlichen Streitkräfte zu Lande und zur See entstehen könnte, antwortete derselbe: „sein Herr, der Löwe, (als König der Thiere) fürchte weder Feuer noch Wasser, die Christen möchten immerhin sich zu einem Angriff auf sein Reich vereinen, wenn sie die Macht desselben wollten

kennen lernen." Und wenn auch in unsren Tagen nicht so leicht ein Großwesir einem christlichen Gesandten auf ähnliche Weise antworten möchte, so thäte dieses dennoch fast jeder in der Selbsttäuschung über die Macht seiner Herrscher steif und fest beharrende gemeine Türke.

Bei dieser Gelegenheit gedenken wir der mündlichen Mittheilung eines Freundes, des edlen Schweden Fjelstadt, aus der man ersehen kann, welche Meinung die gemeinen Türken noch jetzt von der Macht ihres Padischah oder Großsultans haben. Dieser Reisende fand sich eines Tages in einer Provinzialstadt des Landes in Gesellschaft mehrerer Türken von wohlhabendem Mittelstande. Einer von diesen sprach die alte, mährchenhafte Volksmeinung aus, daß eigentlich der Großsultan alle Regenten, auch der Christenheit, in ihr Reich einsetze, oder doch, durch seine Zustimmung darinnen bestätige, was dadurch geschehe, daß er ihnen einen goldnen Thron zusende. Fjelstadt konnte sich über diese Behauptung des Lachens nicht enthalten. Da nahm ein alter Türke das Wort. „Warum lachst du?" fragte er den Reisenden. „Glaubst du vielleicht unsern Worten nicht? Ich will dir sogleich einen Beweis geben von ihrer Wahrheit. Sage du mir, haben die Amerikaner einen König?" — Der Fremde antwortete mit „Nein". „Und weißt du auch," so sprach der Alte weiter, „den Grund davon?" — „Und welcher wäre das?" fragte der Reisende. „Das will ich dir kurz sagen," fuhr der Türke fort. „Die Amerikaner wollten auch gerne, wie alle andre Völker der Erde einen König haben, und sie wendeten sich deshalb an den Padischah, damit dieser ihnen den goldnen Thron sende. Der Padischah aber, unzufrieden mit jenem Volke, sendete ihnen keinen Thron und darum konnte Amerika bis zu dieser Stunde noch keinen König haben." — Der schla-

genden Gewalt, nicht sowohl dieses türkischen Grundes als der türkischen Fäuste klüglich ausweichend, schwieg der Fremde, und das Gespräch, bei dem Ruhe gebietenden Verkehr mit der Tabakspfeife, wurde abgebrochen.

Bei all seiner groben Unwissenheit fehlt es selbst dem gemeinen Türken nicht an gesundem Verstand und an gutem Mutterwitz, davon Tavernier so wie andre Reisende uns vielfältige Proben mittheilen. Vor allem jedoch entwickelt sich diese Anlage bei solchen Türken, welche sich durch den genossenen Unterricht und durch Erfahrung für das Amt der öffentlichen Richter ausgebildet haben. Wem sollten nicht eine Menge solcher kleinen Erzählungen bekannt seyn, welche von sinnreichen Richtersprüchen und glücklich entschiedenen Rechtshändeln bei den Orientalen überhaupt, namentlich aber auch bei den Türken handeln? Zu einem Kadi in einer bulgarischen Stadt, der als ein kluger Richter bekannt war, kam einst ein Bauer, um sich darüber zu beklagen, daß man ihm in der vergangenen Nacht alle seine Bienenstöcke gestohlen habe. „Komm morgen," sagte der Kadi, „zur Stunde des Gerichts wieder und bringe alle Bauern deines Dorfes mit dir." Der Bauer gehorcht; am andern Tage, zur bestimmten Stunde, füllt sich der Gerichtssaal mit dem Volk des Landes. Der Kadi überschaut die Männer alle mit forschendem Blicke, dann, wie im heftigen Zorn, vor welchem Alle erzittern, fährt er den Kläger an: „du plumper Gesell," schreit er, „wie konntest du so viele unbescholtne Leute vor das Gericht bringen; bist du denn blind, daß du nicht siehst, wie deinem Diebe noch so viele Bienen an seinem Turban sitzen?" Augenblicklich greift einer der erschrockenen Bauern an seinen Turban und wird sogleich zum Geständniß gebracht, daß er der Dieb sey.

Weniger als die eben angeführte und eine Menge ihr ähnlicher Erzählungen ist vielleicht eine andre bekannt, die uns in einem türkischen Großwesir nicht nur den gewandten Richter, sondern auch den tiefer blickenden Menschenkenner finden lässet. Der Fall, den man sich noch jetzt im Morgenland erzählt, könnte sich wohl zu den Zeiten Mohameds des vierten und seines in der Rechtskunde hocherfahrenen Großveziers Achmed Köprili, Mohamed Köprilis Sohne, mithin auch zu Taverniers Zeiten zugetragen haben, wiewohl dieser ihn nicht anführt. Einst kommt vor den Richterstuhl des Großwesirs, laut jammernd, die Wittwe eines vermögenden Türken. „Schaffe mir Recht, o Herr," so ruft sie, „mein einziges Kind, ein zwölfjähriges Mädchen, ging am gestrigen Feiertage, geschmückt mit ihren Edelsteinen und Perlen zur Moschee, sie ist von dort nicht wiedergekehrt, vergebens habe ich die ganze Nacht hindurch und heute die ganze Stadt nach ihr durchforschen lassen." Der Großwesir erkundigt sich bei der Frau nach allen näheren Umständen und entläßt sie dann mit den Worten: „dein verlorenes Kind sollst du wieder haben, ob aber todt oder lebend, das weiß ich dir nicht zu sagen." Der Großwesir, als dächte er kaum weiter an die Sache, wendet sich zu andren Geschäften. Zur Zeit aber des Abendgebetes ruft er etliche der bewaffneten Diener. „Geht mir alsbald", so gebietet er, „zur Moschee des Omar" (es war dieselbe, nach welcher gestern das verloren gegangene Mädchen hingegangen war), „dort ergreift ihr den Imam und bringt ihn zu mir." Die Janitscharen eilen, der Imam wird von ihnen, mitten in den Verrichtungen des Gebetes festgenommen und durch die lautmurrende Menge, welche nur die Furcht vor dem gewaltigen, strengen Großwesir von einem Aufstand zurückhält, hinausgeführt. Gleich vor

Schrecken und zitternd kommt der Gefangene zu dem Wesir. Dieser nimmt ihn bei Seite, in eines der Nebenzimmer und hier freundlich ihm zusprechend ersucht er ihn, seine Furcht fahren zu lassen. „Es wird dir,“ so sagt er, „für deine Person kein Leides geschehen, du darfst vielmehr auf eine gute Entschädigung für den Schrecken rechnen, den man dir gemacht hat, wenn du pünktlich und genau das erfüllest, was ich dir gebiete. Darum merke wohl auf. Du gehest jetzt, sobald der Abend dunkelt, durch einen abgelegeneren Umweg zu deiner Wohnung, hütest dich unterwegs mit irgend Jemand ins Gespräch zu kommen und ihm Rede zu stehen. Morgen aber, zur ungewöhnlich frühen Stunde, öffnest du die Thore der Moschee und gehst zu deinem Pulte. Achte genau darauf, wer der erste ist, der dann sich zu dir nahet. Wenn etwa ein solcher dich fragt, was die Ursach zu deiner gestrigen Abführung gewesen, da sagst du ihm bloß: „eure Unsauberkeit, ihr Männer des Stadtviertels, ist es gewesen, die mir den Verweis des Wesirs zugezogen. Der Großsultan, nach seiner Weise, ist verkleidet hier in unsrer Moschee gewesen; er hat die beschmutzten und zerrissenen Bet-Teppiche und andre Zeichen eurer Unachtsamkeit gesehen und mich Unschuldigen hat für euch der Verweis des Wesirs getroffen. Nach den Stunden des Frühgebetes kommst du zu mir und berichtest mir genau, was du gesehen und gehört hast. Kein Andrer aber erfahre, was ich hier zu dir gesprochen.“ Der Imam befolgt genau den gegebenen Befehl. Am andern Morgen, bald nachdem der Tag grauete, ist er in der Moschee. Da tritt mit leisen Schritten ein Mann herein in das Gebäude, welcher nach allen Seiten sich umschauend, dem Imam sich nahet. „Wie freut es mich,“ so spricht er zu diesem, nachdem er höflich ihn begrüßt, „daß du wieder bei uns bist.

Mir hat dein Hinwegführen durch die Janitscharen des Großwesirs so viel Sorge und Kummer gemacht, daß ich in voriger Nacht deshalb nicht schlafen konnte. Ei sag mir doch, was hat der strenge Herr denn von dir unbescholtenem Manne gewollt, da er in so unerhörter Weise dich mitten im Gebet stören und wie einen Verbrecher hinwegführen ließ?" — „Eure Unsauberkeit," so erwiedert der Imam, „ist es gewesen, die mir dies Alles zuzog. Der Großsultan war verkleidet hier in unsrer Moschee, er hat die schmutzigen Lumpen eurer Bet-Teppiche gesehen und ich Unschuldiger mußte deshalb den harten Verweis des Wesirs hinnehmen." — „Nun," so sagte der Andre, indem er mit einem tiefen Seufzer seine Brust erleichterte, „Gott Lob, daß es weiter Nichts ist als dieses, solchem Uebelstand kann leichtlich abgeholfen werden." Der Mann entfernt sich, und der Imam, der ihn, als einen in der Nachbarschaft Wohnenden sehr gut kannte, geht nach den Stunden des Gebetes wieder zum Pallast des Groswesirs. Diesem, bei dem Verhör unter vier Augen, berichtet er Alles was er gesehen und gehört. Der Wesir, nachdem er noch einmal ihm strenges Schweigen geboten, entläßt ihn. Doch der Imam konnte noch kaum zu seinem Hause zurückgekehrt seyn, da trat schon in das Haus des Mannes, der am frühen Morgen der erste in der Moschee gewesen war, eine ganze Schaar der bewaffneten Gerichtsdiener ein, die ihn wie einen Verbrecher in Ketten geschlossen zum Wesir führte. „Wo hast du," donnerte dieser ihm entgegen, „das Mädchen hingebracht, das du vorgestern beraubtest?" Der Mörder, mehr von dem Zeugniß des eignen Gewissens, als wie er dies meinte, durch das Zeugniß andrer Menschen überwiesen, gesteht die ganze That. Er hatte den Leichnam des beraubten und gemordeten Kindes im Dunkel der Nacht nach einem abge-

Bayerische Staatsbibliothek München

legnen Ort des benachbarten Stadtviertels getragen und dort denselben in das Loch eines ehemaligen, halbverschütteten Brunnens geworfen. Er wird abgeführt zur Strafe; der Leichnam herbeigebracht, die unglückliche Mutter gerufen. „Hier,“ so spricht der Wesir, „habe ich dir, wie ichs versprach, dein Kind wiedergefunden, leider jedoch kam deine Klage zu spät, ich konnte dir nicht mehr die Tochter selber, sondern nur ihren Leichnam geben.“

Daß neben der Gerechtigkeitspflege, welche im wahren, guten Sinne des Wortes von mehreren der besseren Richter so wie der nur selten auftretenden besseren Wesire geübt wurde, noch ungleich mehr und öfter eine Pflege der Ungerechtigkeit im türkischen Reich im Schwange war, bedarf kaum einer Erwähnung. Nur allein in den sieben letzten Jahren der Regierung Murads IV wurden mehr denn 50000 Menschen, darunter viele vom höchsten Stande, einige aus des Sultans nächsten Blutsverwandten, auf Befehl des Tyrannen hingerichtet und diese Vergeudung des Menschenblutes dauerte selbst noch im letzten Lebensjahre des durch Furcht und Schrecken mächtigen Herrschers fort, zu einer Zeit, da dem Würgengel der Pest nur in der Hauptstadt allein täglich anderthalbtausend Opfer erlagen. Auch der Vater des zuletzt allerdings zwar wegen seiner Strenge sehr gefürchteten, dennoch aber von Natur mild gesinnten Achmed Köprili, der alte Köprili Mohamed Pascha hatte, während seiner fünfjährigen Geschäftsführung als Großwesir gegen 36000 Hinrichtungen, anscheinend zur Erstickung der ohne Aufhören drohenden Meutereien angeordnet, und nach einer alten Volkssage der Türken konnte es als ein Recht des Großsultanes erscheinen im Durchschnitte täglich sieben, des Großwesirs täglich sechs Köpfe seines Volkes vom Rumpfe trennen

zu lassen *). Aber über all diese Ströme des einheimisch türkischen Blutes konnte zu Taverniers Zeiten so wie noch später der Fremde, wenn er nur den Fanatismus des Volkes ungereizt ließ, ungefährdet hinwegschreiten; er konnte den blutigen Schauspielen gleich wie den schauerlichen Darstellungen eines Bänkelsängers, der vor einem Bilde stehet, auf welchem nur Mörder und Ermordete gesehen werden, ruhig, wenn es ihm beliebte, zusehen und daran lernen, was der Vorzug sey, den das Christenthum den Völkern seiner Heimath, vor den nicht christlichen Völkern der Morgenländer gebracht habe.

Wie unbegreiflich und über das rechte Maaß gehend die Nachsicht war, die man in der Türkei gegen Fremde übte, davon erzählt Tavernier selber ein Beispiel. Es hatten mehrere Schurken, welche den Namen der Christen führten, Leute von verschiedenen Nationen, das Geschäft einer Falschmünzerei geübt, vermöge welchem sie, namentlich Goldstücke, genau nach dem rohen Gepräge der türkischen gefertigt, dabei aber von ganz geringem Gehalt, mit scheinbar ungeheuren Gewinn unter den Bewohnern des türkischen Reiches in Umlauf setzten. Ein fränkischer Kaufmann hatte fast sein ganzes Vermögen zu diesem schlechten Geschäft verwendet und falsche Münzen mit türkischem Gepräge fertigen lassen, deren scheinbarer Werth in einem vielfach höherem Maaße den wahren Werth überstieg. Sein Betrug wird erkannt, der Münzprobirer erhält die ganze Masse des falschen Geldes, um ihren Gehalt zu untersuchen. Jener erwartet, seiner Schuld überwiesen, zitternd die Strafe, welche in christlichen Ländern, und wie dies zu erwarten scheint, noch

---

*) v. Hammer-Purgstall Geschichte des Osmanischen Reichs III, S. 523.

Bayerische Staatsbibliothek München

vielmehr in türkischen, den Falschmünzern, diesen Betrügern und Dieben an einer ganzen Nation, zuerkannt ist. Aber der Zollbeamtete giebt ihm ruhig hier den geringen Betrag des ächten Goldes, das in seinen schlechten Münzen war und dort die Schlacken zurück, und man läßt ihn frei gehen.

Wenn Tavernier, wie dies der Verfasser der Vorerinnerungen zu einer späteren, französischen Ausgabe seiner Reisebeschreibung sagt, auch dann, wenn sein lebhaftes Temperament ihn je zuweilen zu Aeußerungen des Zornes und der Heftigkeit hinriß, ungestraft und unbeschädigt von der Rachsucht der Türken, im Verkehr mit diesen hindurchkam, dann mochte dies zum Theil auch seinen Grund in jenem Zuge des Charakters dieses Volkes haben, der dasselbe durch Furcht und Schrecken zur Herrschaft über andre Völker erhoben hat, und nur unter dem Einfluß von Furcht und Schrecken es beugsam und nachgiebig machet. Einer der neueren Reisenden durch die Türkei nach Persien, der Botaniker Aucher Eloi (einer der Martyrer für die Wissenschaft), erzählt, daß, als er im Jahr 1835 nach Konieh (dem alten Iconium) kam, so eben ein türkisches durchziehendes Truppencorps die Gassen der alten, verfallenen Stadt überfüllt habe. Aucher hatte sich, mit einem neugekauften Fez auf seinem Haupte, auf einem der öffentlichen Plätze unter das Gedränge des Volkes gemischt. Ohngeachtet seiner vornehmen türkischen Kleidung hatte man hier in ihm den Franken erkannt, man hatte ihn mit Schimpfnamen überhäuft; da riß ihn auch die lebhafte Naturart des französischen Blutes mit sich dahin, er versetzte einem der höhnenden Türken eine so derbe Ohrfeige, daß derselbe zu Boden taumelte. Augenbilcklich sah er sich von dem wüthenden, laut schreienden Volkshaufen umringt, welcher Rache an dem Christenhunde nehmen wollte. Er aber erhob muthig seinen Stock

und rief auf türkisch: „schweigt, ihr Hunde, oder ihr sollt Schläge genug haben.“ Einer solchen Kühnheit hielt man nur einen Mann von großem Einfluß und hohem Stande fähig; die Schreier schwiegen augenblicklich und ließen den verhaßten Fremdling ungestört wieder zu seiner Herberge zurückkehren, welche dieser für diesmal, aus Mangel eines andren Unterkommens, in einem Stalle genommen hatte. —

Wer mit Türken, auch in streitigen Fällen, friedlich auskommen will, der muß mit ihnen in Wort wie in That sich türkisch zu benehmen wissen, ein der eignen Würde vergessendes Hin- und Hercomplimentiren zur Rechten und zur Linken würde dem Osmanen an seinen Herren ein ungeschickt Ding däuchten und würde nur schwerlich zum rechten Ziele führen.

Wenn man den ursprünglichen Nationalcharakter des Türken, ehe dieser durch die Kriegsthaten und durch die ungeheuren Eroberungszüge seiner Herrscher zum großen Volk geworden, wenn man namentlich den auffallenden Contrast des türkischen und des persischen Volkscharakters recht ins Auge fassen will, dann darf man nur die Turkomanen von Merw, diese Türken von altem Originalstyl betrachten. Allerdings sind diese Turkomanen ein im hohen Grade verwildertes Volk, das statt des Pfluges und der Sichel nur Schwert und Bogen führt und nicht von selbst erworbenem und erbautem, sondern fast nur von fremdem Gut und Brode lebt, welches es auf seinen Raubzügen durch plötzlichen Einbruch in dem Gebiet der Nachbarn erbeutet oder den vorüberziehenden Karawanen abnimmt. Dennoch gehorcht dieses wilde Volk mit wahrhaft kindlicher Ehrfurcht, wie dies einer der neuesten Reisenden: Wolf, in dem Bericht über seine Sendung nach Bokhara erzählt, seinem großen Derwisch, in welchem es einen Nachkommen des Propheten verehrt. Dem Segen,

welchen der große Derwisch ihnen ertheilt, wenn sie vor ihren Feldzügen denselben sich erflehen, schreiben sie den Sieg und glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen zu und fürchten als das größeste Unglück seinen Fluch; ihm bringen sie unaufgefordert den Zehnten von all ihrem Gewinn. Und dennoch ist dieser große Derwisch, welcher den Titel Khalifa führt und wegen des mächtigen Einflußes auf die Raubhorden des Wüstendistriktes von den Fürsten der Nachbarländer sehr geachtet wird, seiner Gesinnung und Handlungsweise nach keinesweges einer der Ihrigen. Er ist, so weit seine Kunde reicht, von dem was in seinem Lande geschieht, ein uneigennütziger Freund und Schützer aller hindurchkommenden Fremden und Karawanen, sucht bei jeder Gelegenheit seine Turkomanen von der rohen Sitte des Räuberlebens zu entwöhnen; er selbst übt an jedem Fremden die Pflicht der Gastfreundschaft und empfiehlt dieselbe auch seinem Volke mit der Erinnerung an Abrahams Beispiel an, welcher zum Lohn für seine Gastfreundschaft von Gott mit dem Besuch von Engeln beglückt wurde. Man bewundert mit Recht die Geduld und die Geschicklichkeit solcher Leute, welche einen Hecht so abrichteten, daß er die schon mit den Zähnen erfaßte Beute auf einen fühlbar gegebenen Wink wieder fahren ließ, oder Katzen, daß sie harmlos und ohne sie zu verletzen mit Mäusen und Vögeln spielten; das aber, was der große Derwisch über die Turkomanen vermag, wenn er sie dahin bringt, daß der Fremde, ja daß ganze Karawanen mit all ihren Gütern unberaubt und ungehemmt ihre Zelte bei ihnen aufschlagen, und selbst dann, wenn sie, was doch nur selten versäumt wird, nicht durch ein freiwilliges Geschenk sich bei ihnen abfinden, in Frieden weiter ziehen dürfen, das ist noch ungleich schwerer als das Abrichten eines einzelnen Hechtes oder einer einzelnen Katze, und ein sol-

ches Werk kann nur durch die höhere Macht der Religion gelingen.

Denn mit der kindlichen Ehrfurcht vor der Religion der Väter bilden selbst jene Züge der Turkomanen nur einen scheinbaren Widerspruch, wodurch dieselben gleich den Türken ihre übertriebene Achtung vor kriegerischer Gewalt und äußrer Ueberlegenheit, so wie ihre Lüsternheit nach einem Besitz bezeugen, der ohne mühsames Arbeiten nur durch Schwert und Bogen erlangt wird. Als Wolf bei seiner Rückreise aus Bokhara abermals bei dem großen Khalifen-Derwisch und seinen Turkomanen zu Besuche war, da erzählte ein andrer Derwisch, der so eben aus Indien zurückgekehrt war, von Lord Napiers Thaten in Sinde, von dem wundervollen Siege, den derselbe mit wenig hundert Mann über die vielen Tausende der Beludschen gewonnen habe. Da riefen die Turkomanen voll Erstaunen: „Allah, Allah, Allah, die Engländer werden gewiß auch hieherkommen, und wenn sie kommen, dann unterwerfen wir uns gleich, denn wir Turkomanen wollen niemals gegen die fechten, welche mit Kraft die Oberhand führen. Wir dienen dem Stärksten, mag er ein Christ, ein Hindu oder ein Muselmann seyn. Denen, die uns Khalats (Ehrenkleider) und Tillahs (Ducaten) geben, dienen wir." Ihr großer Derwisch fügte dazu die Bemerlung: „Gott belohnt die Redlichkeit; die Engländer sind redlich, darum belohnt sie Gott. Wir Turkomanen sind Diebe, darum hat Gott Mißfallen an uns gefunden."

Von einem solchen Dienen einer fremden Herrschaft, möge sie in der Hand eines Christen oder eines Hindu ruhen, mag das „große Volk" der Türken freilich nichts wissen; es hält sich für einen unbesiegbar starken Löwen, der zwar nach all den vollbrachten Heldenthaten seiner Arme,

der Ruhe sich gern dahin giebt, dem aber, wenn er von seinen Herrschern geführt in seiner Kraft sich erhübe, alle Nationen mit ihren Heeren unterliegen und dienen müßten. Der Türk hat, wie sein alter Stammverwandter, der Turkomane, im Ganzen nur wenig Sinn und Neigung für einen friedlichen Erwerb, der aus dem fleißigen Anbau des Landes oder aus Handthierungen kommt, welche eine anhaltende Geschäftigkeit der Hände erfordern. Darum erscheint, wie einer der neuesten Reisenden im Morgenlande, der schon erwähnte Aucher Eloi ihn schildert, der Türke vorherrschend in einem Zustand des Ausruhens begriffen; man mag am Morgen, am Mittag oder Abend in eine türkische Ortschaft kommen, jederzeit sieht man da den größesten Theil der Männer in voller Ruhe ihre Tabakspfeife rauchen. Wenn sich allenfalls neben dem ungestörten Genuß dieser Ruhe ein kleines Handelsgeschäft betreiben lässet, das zur Noth seinen Mann ernährt, dann ist es dem Türken recht, und das Beutemachen im Kriege würde ihn noch jetzt, wie den Turkomanen zu ungewöhnlicher Anstrengung aufregen können; übrigens mag er immer lieber in Ruhe sitzen, als in Arbeit schwitzen. Hat er sich jedoch nur erst einmal zur Arbeit bringen lassen, dann stellt er, wie man in der Hauptstadt selber an vielen Beispielen es sehen kann, seinen kräftigen Mann.

Eben in dieser Neigung zur Ruhe mag auch zum Theil neben einer natürlichen Gutherzigkeit der Grund liegen, aus welchem der schweigsame Türk (nach dem Urtheil des eben erwähnten Reisenden) im Allgemeinen Zank und Streitigkeiten verabscheut. Im Vergleich mit ihm erscheinen selbst die sonst achtbaren Nachbarn und Glaubensgenossen, die Araber der ägyptischen Städte lebhaft, leichtsinnig, nachläßig in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten, dem Trunk und an-

dren Ausschweifungen ohne Scheu ergeben und dabei als so wortreiche, laute Schreier, daß ein einziger Araber mehr Lärm macht, denn zwanzig Türken. Wenn man in eine türkische Stadt kommt, wird man überrascht durch die tiefe, friedliche Stille; da stört keine laute Stimme die Ruhe der tabakrauchenden, kaffeetrinkenden Muselmänner; kommt man dagegen in eine arabische, dann meint man, indem man das laute, allgemeine Geschrei hört, nicht anders als die ganze Stadt sey in Aufruhr.

5) Schatten- und Lichtseiten des persischen Charakters im Vergleich mit dem türkischen.

Noch vortheilhafter als der mit den ägyptischen Arabern fällt der Vergleich der Türken mit den Persern, für den osmannischen Volkscharakter aus. Mit wenig Worten, dabei aber treffend, schildert Aucher Eloi den Unterschied zwischen beiden, wenn er sagt: Der Türke, bei all seiner Brutalität und selbst Grausamkeit, steht noch immer auf einer Art von religiösem Grund, welcher dem Perser bei all seinem kindischen Aberglauben fast durchgängig fehlt. Schon Tavernier sagt: „die Perser sind insgemein von Natur große Heuchler und Schmeichler, eitel und ehrsüchtig," und noch jetzt bezeugen die Erfahrungen solcher Reisenden, welche mit den höflichen Persern in länger dauernden, genaueren Verkehr kamen, häufig die Wahrheit dieses hartlautenden Urtheils unsres alten Reisenden. Allerdings scheint der rohe gehässige Fanatismus, den die Türken bei so vielen Gelegenheiten gegen alle die bezeugen, welche einer andren Religion zugethan sind als dem Islam, den Persern fremd zu seyn; sie lassen sich nicht in religiöse Streitigkeiten ein, geben dem vornehmen Fremden, der etwa von seiner Religion spricht, in artiger Geschmeidigkeit zu, was er vielleicht zugestanden

haben will, sprechen sogar in lobenden Ausdrücken von dem Christenthum, und von den Christen, schimpfen und schmähen über diese niemals in der rohen Weise der Türken; wenn man aber etwas tiefer nach dem Grunde dieser scheinbaren Duldsamkeit forscht, dann bemerkt man bald, daß er nicht in einer bessern Ueberzeugung jener höflichen Leute liege, sondern in ihrer Gleichgültigkeit gegen alle wirkliche Religion, selbst jene ihres Volkes nicht ausgenommen.

Im Allgemeinen wie im Besondren wird freilich das Urtheil eines fremden Reisenden, der durch ihr Land kommt, über die Perser sehr verschieden ausfallen, je nachdem der Mann, der dieses Urtheil ausspricht, ein mit Macht und Ansehen begleiteter, dabei reicher ist, der jeden kleinen Dienst gut bezahlen kann, oder ein solcher, der wie der Botaniker Aucher Eloi ohne bewaffnete Begleitung, als unbemittelter Wandrer, dabei krank und hülfsbedürftig in ihre Mitte tritt. Dem reichen, vornehmen Reisenden mag es, wenn er über die türkische Gränze hinüber, in die erste persische Stadt kommt, ganz angenehm seyn, wenn hier alsbald so viele höfliche Leute sich um ihn drängen und zu seiner Bedienung sich bereit zeigen. Wenn er in eine türkische Stadt eintrat, da erhub sich keiner aus seiner Ruhe, um ihm von selber seine Dienste anzutragen; man mußte die Leute dazu erst auffordern; dort in der persischen Stadt dagegen scheint sich jeder aus dem Volk eine Ehre daraus zu machen den vornehmen Herrn zu bedienen; doch möge dieser genau auf seine Sachen achten, denn er ist unter Leute gerathen, welche zwar der Ehre, nicht aber der Ehrlichkeit zugethan sind. Eben so kommt ihm allenthalben und aus der Mitte der verschiedensten Stände, der höchsten wie der niedersten eine Fülle der Ehrenbezeugungen und des Anerbietens von Vergnügungen und Genüssen entgegen, so daß ein solcher Rei-

sender Persien so wie seine Bewohner nur im rosenfarbigsten Lichte zu sehen bekommt und in liebenswürdigster Weise beide schildern mag. Doch alles das was ihn so ergötzte, das hatte nicht seiner Person selber, sondern seinem vornehmen Gewand, seinem äußren Glück gegolten; wäre er von diesen entkleidet gewesen, welch ganz andere Erfahrungen würde er dann auf seiner persischen Reise gemacht haben.

Vergessen wir jedoch nicht, daß der persische Volksstamm, obgleich er dort in seinem Vaterlande einer der entartetsten, tiefgesunkensten geworden ist, seinen äußren wie innren Anlagen nach einer der befähigtsten und edelsten war, und daß in früherer, so wie noch in späterer Zeit Männer in seiner Mitte sich hervorgethan haben, in welchen alle die edleren Gaben, welche in dem Charakter ihres Volkes, ja in der unverdorbenen durch Religion emporgehaltenen Menschennatur überhaupt liegen, sich in bewundernswerther Weise kund gaben. Ohnehin gilt das schlimme Urtheil mancher neuern Reisenden vornämlich nur den Bewohnern der Städte, vielweniger den vom Verkehr der Straßen abgelegneren Dörfern. Und was die äußerlichsten, jedem Reisenden in die Augen fallenden Vorzüge des persischen Volkes betrifft, so läßt selbst Aucher Eloi, der so vielfältige Ursache zum Klagen hatte, darin ihm Gerechtigkeit wiederfahren, daß es für die Cultur des Landes ungleich größre Geschicklichkeit, ungleich mehr Eifer und Fleiß kund gebe als die Türken. Man kann sich hiervon leicht, gleich bei dem ersten Eintritt in das persische Gebiet überzeugen. Da ist jedes Stück Landes, das einer Bewässerung und hiermit zugleich eines Anbaues fähig ist, aufs Beste benutzt; Gräben sind gezogen, jedes Feld ist mit den für seine Lage passendsten Nutzgewächsen bepflanzt, vor Allem ist auf das Gedeihen der Lieblingsfrucht der Perser: auf das der Melonen aufs Sorgfältigste

Rücksicht genommen. Auffallend und mit dem beständig frischen grünenden Anbau der Felder und Wiesen in grellem Contrast stehend erscheint hierbei freilich die Menge der verlassenen Wohnhäuser, die mit ihren häßlichen Mauerresten den Eindruck, den die grünenden Auen machen, stören; aber der persische Landmann läßt sich nicht die Zeit an seine aus Lehmen und Schilf, oder nur wenigem Holz erbaute Hütte, wenn diese in Verfall geräth, eine lange Mühe des Ausbesserns zu wenden, sondern er baut alsbald statt ihrer eine neue auf und überläßt die alte ihrem allmäligen Verfall. Außer dem Landbau zeigen sich die Perser aus der Mittelklasse des Volkes auch zu allerhand Handthierungen geschickt; sie sind zum Theil vortreffliche Seidenweber, Teppichmacher und Metallarbeiter; hurtig und geschwind in den Bewegungen ihrer Hände, wie in denen der Füße, denn die Kunst des Schnelllaufens ist bei den Persern seit alter Zeit in großer Uebung Und nicht diese mechanischen Geschicklichkeiten allein, sondern wahrhafte Kunstfertigkeiten und Leistungen der höheren geistigen Art sind es, wodurch das Volk der Perser vor seinen Nachbarn sich ausgezeichnet hat. Die Kunst der Sänger und Saitenspieler von Schiras wird noch jetzt von allen Reisenden gerühmt. Als bei dem furchtbaren Gemetzel, das nach der Eroberung von Bagdad im J. 1640 auf Murads IV Befehl über alle in der Stadt wohnenden Perser verhängt wurde, die mordlustigen Türken auch den Saitenspieler und Sänger Schahkuli ergriffen hatten, verlangte dieser „unter dem Säbel" (wie ein dem Tode Bestimmter) vor den Sultan geführt zu werden. Ich beklage, so sprach er zu diesem, nicht das Hinsterben meines Leibes, sondern der Kunst der Töne, welche in diesem Leibe wohnt. Hierauf, nachdem er sich ein musikalisches Instrument mit 6 Saiten erbeten und dasselbe

erhalten, besang er unter der meisterhaften Begleitung der tönenden Saiten die Thaten der Besieger und Eroberer, so wie den blutigen Untergang der Bewohner von Bagdad in so hinreißender Weise, daß Murad IV nicht allein das Leben ihm schenkte, sondern ihn mit sich nach Konstantinopel nahm, wo Schahkuli der persischen Musik einen allgemeinen Eingang verschaffte*).

In der That diese Wirkung der Tonkunst auf das den Gefühlen der Menschlichkeit verschlossene Gemüth eines Tyrannen war noch merkwürdiger und bedeutender als die zähmende, besänftigende Macht, welche die Musik, nach Neales Beobachtung, auf erzürnte Klapperschlangen ausübt.

Die persischen Tonkünstler sind noch jetzt, wie Schahkuli, großentheils Improvisatoren, welche bei gegebener Veranlassung zu dem Spiel ihrer Saiten den passenden Text schaffen. Ueber diesen vergänglichen Erzeugnissen einer dichterischen Anlage und als Vorbild für dieselben dienend, stehen hoch erhaben die uns Allen durch meisterhafte Uebersetzungen in unsre Sprache zugänglichen Werke der persischen Dichter Hafiz, Saadi, Firdusi da; jener hochbegabten Derwische, deren Namen neben denen ihrer geistig großen Standesgenossen Abul Kasim, Schemsch Tebrizi, Mullah Rumi und Emir Sultan in der Geschichte der morgenländischen Literatur glänzen.

Aber nicht allein im Gebiet der Literatur, auch im Leben der Thaten, in Bezeugung edler, menschlich hoher Gesinnungen hatte Persien zu Taverniers Zeiten, so wie noch später wahrhaft große, in ihrer Stellung bewunderswerthe Männer in seiner Mitte. Wir führen aus Taverniers Reisewerk hier nur einige derselben an.

---

*) J. v. Hammer-Purgstall a. a. O. III S. 207.

6) Die Geschichten des Mahomed Ali Schach und des Imam Kuli Kan.

Als Schach Abbas der Große eines Tages im Gebirg auf der Jagd war, und von seinen Leuten sich etwas entfernt hatte, fand er da einen Hirtenknaben, der eine Heerde von Ziegen hütete und dabei sehr lieblich auf seiner Hirtenflöte blies. Der Schach redet ihn an und der Knabe, der von dem hohen Stand dieses Jägers keine Ahnung hat, antwortet höchst unbefangen und verständig. Imam Kuli Kan, der Gouverneur von Schiras, läßt sich von ferne sehen; der Schach giebt ihm einen Wink sich zu nahen und dann einen andren Wink, der ihm zu schweigen gebietet. Der Kan tritt näher und hört nun auch das Gespräch des Herrschers mit dem jungen Hirten an, in dessen Antworten ein so aufgeweckter Geist, so richtiges Urtheil und ein so feines Gefühl für Schicklichkeit und Anstand sich kund giebt, daß der Schach und der Gouverneur mit Staunen sich anblicken. Nach beendigtem Gespräch fragt der König den Kan, was er von diesem Burschen halte und Imam Kuli, ein sehr einsichtsvoller Mann, sagt, daß wenn man den Knaben wolle lesen und schreiben lernen lassen, ganz gewiß ein tüchtiger, brauchbarer Diener Sr. Majestät aus demselben werden könne. Schach Abbas geht sogleich auf den Vorschlag ein, er übergiebt den Unterricht und die Ausbildung des jungen Hirten der Leitung des Kans selber, der sich des Zöglinges mit so glücklichem Erfolg annimmt, daß derselbe in Kurzem an Kenntnissen und Geschicklichkeiten alle jungen Leute seines Alters überflügelt und nach einigen Jahren von dem Kan zu allerhand Aemtern und Dienstleistungen in seiner Provinz verwendet werden kann. Abbas der Große vernimmt mit Vergnügen, welch ein tüchtiger Mann aus seinem Hirtenknaben geworden sey; er ruft ihn an seinen Hof und ge-

winnt bald ein so großes Vertrauen zu demselben, daß er ihn zur Würde eines Nazars oder Obersthofmeisters in seinem Hause erhebt, und ihn als Mohamed Ali Beg in die Reihe der Würdenträger des Reiches einführt. Der neue Nazar hatte sich durch sein äußeres Glück nicht blenden und berauschen lassen; er betrug sich mit so viel weiser Mäßigung und mit so unbestechlicher Treue im Dienste seines Herrn, daß dieser ihm bald nachher die höchsten Beweise seines Vertrauens gab, indem er ihm zweimal eine Gesandtschaft an den großen Mogul, in sehr schwierigen Angelegenheiten übertrug und jedesmal Ursache fand, die kluge, gute Ausführung seiner Aufträge zu beloben. Aber die große, gewissenhafte Treue, womit er allen Pflichten seines Amtes nachkam, die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, wo mit er die ihm anvertrauten Güter und Einkünfte seines Herrn verwaltete, machte ihm viele einflußreiche Leute am Hofe des Königes zu Feinden, namentlich die Verschnittenen und das Frauenvolk des Harems, denen er alle ihre unbilligen, kostspieligen Wünsche mit Entschiedenheit abschlug. Zu dieser feindlichen Parthei hatten sich auch mehrere der Minister und Großen des Reiches geschlagen, welche jedoch vergeblich es versuchten, den mit Recht geehrten, redlichen Mann bei dem großen Abbas in Ungunst zu setzen. Was jedoch diesen Feinden bei Abbas nicht gelingen wollte, das schien ihnen desto leichter erreichbar, als nach des Schachs Tode sein ihm sehr ungleicher Enkel Sam Mirsa Schar Ssafi den Thron bestiegen hatte. Oefters schon hatten es zwar die Verschnittenen versucht, dem jungen Herrscher allerhand Verdächtigungen und böse Nachreden auf den Nazar beizubringen; dieser aber hatte sich gestellt, als höre er es nicht. Da zeigte sich auf einmal, wie die Feinde meinten, eine günstige Gelegenheit den verhaßten Mann zu stürzen.

Der König unterhielt sich eines Tages mit dem Beschauen schöner Säbel und Dolche, deren Griffe und Scheiden mit Edelsteinen besetzt waren. Da fragte ihn einer der Kämmerlinge, ob er sich nicht wolle den überaus kostbaren Säbel aus seiner Schatzkammer herbeiholen lassen, jenes Geschenk des Großsultans an Schach Abbas, den Großvater Sr. Majestät, daran sich kein Auge satt sehen könne, denn dieser Säbel, ganz mit großen, funkelnden Juwelen besetzt, habe seines Gleichen nicht auf Erden. Der Schach, durch diese glänzende Beschreibung um so neugieriger gemacht, da er sich nicht erinnern konnte den prächtigen Säbel jemals in der Schatzkammer gesehen zu haben, sendete sogleich nach dieser hin, um das gerühmte Stück holen zu lassen. Man durchsucht alle Räume, alle Kisten und Schränke, der Schatzmeister will nichts von dem Säbel wissen, er behauptet, er habe niemals einen solchen gesehen. Aber der alte Kämmerling trägt vor die Augen des Königs das Buch herbei, darinnen die von auswärts her empfangenen Geschenke verzeichnet stehen; der kostbare Säbel ist wirklich darin verzeichnet.

Die Sache verhielt sich, wie dies der alte Kämmerling und seine Verbündeten gar wohl wissen konnten, wirklich so, wie der Schatzmeister behauptete. Dieser hatte den Säbel voller Brillanten niemals gesehen, denn schon etliche Jahre vorher, ehe er zu diesem Amt gekommen, hatte Schach Abbas die köstlichen Edelsteine herausnehmen, den goldnen Griff umschmelzen und aus beiden ein Kleinod fertigen lassen, das noch jetzt eine der schönsten Zierden seines Hausschatzes war. Damals aber, als diese, vielen Herren am Hofe wohlbekannte Veränderung geschehen, hatte man versäumt in dem Verzeichniß der Geschenke diese Verwendung des Säbels zu bemerken, dieser stund noch angeführt unter den andren vorhandnen Sachen.

Aber bei diesem Allen hatten die böswilligen Neider dennoch erreicht was sie wollten; der Schach, in welchem man die Begierde nach dem Anblick des Schatzstückes absichtlich aufs Höchste gespannt hatte, als ihm die Antwort des Mohamed Beg, ein solcher Säbel sei im ganzen Schatz nicht vorhanden, und zugleich das Buch aus der königlichen Kammer gebracht wurde, darinnen derselbe doch verzeichnet stund, wurde zornig, und diese Stimmung benutzten die Feinde des Nazars, sie bemerkten dem Herrn, daß man längst im ganzen Lande sich über den großen Aufwand des Schatzmeisters verwundert habe. Derselbe ließe auf seinen Namen Caravansereien, zur Aufnahme der Pilger und Fremden, Brücken und Dämme zur Verbesserung der Wege bauen, habe sich auch ein großes prächtiges Haus errichten lassen, welches wohl werth schien, daß Seine Majestät dasselbe sich besähen. Wo sollte doch ein Privatmann die Mittel hernehmen zu solchen großen Ausgaben, wenn dies nicht aus königlichem Schatz geschähe. Es möchte deshalb wohl zu rathen seyn, daß Seine Majestät scharfe Abrechnung mit dem Nazar hielten.

Während dieser verläumderischen Reden ließ Mohamed Beg sich selber zur Audienz melden. Der König empfing ihn heute ganz anders als er sonst gewohnt war; er forderte mit zornigen Worten Rechenschaft über den vermißten Säbel und fügte die vermeintliche Drohung hinzu, daß er sich gefaßt machen möge, denn nur 15 Tage zur Ordnung seiner Angelegenheiten sollten ihm vergönnt sein, dann wolle der König Haussuchung thun in seiner Schatzkammer und Stück vor Stück derselben mit dem Verzeichniß vergleichen, das in Seiner Majestät Händen sey.

Der Nazar, der sich keiner, auch nicht der geringsten Veruntreuung im Dienste seines Herrn bewußt war, hörte

die Worte desselben ruhig an. Nur Eines, so sprach er, erbitte ich mir von der Gnade meines Königes, daß derselbe schon morgen früh, nicht erst nach 15 Tagen die prüfende Vergleichung des Schatzes und seiner Verzeichnisse vornehmen möchte. Der Schach, nachdem er noch einmal den früher von ihm so hochgehaltenen Nazar ermahnt hatte, er möge doch lieber die ihm vergönnte Frist, zur Ordnung aller seiner Sachen annehmen, willigt endlich ein. Am andern Tag in der Frühe, beginnt die Musterung. Es findet sich Alles in der schönsten Ordnung; jedes Stück, dessen in dem königlichen Verzeichniß erwähnt war, bis ins Kleinste, findet sich; eines jedoch ist da, ein goldnes Kleinod, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, dessen die Verzeichnisse nicht erwähnen. Der Goldschmied, der es gemacht, lebt noch; er wird gerufen. Der Mann erzählt, daß dieses Prachtstück aus den Edelsteinen und zum Theil aus dem Golde gefertigt sey, die sich an einem vom Großsultan an Schach Abbas geschenkten Säbel gefunden. Die Damascenerklinge habe er damals zurückgegeben. Es war dieselbe, deren auch in den Verzeichnissen nicht gedacht war.

Die Neider und Ankläger des Schatzmeisters erblassen und verstummen. Der König, schweigend, geht, weil er diesen Besuch ihm versprochen, in des Nazars Haus. Dieser, nach der Sitte des Morgenlandes, verehrt dem hohen, besuchenden Gast ein Geschenk; mehr, so sagt der Nazar, indem er die Gabe von sehr mäßigem Werth ihm überreicht, vermag das arme Haus eines Privatmannes nicht. Und arm, in der That, erschien das von außen geräumig aussehende, mit Geschmack erbaute Haus, in seinem Innren. Da sahe man keine Teppiche und Tapeten von golddurchwirktem Seidenstoff, wie in den Wohnungen der Großen, von gleichem Stande. Alles war reinlich und bequem, dabei

aber so einfach wie bei einem mäßig bemittelten Bürger oder Landmann; statt der Kronleuchter von venezianischem Glas oder Krystall nur die wohlfeilen persischen Lampen; statt der Näpfe von Gold, von Silber oder japanischem Porzellan nur Geschirre von geringem Metall oder irdener Masse.

Bei dem Herumgehen durch die Säle und Zimmer hatte der Weg durch einen Gang geführt, an dessen einer Seite eine Thüre war verschlossen mit drei eisernen Ketten. Auf seinem Hinweg hatte der König diese so wohl verwahrte Thüre nicht beachtet; auf dem Rückweg machte der Meter, ein weißer europäischer Verschnittener den Herrn auf dieselbe aufmerksam und der Schach, neugierig, fragte den Schatzmeister, was er da drinnen, unter so sorgfältigem Verschluß der Ketten verborgen habe? Großmächtigster König, antwortete der Nazar, alles Das was Eure Majestät bisher in der Schatzkammer und in meinem Wohnhause gesehen, das ist nicht mein, sondern es ist nur ein durch die Huld meines Königes mir anvertrautes und verliehenes Gut. Das aber, was in diesem kleinen, wohlverwahrten Zimmer sich findet, ist wahrhaft mein und ich vertraue der Gerechtigkeit Eurer Majestät, daß Sie mir es niemals werden nehmen lassen. Der Schach, dessen Neugier durch diese Rede erregt war, äußert, in gnädiger Weise, den Wunsch diesen Hausschatz seines Schatzmeisters zu sehen. Man öffnet die Thür; der Herr tritt in ein Gemach ein, darinnen weder Teppiche noch Divans, noch irgend eine andre Geräthschaft zu sehen ist. In die bloßen, von keinen Tapeten verzierten Wände sind Nägel geschlagen; auf zweien von diesen ruhet ein Hirtenstab, an einem hängt eine Hirtentasche, zur Aufbewahrung des Mundvorrathes, an noch andren die Flöte, sowie die Schläuche, an einem das Ge=

wand von einem Hirten. Dieses Alles, so sagt der Nazar, war mein wohlerworbenes, eigenstes Eigenthum, als Schach Abbas der Große, Eurer Königlichen Majestät Ahnherr mich bei der Heerde meiner Ziegen fand; der große Abbas hat mir dies, mein Eigenthum gelassen und sein erhabner Enkel, dies vertraue ich, wird mich auch desselben nicht berauben. Aber noch eine andre Gnade ist es, die ich mir heute von meinem König und Herrn erbitte, das ist die, daß derselbe mir erlauben möge hier dieses schwere Gewand des Nazars wieder mit meinem alten, leichten Hirtenkleide zu vertauschen, meine Tasche und Wasserschlauch umzuhängen, meinen Stab und meine liebe Flöte zu ergreifen und hinaus zu gehen in meine stillen, friedlichen Gebirge.

Der junge König, von alle den Beweisen der Treue und Redlichkeit eines solchen, von ihm hart verkannten Dieners tief bewegt, zog schweigend seine Kleider aus, und gab winkend den Befehl, daß man sie dem Nazar anlegen solle. Dieses ist der höchste Erweis der Gunst und ehrenden Anerkennung, welche ein Monarch von Persien einem seiner Großen erweisen kann. Die Verläumder des ehrlichen Schatzmeisters traf eine wohlverdiente Verachtung und Ungnade des Königes; Mohamed Ali Beg, der sich bei jeder Gelegenheit als ein Freund und Schützer aller Bedrängten und aller Fremden, namentlich auch der Franken, und als solcher auch an Tavernier bewährte, blieb bis zu seinem Ende ungekränkt und hochgeehrt in seiner Würde.

Nicht so ungetrübt bis ans Ende und dennoch in jeder Hinsicht des Siegerkranzes würdig war der Lebenslauf jenes Imam Kuli Chan, des Gouverneurs von Schiras, des treuen Freundes Schach Abbas des Großen, so wie seines ganzen Hauses, dem, wie wir vorhin erwähnten, jener Schach die Erziehung und Ausbildung des Hirtenknaben und nachma=

ligen Mohamed Ali Beg anvertraut hatte. Tavernier lernte diesen edlen Perser schon auf seiner ersten Reise nach Ispahan kennen. Damals hatte der geschickte Uhrmacher Rudolph Stadler, von dessen rühmlichen Heldentod wir vorhin (S. 87) sprachen, eine sehr schöne Taschenuhr, welche nur von der Größe eines Thalers war, gefertigt; die Engländer hatten sie von ihm um 200 Thaler gekauft und dieselbe dem Kuli Chan, der ihrer Nation sehr freundlich zugethan war, zum Geschenk gemacht. Der Chan aber wollte ein in seinen Augen so kostbares Geschenk nicht für sich behalten, sondern brachte sie seinem Könige, dem Schach Mirsa Esafi als Gabe seines dem königlichen Hause treu ergebenen Gemüthes. Es war dies nur einer der geringsten Beweise seiner guten Gesinnung gegen den Enkel seines alten hohen Freundes, Schach Abbas des Großen. In ganz Persien lebte damals kein Mann, weder von hohem noch von geringem Stande, der alles was er besaß und vermochte, so ganz dem Dienst seines Fürsten dahingegeben hätte. Kuli Chan hielt in seiner Provinz, aus den Mitteln seiner ansehnlichen Einkünfte, ein Heer der auserlesensten Truppen, mit denen er selber zu Felde ziehend, in jedem Kampfe mit auswärtigen Feinden überall voraus war; man schätzte in ihm mit Recht den gerechtesten, mildesten, weisesten Gouverneur, den größesten, tüchtigsten Feldherrn, so wie einen der gebildetsten Männer des damaligen persischen Reiches. Er ließ sich jederzeit wo es galt, und zwar in der uneigennützigsten Weise zum Schutz der Fremden, zur Hülfe der Nothleidenden, zur Vertheidigung der unschuldig Unterdrückten bereit finden, und in der makellosen Reinheit seines Charakters zeigte er sich bis zu seinem blutigen Ende.

Die großen, guten Eigenschaften dieses Gouverneurs hatte kein Andrer mehr anerkannt und zu würdigen gewußt,

als sein alter Herr, Schach Abbas der Große. Als aber dieser König einst, nach orientalischer Sitte, als höchsten Beweis seiner Gunst, dem treuergebenen Diener eine der schönsten, beliebtesten Sklavinnen aus seinem Harem zum Geschenk machte, da ahnete er nicht, daß diese Gabe dem Kuli Chan, so wie seinem ganzen Hause den Untergang bringen sollte. Der Sohn, welchen eben diese schöne Sclavin nach 6 Monaten in Schiras, im Harem des Gouverneurs gebar, war ein Sohn des Schach, obgleich jedoch Jedermann dies wußte, wurde derselbe dennoch mit den andren Söhnen des edlen Chan, als einer der Ihren erzogen und bildete, unter der Leitung des Pflegevaters, zu einem kräftigen Kriegsmann sich aus.

Nach Abbas des Großen Tode ließ der alte Chan sich nur selten bei Hofe sehen. Er selber hielt in Schiras einen Hofstaat, der an Pracht dem königlichen nur wenig nachstund, an Ausübung aber der Gastfreundschaft gegen Fremde, durch Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künstler, durch Wohlthätigkeit, jenen weit übertraf. Während der ersten Jahre nach Abbas Tode führten eigentlich die Frauen des Harems, namentlich die königliche Mutter, in Gemeinschaft mit dem ersten Minister die Regierung, für den noch sehr jungen Schach Ssafi. Jene Damen und Herren des Hofes, welche mitten im Gebrauch und Mißbrauch ihrer Macht eines gewissen Gefühls ihrer Ohnmacht sich nicht erwehren konnten, betrachteten mit Argwohn das große Ansehen, in welchem Kuli Chan im ganzen Lande stund. Hätte er, mit seinem wohlgerüsteten, trefflich geübten Heere sich gegen das ganze übrige Persien erheben wollen, es wäre Alles ihm unterlegen, ja, so beliebt und geachtet war der Mann, Alles wäre ohne Schwertstreich, von selber ihm zugefallen. Dazu kam noch ein Gerücht, welches allerdings

nicht ganz ohne Grund war, nach welchem jener Sohn der schönen Sklavin, welche Schach Abbas der Große dem Kuli Chan geschenkt hatte, Ansprüche machen sollte auf den Thron. Allerdings hatte dieser Jüngling, den der Pflegvater wie ein eignes Kind liebte, bei mehreren Gelegenheiten solche ehrgeizige Ansichten ausgesprochen und hatte einige seiner Halbbrüder dafür gewonnen, der alte Chan aber, der mit unverbrüchlicher Treue an seiner Unterthanenpflicht festhielt, hatte jede Regung dieser Art durch ernsten Widerstand unterdrückt. Da geschahe es, daß Sultan Murat mit einem Heer in Persien einfiel; Erivan hinwegnahm, Tauris zerstörte, der armenischen Gränze sich nahete. Ein Aufgebot erging an alle Chans, vor allen an den von Schiras, daß sie mit ihren Truppen in Kasbin, wo der junge König Hof hielt, sich versammeln und dann mit vereinter Macht dem Feind entgegen ziehen sollten. Als der alte Kuli Chan mit seinen drei zum Krieg erzogenen Söhnen auf dem Wege war, da nahete ihm einst der älteste von diesen. „Vater," so sprach er, „bedenkst du wohl, daß wir unsre Köpfe selber dem Schwert des Henkers entgegen tragen?" — „Ich bedenke das wohl, mein Sohn," sagte der Alte, wir folgen aber hier als Soldaten dem Aufgebot unsres Herrn; ich bin gewohnt den Befehlen meines Königes zu gehorchen, ich werde mich bis an mein Ende als treuer Unterthan erweisen."

Am Hofe in Kasbin empfing man den mächtigen Chan und seine Söhne mit hohen Ehrenbezeugungen; bald waren die Truppen aus allen Provinzen des Reiches versammelt, man hielt Musterung über das Heer, dann wurde ein dreitägiges königliches Festmahl angeordnet, zu welchem alle anwesende Chans und Großen des Reiches eingeladen waren. Der Kuli Chan bittet, ihn wegen seines vorgerückten

Alters mit solchem Schmauße zu verschonen, er wolle die Zeit zum Dienst für Seine Majestät und zum Gebet für dessen Wohlfahrt benutzen, sollte es jedoch der ausdrückliche Wunsch seines Königes seyn, daß er beim Fest erschiene, dann wolle er sich nicht weigern. Man läßt ihm die Freiheit zu thun was er wolle, seine Söhne aber kommen zum Festgelage. Am dritten Tage desselben verläßt der junge König den Saal, drei starke Männer, jeder mit einem Henkerschwert in seiner Hand, mit ihnen noch andre Bewaffnete, treten in den Saal hinein, die Söhne des Chans werden enthauptet, ihre Köpfe in ein goldnes Becken gelegt. Die Henker, auf königlichen Befehl, verfügen sich mit dem Becken und seinem blutigen Inhalte zum Vater, den sie mitten im Gebet finden. Der Alte, nachdem er sich von dem Eindruck, den der Anblick der blutigen Häupter seiner Kinder auf ihn gemacht, gesammelt hat, ersucht die Bewaffneten, daß sie ihm verstatten möchten, sein Gebet zu beendigen. Sein Wunsch wird ihm gewährt; der Chan giebt sich von neuem seiner Andacht hin, dann mit ruhiger Miene sagt er zum Henker: des Königes Wille geschehe, und sein Haupt fällt. Man bringt den Kopf des alten treuen Kriegsmannes, vereint mit den Häuptern seiner Söhne, den Damen im Harem; Persien hatte heute mehr verloren als in all seinen Niederlagen unter Amurats Schwerte.

So ließen sich aus Taverniers Reisewerk noch mehrere Beispiele hervorheben, an denen der persische Charakter in seiner edleren Entfaltung sich kund giebt; Erscheinungen allerdings, welche nur wie seltnere Ausnahmen dastehen und ein Zeugniß abgeben für die allgemeine Erfahrung, daß die ihrer Natur nach köstlichsten Früchte dem Angriff des verderbenden Wurmfraßes am meisten ausgesetzt sind, und

daß das Schönste und Lieblichste, wenn es in Fäulniß geräth, zum Eckelhaftesten und Häßlichsten wird.

Von diesen langen Schilderungen der Türken und Perser wenden wir uns endlich wieder zu der Lebens- und Reisegeschichte unsres Tavernier selber.

7) Taverniers erste persische Reise.

Der Weg seiner ersten Reise nach Ispahan führte denselben über Tokat, Erzerun, Erivan, Tauris, Ardevil und Kasbin. Es war der Verlauf dieser ersten Reise nach seinen vielen, glücklich überstandenen Gefahren und mancherlei Genüssen ganz geeignet um die ohnehin schon sehr rege Reiselust unsres damals 26jährigen Tavernier so hoch zu steigern und zu verstärken, daß er von damals an einen beständigen Zug nach den Ländern des Ostens fühlte; einen Zug der ihn außer dieser ersten noch zu fünf dergleichen, zum Theil viel weiter ausgedehnten Reisen bewogen hat. Uns, seinen in der Heimath still sitzenden oder in fliegender Eile mit Dampfschiffen und auf Dampfwägen die Länder und Meere durchziehenden Lesern mag es als eine schwere Aufgabe erscheinen, gegen 2 Monate lang, mit einer Karawane, die mit der Langsamkeit unsrer Lastfuhrleute vorwärts zieht und bald da bald dort sich verweilt, Länder und Ortschaften zu durchwandern, darin es keine Zeitungen zu lesen giebt, keine Spur der europäischen Bequemlichkeiten und geselligen Vergnügungen gefunden wird. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß es Asien war, durch dessen zum Theil preiswürdigste Landstriche der Weg führte; jener Welttheil, der durch die majestätische Erhabenheit so wie durch die Reize seiner Natur, durch seine Denkmale einer großartigen, mächtigen Vorzeit, an deren Anblick selbst das Auge eines Fremdlinges in der Geschichte sich vergnügt, vor allen

andren Welttheilen der Erde der Mühen einer solchen Reise werth ist.

Und was sind diese Mühen, im Vergleich mit dem Gefühl eines heitren, kräftigen Wohlbefindens, das zunächst den Leib, bis in sein Innerstes hinein, auf einer solchen Reise, in guter Jahreszeit und bei einer ausreichenden Befriedigung der unabweisbarsten Bedürfnisse durchdringt, so daß er sich verjüngt fühlt wie ein Adler, befreit von alle dem, was in der Heimath ihn drückte und beengte. Wann war je der Schlaf auf dem heimathlichen Federbett oder Polstern so tief und doch so leicht und erquickend; wie strahlt da die Sonne, wenn sie am reinblauen Himmel über die Gebirge heraufsteigt, wie scheinen bei Nacht der Mond und die Sterne so hell; das Land, wo nur ein Bach oder Quell es befeuchtet, ist ein duftender Blumengarten; jeder uralte Pfeiler einer zerstörten Brücke, die am Boden liegenden, zerbrochenen Säulen oder das zerstörte Gemäuer eines vormaligen Tempels und Pallastes sind ein Räthsel, mit welchem der nachdenkende Geist stundenlang sich beschäftigt. In dieser frisch, bald vom Osten des Gebirges bald vom Meere her sich erneuernden Luft, so wie durch die gleichmäßige Bewegung des Tagmarsches empfängt die Eßlust jene gesunde Stimmung, in welcher jeder Bissen wie jeder Trunk einen Genuß gewährt, der uns in der Mitte der Schüsseln einer reichbesetzten, europäischen Tafel für immer unbekannt blieb; der schwerfällige Menschenleib theilt jetzt mit dem Vogel der Lüfte oder mit der muntren Gazelle des Gebirges die Lust des freien Bewegens unter dem Dache des Himmels; er ist zu einem Naturzustand seines Geschlechtes übergegangen, welcher wie der Zustand einer unter Blumen spielenden Kindheit, noch fern von allen kleinlichen Sorgen, Bedenklichkeiten und Quälereien unsrer

politischen Verhältnisse wie des in enge Schranken geschlossenen conversationellen Verkehres der verschiednen Stände und gesellschaftlichen Kreise war.

Der Anfang von Taverniers erster Reise von Konstantinopel nach Ispahan fiel noch in die letzte Zeit des Winters (1631), welche freilich für ein solches Land nicht die Schrecknisse der letzten Hälfte unsres nordischen Januars oder des angehenden Februars hat. Das Grün der Wiesen, mit dem ersten Frühlingsschmuck seiner Blumen, war schon über Thal und Hügel hingebreitet, als die Karawane, bei der unser Reisender war, zuerst in der Nähe der lieblichen Ufer des Propontis, dann über manche Flußthäler und an dem Ufer fischreicher Seen vorüber den Weg nach Tocat zog, einer damals durch ihren Verkehr sehr blühenden volkreichen Stadt, in welcher die christlichen Bewohner, so wie ihre auf dem Wege der Karawanen dahin kommenden Glaubensgenossen, mitten unter den ihrer Zahl nach vorherrschenden Türken Freiheiten und Bequemlichkeiten genossen, wie sie, außerhalb Konstantinopels nur in wenig andern Städten des türkischen Reiches gefunden werden. Es gab damals in dieser Stadt 12 christliche Kirchen; sie war der Sitz eines Erzbischoffs und die Umgegend derselben weithin nur von christlichen Gemeinden bewohnt. Und dennoch kann ganz in der Nähe der Stadt, wo es ihm nach Belieben wohl erging, der Reisende Gefahren begegnen, aus denen sein Leben nur durch die Bewahrung einer höheren Hand gerettet wird. Wenige Meilen von Tokat ist ein nur von Christen bewohntes Dorf, in dessen Nähe der Ort gezeigt und von den Pilgern verehrt wird, da der heilige Chrysostomus, während seiner Verbannung eine Zeit lang gelebt und da das Volk zu seinen Predigten sich versammlet haben soll. Das Völklein, welches jenes Dorf

bewohnt, erzeigt sich gegen die christlichen Reisenden ganz besonders freundlich und zuvorkommend, läßt ihnen, aus der Fülle seiner Landschaft, in der ein ganz besonders guter Wein wächst, Alles, dessen sie bedürfen, zu den billigsten Preisen ab und macht bei diesem Handel auch keine Ausnahme an den Bekennern des Islam, weshalb gewöhnlich alle Karawanen, obgleich sie schon in Tokat sich verweilt hatten, auch in diesem Dorfe noch einige Tage Halt machen, um sich auf leichteste Weise mit guten Vorräthen für die Reise zu versorgen. Aber nahe an diesem Dorf und jenseits demselben zieht sich der weitre Weg durch die Engpässe eines Gebirges, das ein beständiger Tummelplatz und Bergungsort der Raubmörder ist. Auf Taverniers erster Reise zog die zahlreiche und wohlbewaffnete Karawane unangefochten durch diese Engpässe, hier aber war es auch, wo unser Reisender, bei andrer Gelegenheit, auf der Rückreise von Erzerun nach Tocat mit eignen Augen die Ermordung einiger freundlich, aus dem Christendorfe, seiner Karawane entgegen gekommener Armenier durch die Buschklepper des Gebirges ansehen mußte. Jene guten Leute waren, nach der Anhänglichkeit, welche den armenischen Christen unter einander eigen ist, der Karawane, von deren naher Ankunft sie Kunde hatten, mit allerhand Lebensmitteln und mit einigen Vorräthen ihres besten Weines, zur Erquickung der müden Reisenden entgegen geritten, hatten dann auch einige der kostbarsten, und dem Gewicht nach lastendsten Güter auf ihre muntren Lastthiere genommen, sie wollten aber am Morgen der Karawane vorausreiten und die ersten seyn, welche die glückliche Ankunft der Freunde in ihrem Dorfe meldeten. Sie hatten aber kaum, den Berg hinanziehend, einen Vorsprung von tausend Schritten vor der Karawane gewonnen, da brachen aus dem Hinterhalte sechs berittene

Raubmörder hervor, welche gleich bei dem ersten Anlauf zwei der Armenier, deren nur drei beisammen waren, mit ihren Lanzen niederstießen, dann, während der dritte, mit seinen empfangenen Wunden, hinter die Felsen entrann, die Güter, deren Werth auf 10,000 Thaler geschätzt wurde, zu sich nahmen, und, ehe die Leute der Karawane mit ihren ermüdeten Lastthieren bergaufwäts sie erreichen konnten, in ihre Schlupfwinkel sich zurückzogen.

Auf die Genüsse einer blühenden, an allen Erzeugnissen der Felder und Gärten reichen Landschaft, folget, da wo sich der Reiseweg hinauf nach Erzerun erhebt, der Anblick einer Alpennatur, in deren Thälern zahlreiche Heerden von Kühen und Ziegen weiden, welche aber die Aufenthaltsstätte eines langen Winters und eines kurzen, nur wenige Arten der Früchte zeitigenden Sommers ist. Erzerun liegt nach den neuern Messungen von Texier 5900 Fuß hoch über dem Meere und ist dennoch eine, wenn auch vom Klima wenig, desto mehr durch ihre für den Verkehr von Persien mit den Nachbarländern begünstigte Stadt. Die türkischen Zolleinnehmer von Erzerun, in denen vielleicht gerade durch die Rauhheit des Klimas ein Bedürfniß nach wärmenden Dingen lebhafter sich regte, spähten schon zu Taverniers Zeiten den Flaschen des Weins, welchen die aus der reicheren Landschaft kommenden Reisenden mit sich führten, mit solcher Theilnahme nach, daß man sich nicht entbrechen konnte, ihnen zur Beförderung einer milderen Stimmung bei der Führung ihres Geschäftes, eine und die andre solcher Flaschen zu verabreichen. Uebrigens erschienen die Zolleinnehmer ungleich geneigter den durchreisenden Kaufleuten etwas nachzusehen als der Pascha, der von dem Ertrag der Zölle seine Haupteinnahme bezieht. Namentlich ist es das baare Geld, welches die Kaufleute des Han-

dels wegen mit sich nach Persien führen, das hier, zu zwei vom Hundert, besteuert wird. Man durchsucht, um diese Prozente nicht zu verlieren, Kisten und Ballen, Säcke so wie Sattelunterlagen der Kameele und so wenig man den türkischen Mauthleuten ihrem Aussehen nach große Feinheit zutrauen möchte, wissen sie dennoch allen listigen Erfindungen der Handelsleute, womit diese ihr Geld und ihre werthvollsten Kostbarkeiten verbergen möchten, auf die Spur zu kommen. An Gelegenheit, ihre Kunst des Ausspürens zu üben, fehlte es niemals, denn da die Reisenden, wenn man sie auf einem Unterschleif ertappte, weder gestraft noch ihre Waaren ihnen confiszirt wurden, da man überhaupt, um die Karawanen nicht von dem Weg über Erzerun abzuschrecken, so glimpflich als nur möglich mit den Leuten verfuhr, lag die Versuchung zum Betrug zu nahe. Am Tage der Abreise von Erzerun giebt der Pascha den Karawanen das Ehrengeleite. Etwa eine Stunde von der Stadt wird gehalten, noch einmal alles Gepäck und Reisegeräthe der Fremden von den Zolleinnehmern und Dienern des Paschas durchsucht, dann empfangen die Vornehmsten der Gesellschaft ein Frühstück vom Pascha und nachdem sie mit ihm gegessen und getrunken, kündigen die Ausrufer ihnen an, daß sie nun ziehen könnten wohin sie wollten.

Um das weiterhin nicht unbedeutende Weggeld zu umgehen, schlug ein Theil der Karawane, bei welchem Tavernier sich befand, statt der abkürzenden Landstraße, auf welcher man übrigens den Arasfluß (Araxes) mehrmalen, zum Theil nicht ohne Gefahr, wegen Mangel der Brücken durchsetzen mußte, den längern Weg über Kars ein, das nach viertägigem Durchwandern einer öden, mit Wald und Haide bewachsnen, bergigen Gegend durch seine fruchtbare Umgebung und schöne Lage einen erwünschten Ausruhepunkt ge-

währt. So oft auch über diese Gegend die Verheerungen des Krieges sich ergoßen, konnten diese dennoch der dortigen überkräftigen Natur ihre Reize und ihre sich immer wieder erzeugende Fülle nicht benehmen. Die Dörfer waren durch die Ueberfälle der Perser zerstört, ihre Bewohner dem Schwert unterlegen oder in die Gefangenschaft fortgeführt, die große, hoch ummauerte Stadt war nur von geringer Volksmenge bewohnt; die Lebensmittel aber in solcher Güte und großer Menge vorhanden, daß die Karawanen um billigsten Preis sich damit versorgen konnten.

8) Die armenischen Christen des Morgenlandes.

An die ausführlichen Schilderungen der Türken und Perser, reihen wir hier aus Taverniers Reiseberichten eine Schilderung der Armenier an. Nach 9 Karawanen-Tagereisen, welche durch einen großentheils von armenischen Christen bewohnten Landstrich führen, gelangte unser Reisender zu dem altberühmten Wohnsitz des obersten Patriarchen der Armenier, zu dem nur 3 Meilen von Erivan abgelegenen Etschmiasin. Das Alter der einen jener 3 Kirchen, welche mit ihren mächtigen, einer Festung gleichenden Klostergebäuden die größeste Merkwürdigkeit des Ortes bilden, wird bis in das dritte Jahrhundert nach Christo hinangesetzt. Unter dem Großpatriarchen von Etschmiasin stunden damals 47 Bischöffe, deren jedem 4 Weihbischöffe beigegeben waren; das Patriarchat bezog seine Einkünfte aus 24000 Dörfern und der jährliche Betrag jener Einkünfte ward auf 600,000 Thaler geschätzt. Aber diese ansehnliche Summe wurde durchaus nur als ein Gesammtgut der gesammten armenischen Christengemeinde betrachtet und als solches von der hohen Geistlichkeit verwaltet. Wenn in Zeiten der Noth einzelnen Dorfschaften oder Familien das

Entrichten der Abgaben an die mohamedanische Landesregierung zu schwer fällt, so daß zu befürchten steht, daß man mit Weib und Kind sie zu Sklaven verkauft, oder wenn den Einzelnen so wie der Gesammtgemeinde andre dringende Bedürfnisse zustoßen, dann wenden die Erzbischöffe oder Bischöffe sich nach Etschmiasin an den Patriarchen und dieser läßt sich immer bereit finden, aus dem Kirchenschatze so viel herzugeben als nöthig ist.

Man rühmt an den armenischen Christen mit Recht jene Freundlichkeit und brüderliche Liebe, die sie bei vielen Gelegenheiten gegen die abendländischen Christen bewiesen. Vor allem, wie dies schon Tavernier und noch in neuester Zeit Aucher Eloi erfuhr, bezeugen sie eine ganz besondere Zuneigung gegen die Christen der französischen Nation. Der zuletzt genannte Reisende führt als Beispiel das menschenfreundliche Benehmen der in Angora wohnenden Armenier, gegen die bei Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien gefangenen Franzosen an. Zum Theil, so sagt er, gründet sich diese Zuneigung auf die unter den dort eingebornen Christen noch fortbestehende Sage, daß sie selber von jenen Galliern abstammen, deren Wohnsitz Gallatien wurde. Aucher Eloi fand bei einem Kloster in Angora, dessen Mönche den Apostel Paulus als Stifter ihrer Kirche angaben, einen Kirchhof, darinnen mehrere Grabesmonumente von hier verstorbenen Engländern, Holländern und Franzosen zu sehen waren, deren Gebeinen die Väter des Klosters mitten unter den Gräbern der Ihrigen eine Ruhestätte angewiesen hatten. Tavernier hörte mit eignen Ohren, daß in der Kirche des Patriarchen bei einer feierlichen Gelegenheit für den König von Frankreich und den Herzog von Orleans gebetet wurde.

Dieser unser Reisender, welcher den Sitz des Patri-

archen mehrere Male besuchte, giebt gleich bei dem Bericht über seine erste Reise eine Beschreibung alles dessen, was er bei verschiedenen Gelegenheiten hier gesehen und bei den gegen ihn ganz besonders freundlichen Bewohnern der Klöster erfahren. Wir stellen in einigen Zügen das zusammen, was er bei dieser Gelegenheit sowie an verschiedenen Stellen seines Reisewerkes über die armenischen Christen des Morgenlandes sagt.

Die Stellung dieser Christen in der Mitte und unter der Herrschaft der Mohamedaner ist noch jetzt und war seit Jahrhunderten eine so gefährdete und schwere, daß man das Fortbestehen derselben nur jener innigen und bis ins Kleinste sich gleich bleibenden Treue zuschreiben kann, mit welcher sie an der Religion ihrer Väter und an der gemeinsamen Sitte ihres Volkes fest halten. Bei aller sonstigen Bescheidenheit in ihrem Benehmen und bei all ihrer Unterwürfigkeit unter die Gebote der Landesherrscher suchen sie in fast ängstlicher Besorgniß alles zu meiden, was ihnen mit den Religionsgebräuchen der Mohamedaner in einiger Beziehung zu stehen scheint. Die armenischen Frauen in der Vorstadt Dschulfa bei Ispahan benutzen niemals das Wasser des vorbeifließenden Stromes, so sehr dieses in der Sommerzeit zum Trinken wie zum Waschen einladet, weil die Mohamedaner in diesem Fluß oder mit seinem ausgeschöpften Wasser ihre Waschungen verrichten, sie begnügen sich lieber mit dem oft spärlichen, zuweilen auch sehr wenig schmackhaften Wasser ihrer Cisternen. Umgekehrt scheuen sich aber auch die vereinzelten Mohamedaner, welche unter den armenischen Christen in dem vorhin erwähnten Landstrich zwischen Kars und Erivan wohnen, so sehr vor dem Wasser der dortigen Flüsse, dessen die Christen zum Trinken und Waschen sich bedienen, daß sie durchaus keinen Gebrauch von demselben weder zum Trinken noch um sich zu waschen,

von demselben machen. Die Armenier genießen niemals das Fleisch eines Thieres, das von Mohamedanern geschlachtet wurde. Die Genossen dieser beiden verschiedenen Religionen sind wie durch eine eherne Scheidewand in ihren Sitten und häuslichen Einrichtungen von einander geschieden und die trennende Kluft wird durch den Fanatismus der Türken immer von neuem offen gehalten und erweitert.

Jener etwa zehnjährige Knabe, der einzige Sohn einer reichen Armenierin, von dessen Martertod und treuem Festhalten am christlichen Bekenntniß Tavernier erzählt, konnte selbst durch die Verwendung und den sonst mächtigen Einfluß des Paschas nicht aus den Händen der Türken gerettet werden, weil diese durch jenen jungen Christen in der Sitte ihres Volkes, die keinem Knaben der über fünf oder sechs Jahre alt, den Eintritt in ein Harem verstattet, sich verhöhnt glaubten, als das unbedachtsame Kind, durch den üblen Rath einer alten Verwandtin verleitet, als Mädchen verkleidet, mit seiner Mutter den Tanzbelustigungen einer türkischen Hochzeit beigewohnt hatte. Man liest mit Schauder die Beschreibung der tagelangen Martern, unter denen die beleidigten Türken den Knaben hinrichteten. Mitten in seinen Qualen wurde ihm Leben und Freiheit versprochen, wenn er Mohamedaner werden wolle; die eigne Mutter, deren zu zärtliches Herz bei den unerhörten Mißhandlungen des einzigen Kindes mehr litt als dieses selber, bat den Sohn, er solle der Uebermacht nachgeben, und sein Leben erretten; der muthige Knabe erwiederte aber, daß diese Zumuthung der eignen Mutter ihm härter falle als alle Schmerzen seines, nur zu Einer großen Wunde gewordnen Leibes und bekannte sich standhaft als Christ, bis ans Ende.

Dergleichen Beispiele von Standhaftigkeit, die sich während der Zeit seiner Reisen in den Morgenländern zu-

getragen, erzählt Tavernier mehrere von den Armeniern, von kindlichem sowohl als von reiferem Alter. Es geschieht überhaupt außerordentlich selten, daß ein armenischer Christ, auch unter den stärksten äußeren Versuchungen seinen Glauben verläßt und zum Islam sich bewegen läßt, wenn aber auch zuweilen, im Anblick der Todesschrecken ein Armenier sich bewegen lässet Mohamedaner zu werden, zeigt sich dennoch bei ihm das Band, das ihn von seiner Taufe und frühesten Erziehung an mit dem Christenthum vereint, so fest und mächtig, daß er gewöhnlich, von bittrer Schwermuth und Reue überwältigt, zu seiner Mutterkirche zurückkehrt. Wenn ein solcher abtrünnig Gewordener der Buße der Kirche sich unterwirft und bei dem Patriarchen, dahin der Bischoff ihn verweist, sein Bekenntniß ablegt, dann giebt es dieser als Buße ihm auf, daß er an demselben Orte, wo er vom Christenthum abgefallen, selbst der offenen Gefahr des Todes gegenüber, seinen Irrschritt wiederrufen und von neuem als Christ sich bekennen solle.

Ein armenischer Kaufmann, der von einer Handelsreise nach Indien zurückkehrend nach Kairo gekommen war, begab sich daselbst gleich nach seiner Ankunft in ein öffentliches Kaffeehaus, um sich nach der überstandenen Last der letzten Tagreisen ein wenig zu erholen. Der Tag war heiß; dort in dem kühlen, schattigen Gewölbe, an dem steinernen Wasserbehälter, der sich von Gitterwerk umgeben am Boden, in der Mitte des Zimmers findet, macht er sichs bequem; er nimmt seinen buntfarbigen armenischen Turban vom Haupt herunter, legt ihn hinter sich und setzt eine leichtere Kopfbedeckung auf. Nach einiger Zeit tritt nach mohamedanischer Sitte ein Mullah herein, spricht einige Verse des Korans, empfängt dafür eine kleine Gabe und sagt dann den versammelten Kaufleuten, sie könnten jetzt, nach seinem

empfangenen Segen, eines guten Erfolges gewiß, an ihr Geschäft gehen. Auch der Armenier steht mit den andern Leuten seiner Karawane auf und will sich entfernen, er greift nach seinem Turban, diesen aber hatte ihm ein hinter ihm sitzender Türk versteckt, und ihm dafür in grobem Scherz seinen eignen, weißen (mohamedanischen) Turban aufgesetzt. Der Armenier mochte kaum die Verwechslung bemerkt haben, da begrüßen ihn die anwesenden Mohamedaner als einen der die rechte Lehre des Islams angenommen habe und nun ihres Gleichen geworden sey: denn er trage ja schon den weißen Turban. Jetzt übermannt den Armenier sein Eifer; er ergreift das fremde Abzeichen einer von ihm tief verabscheuten Religion, wirft es auf den Boden und tritt es mit Füßen; darüber gerathen die fanatischen Türken in wilde Wuth, sie schleppen den Armenier als einen Lästerer des Islam vor den Richterstuhl des Pascha. Vergeblich entschuldigt der Mann das heftige Aufwallen seines Zornes mit der einfachen Erzählung dessen, was ihm geschehen, der fanatische Pöbelhaufe, zu dem sich auch der Mufti und Kadi gesellen, dringt mit seinem anklagenden Geschrei durch, es wird dem Armenier die Wahl gelassen zwischen dem Tod auf dem Scheiterhaufen oder zwischen der Annahme des Islam, zu dem er durch Annahme des Turbans sich bekannt habe. Der arme Christ läßt durch die Drohung des Feuertodes sich schrecken, er fällt ab von seiner Religion, wird Mohamedaner. Aber die Pein eines geängsteten Gewissens, die ihm von nun an bei Tag und bei Nacht keine Ruhe läßt, erscheint ihm zuletzt noch ungleich furchtbarer als der Tod in den Flammen; nach wenig Jahren kommt er nach Kairo zurück, stellt sich vor dem Pascha und spricht da laut, vor allen Versammelten seine Ueberzeugung aus, daß die Lehre des Mohamed lügenhaft und falsch, die Re-

ligion der Christen aber die einzig wahre sey. Er wurde sogleich zur Todesstrafe in den Flammen abgeführt und erwies sich bis zum letzten Athemzug standhaft und freudig.

Die kindlich treue Anhänglichkeit, welche die armenischen Christen an ihre Religion haben, bezeugt sich auch dadurch, daß sie, obgleich ein Volk das vom Handel und von einem sehr oft mühsamen Gewerbe der Hände sich nähret, zu jedem Geldopfer, ja zur Dahingabe eines großen Theiles ihres im Schweiß des Angesichtes erworbenen Vermögens sich bereit zeigen, sobald es das allgemeine Beste ihrer Kirche gilt. Die kleine Abgabe, welche von jedem einzelnen Haupt erhoben wird, und aus welcher die Summe zusammenfließt, aus der, wie wir vorhin erwähnten, die ansehnlichen Einkünfte des Patriarchats bestehen, kann von den armen, durch die Erpressungen der mohamedanischen Obrigkeit hart bedrängten Landleuten öfters nicht aufgebracht werden; da treten für die Armen alsbald die Wohlhabenderen als Bezahlende ein; die Kirche muß ihr Recht haben, diese Abgabe muß von jedem ihr angehörigen Christen bezahlt werden. Und aus freiem Antrieb giebt der Armenier, wenn ihm sein Geschäft wohl von statten gehet und einen mehr als gewöhnlichen Gewinn bringt, das Zehn- ja das Hundertfache von dem was als ordentliche Abgabe an das Patriarchat ihn träfe, an dieses ab und bringt noch überdies kostbare Gaben zur Ausschmückung der Gotteshäuser, wie denn Tavernier noch in keiner andern Christenkirche so viele, mächtig ins Gewicht fallende Geräthschaften und Zierrathen aus lauterem Gold und Silber beisammen gesehen hatte, als in dem großen Kirchengebäude des Patriarchats zu Edmiazin.

Freilich war auch gerade zu jener Zeit ein großer Theil der armenischen Handelsleute zu einem Reichthum gekom-

men, bei welchem es ihnen leicht fiel, solche reiche Stiftungen zu machen. Schach Abbas der Große, dem der Wohlstand seines Landes und die Verbesserung der Staatseinkünfte sehr am Herzen lag, sah mit Unwillen, daß die Banianen, durch den unerhörten Wucher und durch ihre betrügerische Geschäftsgewandheit das Mark seines Landes aussogen. In ihren Händen allein stund damals der Handel Persiens mit dem Auslande. Durch Geld-Vorschüsse an die armen Handwerker und Verkäufer der rohen Seide, dabei sie für jeden Monat 1½ bis 2 Prozent nahmen, und wenn der Gläubiger nicht zahlen konnte, seines ganzen Besitzthumes sich anmaßten, brachten sie Tausende der Bürger und Landleute an den Bettelstab, und die richterliche Gewalt übte eine sträfliche Nachsicht mit diesen Blutsaugern, weil auch sehr viele der Großen und Mächtigen des Reiches von den Banianen Geldvorschüsse sich machen oder sich durch reiche Geschenke von ihnen bestechen ließen. Schach Abbas machte diesem Unwesen mit kräftiger Hand ein Ende; er ließ die Wucherer aus Ispahan und aus einem großen Theil seines Landes hinausjagen; erst unter seinen Nachfolgern schlichen sie, wahrscheinlich durch Bestechungen des allvermögenden Harems sich wieder ein.

Abbas der Große wollte einen unmittelbaren Handelsverkehr seines Landes mit andren Ländern anknüpfen, der hierzu passendste und am leichtesten zu habende Artikel schien ihm die rohe Seide zu seyn, welche in solchem Ueberfluß in Persien erzeugt wurde, daß sie bei weitem nicht ganz im Lande verarbeitet werden konnte. Eine nähere Verbindung mit mehreren europäischen Höfen erschien ihm auch noch aus einem ihm näher liegenden politischen Grunde sehr wünschenswerth; er wollte an den christlichen Mächten Bundesgenossen gewinnen, gegen die ihn bedrängende Macht der Türken.

Ein Gesandter an König Heinrich IV in Frankreich traf gerade nach dem unglücklichen Ende dieses Monarchen in Paris ein, man ließ durch diesen Botschafter dem Schach sagen, er solle durch eine neue Gesandtschaft den jetzt regierenden König Ludwig XIII begrüßen lassen. Dieses unterblieb jedoch und statt dessen wollte Abbas der Große unmittelbar einen Versuch mit seinem Handelsgeschäft machen; er ließ eine ansehnliche Ladung von roher Seide zu Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Spanien abgehen und zugleich hiermit einen Gesandten, der zwischen dem persischen und spanischen Hofe ein Freundschaftsbündniß einleiten sollte. Der persische Gesandte, der seinem Geschäft sehr wenig gewachsen war, ließ sich durch den üblen Rath, den ein spanischer Mönch ihm ertheilte, verleiten, die ganze Masse der rohen Seide, statt durch seine Leute sie zu verhandeln, dem König von Spanien im Namen seines Herrn zum Geschenk zu machen; eine höchst unpassende Gabe für den König eines südeuropäischen Landes, welche deshalb auch sehr kalt aufgenommen und mit unbedeutendem Gegengeschenk erwiedert wurde.

Schach Abbas war nicht der Mann, der von seinen einmal in den Sinn gefaßten Plänen, durch ein anfängliches Mißlingen derselben sich abschrecken ließ; der Sohn eines reichen persischen Kaufmannes in Ispahan schien ihm zu einem zweiten Unternehmen derselben Art geschickt; er sendete diesen mit einer überaus reichen Ladung von Seide nach Venedig. Aber der junge Perser, durch die Reize und Genüsse der ihm neuen Welt ganz außer Fassung gebracht, lebte und schwelgte in dem verführerischen Venedig wie ein Fürst, verschwendete ungeheure Summen, die er durch ein Verschleudern der ihm anvertrauten Güter sich verschaffte. Den ernsten Häuptern der Republik Venedig erschien dieses

Benehmen eines jungen Mannes, der sich selber nur für einen Kaufmann ausgab, bedenklich; eine solche Masse von Gütern, so schien es ihnen, konnte nicht einem einzelnen Privatmann angehören; sie schrieben an all ihre Agenten im Morgenland und erfuhren endlich, wer der eigentliche Besitzer der Waare sey. Es war dieß genug, um das Handelsgericht der Stadt, welchem an dem guten Ruf ihrer Republik auch bei den Mächten des Morgenlandes und an dem freundlichen Vernehmen mit diesen viel gelegen war, zu einem Schritt zu vermögen, wodurch der unsinnigen Verschwendung des jungen Persers Einhalt gethan und wenigstens der letzte Rest seiner Handelsgüter für den rechtmäßigen Besitzer gerettet wurde. Man nahm den untreuen Agenten in feste Verwahrung und die Republik meldete die Lage der Sachen an den Schach von Persien, der die gute Absicht der Venezianer sehr dankbar anerkannte. Unter Mitwirkung des republikanischen Handelsgerichtes wurden dann auch später die noch übrigen Ballen der Seide um den best möglichen Preis verkauft, so daß der Verlust für den König von Persien doch nicht so groß war, als er leicht hätte werden können.

Dieser indeß zeigte sich abermals als ein Mann von ausdauernder Festigkeit in seinen Unternehmungen, nur war er jetzt klüger geworden in der Wahl des Mittels. Keinem Einzelnen, am wenigsten einem Gesandten oder einem unerfahrenen Jüngling, der kaum eine andre Empfehlung für sich gehabt hatte, als sein großes väterliches Vermögen, wollte er von nun an ein für sein Land so wichtiges Geschäft anvertrauen, sondern er wollte sich zur Belebung der inländischen Gewerbe und des Handels eines ganzen Volkes bedienen, das sich durch seine Betriebsamkeit und mit seltnen Ausnahmen durch seine Zuverlässigkeit im

Handel und im bürgerlichen Verkehr rühmlich hervorthat: dies war das Volk der Armenier. Abbas der Große hatte schon einige Zeit vorher, zunächst wohl aus wohlmeinender Vorsorge, viele Tausende der armenischen Bewohner des Gränzlandes zwischen Erzerum und Erivan, welche den beständigen Raub- und Mordanfällen der Türken ausgesetzt waren, aus dieser unsichren Wohnstätte geführt und sie nach Persien versetzt. Diese Auswandrer, welche zum großen Theil aus der ärmeren Volksklasse genommen worden, die durch keinen Besitz der Landgüter an ihr voriges Vaterland gefesselt war, wurden zum Theil, um das Land anzubauen, in die fruchtbare, zugleich aber auch sehr ungesunde Provinz von Masanderan versetzt, wo nach wenig Jahren drei Viertheile der an die reine, kühle Gebirgsluft der Heimath gewohnten Leute ein Opfer des feuchtheißen Klimas wurde; zum Theil aber auch nach Ispahan.

Viele der letzteren hatten die altberühmte armenische Stadt Dschulfa bewohnt und als ihnen nach einiger Zeit der Schach die damals noch ganz ärmliche, einem kleinen Dorfe gleichende Vorstadt von Ispahan, welche jenseits des Flußes liegt zu ihrer Wohnstätte anwies, wurde auch, nach des Königes Willen, diese neue Stadt nach dem alten Heimathsorte der Colonisten Djulfa (Dschulfa) genannt. Bald erhub sich durch den redlichen Fleiß der Armenier das vormalige elende Dörfchen zu einem ansehnlichen Stadttheil, welchem der Schach, der jedes neuen Anbaus sich freute, dadurch noch einen bedeutenden Zuwachs gab, daß er die Vorstadt Djulfa allen in Ispahan und seiner Umgegend wohnenden Christen, der verschiedensten Bekenntnisse: den römisch-katholischen, den Kophten, Nestorianern und Jacobiten zum ungestörten Besitzthum einräumte, indem er den Christen, welche dort sich anbauen wollten, so viel Land,

an der Nordseite des Flußes hin zum Geschenk machte, als jeder der neuen Anbauer zur Anlegung eines Hauses und eines Gartens bedurfte.

Merkwürdig ist es, daß anjetzt, nach Verlauf von mehr denn zwei Jahrhunderten, von all den bedeutenden Anlagen, welche Schach Abbas der Große in seinem Lande machte, Djulfa, diese auf christlichen Grund erbaute, die einzige ist, die sich in immer gleicher Lebenskraft und in fortwährender Blüthe erhalten hat. Schon zu Taverniers Zeiten sahe man, wie ein Theil jener schönen Baumpflanzungen, durch welche der Schach den öffentlichen Plätzen und der nächsten Umgebung seiner Hauptstadt, einen für dieses Land vorzugsweise schätzbaren Reiz geben wollte, wieder eingieng, weil keiner der nachmaligen Thronfolger ihres Schutzes und ihrer Pflege sich annahm. Der Reisende, der in unsren Tagen nach Persien kommt, siehet bald im Gebirge, bald in den Ebenen, die mächtigen Ueberreste jener Bauwerke, welche der Schach zum Ansammeln des Regenwassers und des thauenden Schnees in großen Behältnissen und zur Bewässerung des Landes durch Gräben und Kanäle machen ließ. Die meisten von ihnen, so wie die Gräben zum Hinwegführen des versumpfenden Wassers; die Dämme und die Brücken des viel unternehmenden Mannes haben aufgehört das zu seyn, was sie seyn sollten, statt der vormaligen Lustschlösser und Landhäuser, womit die Umgegend seiner Hauptstadt geziert war, sieht man jetzt nur Trümmerhaufen; Ispahan selber, die eigentliche Königsstadt mit ihren verfallenen Tempeln und Pallästen, mit ihren Gärten und weitausgedehnten Straßen, erscheint als eine der höchsten Majestäten des neueren Asiens, in ihren letzten Zügen liegend. Der Fremde reitet oder geht durch ihre langen Straßen hindurch, vorbei an den malerisch bunt verzierten

Lustgebäuden, mit ihren Thürmchen und abentheuerlichen Zinnen; da wohnen jetzt großentheils statt der vormaligen menschlichen Insassen nur Flüge von Tauben; auf dem Gesims des hohen Mauerwerkes hat der Aasgeyer seinen Horst aufgeschlagen. Statt des Gedränges der reichgekleideten Perser und der in ihren Rüstungen prangenden Reiter, die man zu Taverniers Zeiten in diesen Gassen erblickte, statt des fröhlich, in dem Genuß seines friedlichen Wohlstandes spielenden Volkes sieht man bald da bald dort, ein mit dem Hunger kämpfendes Pöbelvolk und halbnackte Gassenbuben; statt der kunstreichen Läufer, welche hier von dem öffentlichen Platz des Meidan, zur Belustigung der Zuschauer ihren Auslauf nahmen und den Wettpreis errangen, sieht man verwilderte Hunde, welche einer dem andern einen erbeuteten Knochen abjagen. Wenn man aber durch die meist verödeten, verstummten Gassen der vormaligen Königsstadt hinüber über die Brücke, nach der Christenvorstadt Djulfa kommt, da fühlt man sich wie in einer nahe befreundeten Heimath; die Gebäude und ihre Kaufläden oder Werkstätten der Handwerker sind vorherrschend von einem Volke bewohnt, das so viel hat als es braucht, weil es an dem sich genügen lässet was es hat; man bemerkt die deutlichen Kennzeichen eines Wohlstandes, der nicht scheinen und glänzen, sondern nur im Stillen sein Fortbestehen sichern will. Die dortigen Klöster so wie Pilgerherbergen sind für alle christliche Reisende der neueren Zeit, bis zu unsren Tagen eine Stätte des Ausruhens und der geistigen wie der leiblichen Erquickung gewesen; es sind wenig Orte in den Morgenländern, wo es dem Europäer, der es weiß, was die rechte Ruhe sey, so wohl wird wie in Djulfa. Dort fand schon mancher erkrankte und hülfsbedürftige Franke, dort fand auch Aucher Eloi, als er zum Tod er=

mattet dahin kam brüderlich hülfreiche Aufnahme und Pflege, so wie für seine müden Gebeine die letzte Ausruhestätte.

Als Abbas der Große die von ihm begründete Christenstadt täglich besser sich anbauen und aufblühen, als er den Wohlstand derselben durch den redlichen, ausdauernden Fleiß ihrer Bewohner zunehmen sahe, als er namentlich an den Armeniern im Vergleich mit seinen Persern einen besseren Geist der Zucht und Ordnung bemerkte und von ihrem Glück sowie von ihrer Geschicklichkeit zum auswärtigen Handel sich überzeugt hatte, beschloß er die Armenier zu seinen Geschäftsführern zu wählen. Er vertheilte die Vorräthe der Ausfuhrartikel, welche damals freilich fast ausschließend nur in roher Seide bestunden, an mehrere tüchtige Männer dieses Volkes, rechnete ihnen die Waare um mäßigen Preis an und erlaubte ihnen das, was sie mehr dafür bekämen, für ihre Mühe zu behalten. Seine Erwartung fand sich nicht getäuscht.

In Kurzem hatten die Armenier die anvertrauten Güter abgesetzt; sie lieferten dem Schach die Summe aus, für welche sie ihm gehaftet hatten und fanden alle Ursache mit dem von ihnen gemachten Gewinn zufrieden zu seyn. Denn dieses genügsame, zur Ausdauer von Beschwerden trefflich geeignete Volk braucht zum Unterhalt auf seinen Reisen nicht mehr, ja zuweilen noch weniger als ihm der Lebensunterhalt in dem eignen Hause gekostet hätte Ehe der Armenier eine große Reise antritt, versieht er sich mit Schiffszwieback, geräuchertem Büffelfleisch, getrockneten Früchten, Mehl und Zwiebeln. Auf seinem Wege durch wenig bewohnte Gegenden bringt ihm, da wo Seen und Flüsse sind, sein Fischernetz, oder das Einsammeln des Honigs der wilden Bienen, der Wurzeln und anderer zur Noth eßbarer Naturgegenstände meist so viel ein, daß er seine

mitgenommenen Vorräthe sparen kann, nur in Gebirgsgegenden, wo dergleichen Dinge überaus wohlfeilen Preises sind, kaufen etwa ihrer mehrere zusammen einmal ein Lamm. Und auch bei solchem Kauf bezahlt er nur äußerst selten mit baarem Gelde, sondern mit kleinen Tauschartikeln, die er zu diesem Zwecke mit sich führt. Denn die Armenier, die zu Taverniers Zeiten des Handels wegen in europäische Länder kamen, brachten Pfeffer, Muskatnüsse, Safran und andre Gewürze mit sich, mit denen sie in den Dörfern sich Brod, Milch und andre wohlfeile Lebensmittel eintauschten, sowie die Rechnungen für das Nachtlager berichtigten. Waren sie genöthigt in einer Stadt zu verweilen, dann mietheten ihrer 5 bis 6 gemeinsam eine Kammer, auf deren Boden sie ihre Matratze ausbreiteten. Statt der mit Vortheil, neben ihren Hauptwaaren abgesetzten Gewürze, nahmen sie aus Europa kleine nürnbergische und venezianische Waaren, Spielzeug, kleine Spiegel, messingene Schmucksachen und bunte Glasperlen mit sich, aus deren Umtausch sie auf den Reisen durch die Morgenländer einen ähnlichen Gewinn zogen als in Europa durch den ihrer Gewürze. So geschahe es öfters, daß ein Armenier, wenn er wieder nach Hause kam, einen Theil seiner mitgenommenen Mundvorräthe unverzehrt mit zurück brachte. Einem solchen Handelsmann blieb dann freilich der Gewinn, welchen er bei dem Verkauf der ihm anvertrauten Waaren gemacht hatte, ganz ungeschmälert, und die Kaufleute die von Djulfa, sowie viele an andren Orten ansäßige Armenier, sich um den persischen Handel annahmen, waren in Kurzem zu einem bedeutenden Reichthum gekommen. Nur selten kehrte eine ihrer Handelsgesellschaften, namentlich aus den europäischen Ländern ohne eine baare Summe von mehreren hunderttausend Thalern und ohne eine bedeutende Ladung von holländischen so wie eng=

lischen Tüchern, feiner Leinwand und andern Stoffen, großen Spiegelgläsern, Cochenille zum Purpurfärben, Taschenuhren und mehreren dergleichen werthvollen Handelsartikeln zurück.

Tavernier hat sich auf all seinen morgenländischen Reisen vorzugsweise zu den Armeniern gehalten. Ihnen dankte er einen großen Theil des günstigen Erfolges seiner eignen Handelsschaft und so viele Beweise von Freundlichkeit, daß ihn seine dankbare Zuneigung zu diesem merkwürdigen Volk, da wo er den Charakter und die Sitten desselben schildert, ganz besonders beredt macht, und wir sind ihm in diesen Schilderungen, einigen ihrer Hauptzüge nach um so lieber nachgefolgt, da sie nicht nur auf die Armenier der damaligen, sondern selbst noch der jetzigen Zeit großentheils passend gefunden werden.

9) Weiterer Verlauf der Reise.

Der Weg, welchen Tavernier auf seiner ersten Reise nach Ispahan von Etschmiasien und von Erivan aus verfolgte, führt durch die Hochebene, welche sich der Nordseite des Araratgebirges anschließt. Bei der Langsamkeit des Vorschreitens der Karawane, behielt man den hohen Ararat, mit der glänzend weißen Decke seines Schnees 15 Tage lang vor Augen. In dieser zum Anbau selbst des Reis sehr günstigen Landschaft zeigten sich damals nach allen Richtungen hin die Spuren der wilden Verheerungen, welche der Krieg mit den Türken über Armenien geführt hatte. Abbas der Große selber war von der Theilnahme an diesen Verheerungen nicht freizusprechen. Er hatte die vormals reichbevölkerte Stadt Dschulpha dem Erdboden gleich gemacht und, wie vorhin erwähnt, ihre Einwohner mit sich nach Persien genommen, weil es seine Absicht war, den Türken ihre beständ-

digen raubsüchtigen Streifzüge, durch diese Gegenden in die Mitte des persischen Reiches zu erschweren und zu verleiden. Dennoch hatte sich außer den zahlreichen Klöstern, manches armenische Dorf wieder angebaut und mit wohlhabenden Bewohnern gefüllt, deren Gastfreundschaft unser Reisender schon damals so wie bei späteren Gelegenheiten genoß. Denn so sparsam, ja kärglich auch der Armenier auf seinen Handelsreisen lebt, läßt er es dennoch in seinem Hause, namentlich bei Bewirthung der Gäste an nichts fehlen, was zur Vergnügung des Gaumens gehört. Außer dem Wein bei der Mahlzeit wurde vor derselben den Gästen, zur Stärkung der Eßlust Branntwein gereicht; eine Sitte, welche in diesem Lande seit alter Zeit einheimisch erscheint.

Tauris mit den Spuren einer uralten Herrlichkeit und zu allen Zeiten eine der günstigst gelegenen Handelsstädte von Persien, mag zu Taverniers Zeiten bedeutender gewesen seyn als in den unsrigen, wo sie nur noch 30000 Einwohner zählt. Sie war seitdem zu oft von den Verheerungen der Erdbeben wie der Kriege heimgesucht. Wichtiger noch als Tauris war damals für den persischen Seidenhandel die Stadt Ardevil.

In Kom hatte unser Reisender die Gelegenheit, einen seltsamen Wettkampf von symbolischer Bedeutung anzusehen. Er war kaum in der Karawanserei der Stadt angekommen und hatte dort sich ans Ausruhen begeben, da bemerkte er, daß ein großer Theil der um ihn sitzenden Perser hinauseilte auf die Gasse und dem Haufen des Volkes sich anschloß, der an der Karawanserei vorbeizog, gegen den öffentlichen Marktplatz hin. Er fragte nach der Ursache des Auflaufes, man sagte ihm: die beiden Propheten werden mit einander kämpfen und wer einen guten Platz haben will um dem Kampfe zuzuschauen, der hat Ursache zu eilen.

Die beiden Propheten? fragte Tavernier; — doch Keiner nahm sich die Zeit ihm das Räthsel zu lösen.

Er macht sich denn auch mit seinem deutschen Reisegefährten (Rudolph) auf den Weg; ein Kampf zwischen zwei Propheten ist des Zuschauens werth. Man kommt auf den Meidan, es ist da ein Kampfsplatz von Brettern errichtet, ringsumher erheben sich die Reihen der Sitze.

Wo sind die beiden Kämpfer? — Dort sind sie und man hält sie mit Macht zurück, bis das Schauspiel beginnt.

Es waren zwei Ochsen, davon der eine als Mohamed, der andre als Ali benannt war, bei jedem derselben stund eine an Kleidung und Waffen sich unterscheidende Parthei der Männer; endlich läßt man die Propheten auf einander los. Sie stoßen lang und wüthend mit ihren Hörnern gegen einander; zuletzt siegt Ali, der Prophet Mohamed zieht sich überwunden zurück. Da erhebt sich unter dem persischen Volk, welches vorzugsweise vor der des Mohamed die göttliche Salbung des Ali zur Prophetenwürde erkennt, ein lauter Jubel. Man führt den brummenden Sieger unter ein Portal, wo man ihm den Schaum und den Schweiß von seinem Felle wischt und nun kommen von allen Seiten Geschenke für Ali den Propheten, welche die Besitzer des Stieres, die Diener dieses Propheten sich zueignen. „Groß und wunderbar“, so schreit die versammlete Menge, „ist die Macht des gottgesandten Ali und bis auf unsre Zeiten ist Ali der Herrlichste unter allen Propheten.“

Einige Tagreisen von hier, freilich nicht diesseits Kom gegen Ispahan hin, sondern schon jenseits dieser Stadt, auf dem Wege nach Tauris, in dem auf sumpfig morastiger Ebene gelegenen Miana, endigte der berühmte Reisende Thevenot seine Wallfahrt auf Erden. Ein großer Theil der seltensten persischen und arabischen Schriften, wel-

che der fleißige Mann auf seiner Reise gesammelt hatte, behielt der dortige Gouverneur zurück und man weiß nicht, was aus diesen, so wie aus manchen andren wissenschaftlichen Schätzen des trefflichen Gelehrten geworden ist. Von eben dieser Stadt Miana gieng bis zu unsren Tagen die Sage, daß in den Gemäuern ihrer schmutzigen Gebäude eine Art von Wanzen sich aufhalte, deren Biß nicht zwar für Einheimische, wohl aber für durchreisende Fremde so giftig, oder von so gefährlichen Folgen sey, daß er den Tod des Gebissenen in näherer oder fernerer Zeit unvermeidlich nach sich ziehe. Die Erfahrungen und Beobachtungen der neuesten Zeit haben jedoch gezeigt, daß nicht die Wanzen des armseligen Miana, sondern die Sumpfluft seiner morastigen Umgegend das Todesgeschoß in sich trage, dessen oft lange nachwirkender Gewalt die Reisenden, und, wenn auch nicht durch öffentliche Erwähnung in so auffallendem Maaße, die Einheimischen unterliegen. Zwischen Miana und Tauris sieht man noch jetzt die uralten Ruinen von cyklopischer Bauart, welche die Stätte der alten medischen Stadt Gaza anzeigen.

Da wo zu Taverniers Zeiten die Hauptstadt des persischen Reiches Ispahan mit ihren Pallästen, Moscheen und Hütten über die weite Ebene sich ausbreitete und wo noch jetzt ihre meist verlassenen 30000 Häuser dem allmähligen Verfall entgegengehen, fanden sich vor Schach Abbas dem Großen zwei Dörfer, davon das eine dem Haider- das andre dem Neamed-Olasi gehörten, deren Namen auf die beiden Haupttheile der Stadt übergegangen waren. Seit der Eroberung von Lar und Ormus erschien die Lage von Ispahan günstiger für den Sitz des Herrschers, als die mehr von der Mitte entfernten Städte Casbin und Sultanieh. Aber nicht allein durch politische Gründe, sondern

auch durch die natürlichen Vorzüge der Umgegend ließ der Schach sich bei der Anlegung seiner neuen Residenzstadt leiten. Eine Hochebene, welche 4000 Fuß über dem Meer erhöhet, unter dem 33ten Grad der Breite alle Vorzüge einer milden, reich bewässerten Landschaft genießt, muß für den Anbau der Feld= wie der Gartenfrüchte im hohen Grade günstig seyn; die Kälte des Winters, der übrigens seine Schneestürme gleich dem mittleren Europa hat, so wie die Hitze des Sommers sind gemäßigt; der Frühling weilt hier länger als in den tiefer gelegenen Ebenen und wird wegen seiner Reize von allen Reisenden gepriesen. Südwestwärts von der Stadt und nur wenige Stunden von dieser entfernt erhebt sich ein hoher Berg mit malerisch schönem Umriß, der für die Freunde der Pflanzenkunde wie für die Forscher der alterthümlichen Denkmale ein gleich hohes Interesse hat, obgleich in unsren Tagen der Besuch desselben nicht allein durch den bengalischen Tiger, der zuweilen seine Streifzüge bis in diese Gegend erstrecken soll, sondern auch durch das raubsüchtige, kriegerische Volk, das in der Nachbarschaft hauset, sehr erschwert wird. Die Stadt selber, deren Umkreis noch jetzt 4 Stunden beträgt, liegt an dem Senderudfluß, über den mehrere, zum Theil stattliche Brücken hinüberführen nach den jenseitigen Vorstädten. Eine Höhle, ostwärts von der Stadt, aus der sich ein kleiner, frischer Quell ergießt, bei welchem als Hüter ein Derwisch wohnt, und dahin als an einen uralt heiligen Ort die Nachkommen der alten Perser: die Gauren häufige Wallfahrten machen, noch mehr aber die ansehnlichen Ueberreste von Bauwerken, die auf dem Berge liegen, erinnern daran: daß hier in alten Zeiten eine Stadt von Bedeutung: Aspadana gestanden. Ispahan war in seiner blühendsten Zeit, von welcher schon Tavernier Zeuge seyn konnte, von 700000

Menschen bewohnt, anjetzt zählt es kaum noch 70000 Einwohner.

Als Tavernier auf seiner ersten Reise, im Jahr 1632 hier verweilte, da war Schach Abbas (der im Jahr 1629 starb) im frischesten Andenken, und die Nachwirkung seiner kräftigen Regierung dauerte noch in unverkennbarer Weise fort. Er hatte die gelehrten Schulen, die er gestiftet, mit so reichen Einkünften versehen, daß dieselben auch unter den späteren Regierungen, welche mehr zerstörend als aufbauend wirkten, fortbestehen, und einen Ruhm in den mohamedanischen Morgenländern erreichen konnten, den sie selbst noch in unseren Tagen nicht verloren haben. In derselben Weise waren auch die Keime der andren Einrichtungen, welche Abbas I ausgesäet hatte noch in ihrer Fortentwicklung begriffen. Uebrigens sahe sich schon damals der Reisende, wenn er in die mächtig große Stadt eintrat, welche nach Taverniers Schätzung an ihrer Ausdehnung Paris gleich kam, in jenen Erwartungen getäuscht, die der Anblick aus der Ferne in ihm erregt hatte. Die ansehnlichen Moscheen, im Farbenschimmer ihrer neuen Außenwände und Dächer, neben ihnen die hohen Minarets, welche aus dem Grün der reichen Gartenanlagen so reizend schön hervorglänzen, gewähren der Phantasie, welche der unmittelbar nahen, sinnlichen Anschauung voraus eilt, Anknüpfungspunkte, um welche sie träumend ein Bild sich ausmalt, von einer Stadt der Palläste und Herrlichkeiten, der kaum eine andre Stadt der Erde zu vergleichen. Aber man kommt jetzt näher zu diesen Prachtwerken heran. Da sieht man Mauern die statt der Steine aus Erde aufgeführt sind und aus gleichem Material, mit Lagen von ungebrannten Ziegelsteinen untermischt, ist der größeste Theil der Wohnhäuser erbaut. Selbst die Thore der Stadt waren zu Taverniers Zeiten aus plum-

pen hölzernen Balken, dick mit Eisenblech beschlagen errichtet, über welche das Gewölbe der Lehmmauern sich hinzog. Und wenn man damals in die engen, winklichen Gassen hineinzog, die zum Theil von einer Seite zur andren überwölbt, dunklen Grotten glichen, da waren all die Moscheen und Minarets die man von weitem gesehen aus den Augen verschwunden, statt des Duftes der blühenden Gärten, zu welchen der Anblick aus der Ferne die Hoffnung gegeben, empfand man den eckelhaften Aushauch der todten thierischen Körper und des faulenden Unrathes, der überall in die meist trocken liegenden Gräben, und auf den Boden der Gassen hingeworfen lag. Im Sommer wird das Athmen, neben jenem verpestenden Gestank auch durch die Staubwolken beengt, welche jeder Lufthauch von den ungepflasterten Straßen emporwirbelt, im Winter und bei eintretendem Regen ist hier ein solcher Schmutz ergossen, daß dann jeder bemittelte Perser, der das Ausgehen vermeiden kann, in seine Wohnung sich verschließt, weil bei diesem Volke das die Schüsseln äußerlich sauber hält, während ihr Innres voll Unrathes ist, Jeder das Eintreten in ein fremdes, ja selbst in das eigne Haus, mit beschmutztem Gewand, gleich als eine Versündigung betrachtet.

Nur in jenen Theilen der Stadt, da die ansehnlicheren Kaufleute ihre Läden und Bazars hatten, noch mehr auf dem großen Meydan oder Marktplatz, den Schach Abbas I an der günstigsten Stelle der Stadt, in der Nähe des Flusses anlegen ließ, konnte der damalige Reisende bemerken, daß er in einer namhaften, reichen Stadt sich befinde. Dieser große Platz, 700 Schritte lang und etwa 300 Schritte breit, ist von einem Kanal durchzogen, und gränzt nach der einen Seite hin an den Pallast des Königes so wie an eine Moschee. Rings um den Meydan sieht man

die reichsten Bazars der Kaufleute so wie die Werkstätten von Handwerkern der verschiedensten Art, die Kaffee- und Weinschenken. Aus dem Miethzins, welchen alle diese Leute für ihre Aufenthaltsstätte in den Bazars entrichten, beziehet der König einen Theil der Einkünfte seines Haushaltes und Hofstaates. Schon am Tage, noch mehr aber am Abend ist der Meydan der Versammlungs- und Belustigungsort der Einheimischen wie der anwesenden Fremden. Man sieht da Spiele der Einzelnen, Puppenkomödien und Seiltänzerkünste; bei Abend ertönt der Platz von Gesang und Saitenspiel.

Außer diesem neuen Marktplatze beschreibt schon Tavernier im damaligen Ispahan noch einen andren, älteren, auf welchem die Verkäufer der Gemüse und Früchte, vor allem die der Melonen ihren Aufenthalt haben. Denn der Genuß der Melonen ist dem Perser, dem vornehmen wie dem geringen ein so unentbehrlicher, daß er selbst im Paradiese ohne jene beliebte Frucht, so wie der Türk ohne Zwiebeln sich unheimisch fühlen würde. Vom frühen Morgen an bis zum Abend sieht man Lastthiere, beladen mit Melonen zu den Thoren hereinziehen, denn der Verbrauch an jenen Früchten muß ungeheuer seyn, da nach Tavernier, dessen Aussage durch Reisende der neuesten Zeit bestätigt wird, ein einzelner Perser gegen 30 Pfund Melonen, während eines Tages verspeisen kann. Man weiß deshalb Sorge dafür zu tragen, daß selbst im Winter noch Melonen in hinreichender Menge zu haben sind, und zwar solche von der süßesten, besten Art, die gegen Ende des Sommers und im Herbste reift, während im Frühling nur die wäßrig schmeckenden Arten gedeihen, deren Genuß dem Trinken des Wassers ähnlich wirket.

Wenn auch Schach Abbas nicht mehr persönlich über die Handhabung des Rechtes der Käufer und Verkäufer

die Obhut halten konnte, schien dennoch eine Nachwirkung jener Furcht und jenes Schreckens noch bemerkbar, welche sein polizeiliches Regiment über Handel und Gewerbe verbreitet hatte. Denn wir müssen uns in Schach Abbas I, bei all seinen großen Gaben eines natürlichen Verstandes und einer gewaltigen Thatkraft, bei all den Eigenschaften, welche ihm bei seinem Volk eine fast abgöttische Verehrung erwarben, dennoch eine jener heidnisch morgenländischen Majestäten denken, bei denen die bezaubernde Gewalt, welche sie auf Andre üben, einen ähnlichen Grund hat, als die der Abgottsschlange oder des Krokodils, welche bei einigen heidnischen Völkern in stumpfsinniger Hingebung des eignen Lebens so wie des Lebens der Ihrigen gleich einer allmächtigen Gottheit angebetet werden.

Dieser Zauber, wenn er unter Menschen statt findet, ist ein gegenseitiger. Der orientalische Despot, wenn er auch als unverständiges Kind den Thron besteigt, siehet alsbald wie in der nächsten Umgebung seines Harems, und seiner Verschnittenen, und wie auch in der weiteren Umgebung all die Vornehmen seines Hofes, die Großen und Mächtigen seines Reiches vor ihm mit einer Ehrerbietung sich beugen, welche nicht den Menschen sondern nur Gott gebühret. Seine Einfälle und Befehle, alle Regungen seiner Lüste, werden von dem sclavischen Volke gleich Geboten der Religion mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit befolgt; jede Aeußerung auch eines mittelmäßigen Witzes oder Verstandes wird mit einem Beifall, wie er nur den göttlichen Eingebungen eines Propheten gebühren könnte aufgenommen und bewundert. Wer die Geschichte des Wahnsinnes, die Gründe seines Entstehens und seiner allmäligen Steigerung kennt, der wird es begreiflich finden, wie das kam, daß die berüchtigten Tyrannen des römischen Kaiserthumes

eben so wie die Inhaber der türkischen, der persischen und andrer mohamedanischen Herrscherthrone, und selbst viele Negerkönige, aus ihrer in jüngeren Jahren zum Theil gutartiger scheinenden Gemüthsstimmung in einen Zustand geriethen, welcher dem der Wahnsinnigen oder der Tobsüchtigen gleicht, deren Mordlust, wenn sie nicht durch äußeren Widerstand gehemmt wird, keine Gränzen kennt. Der Harem mit seinen weiblichen Schmeicheleien ist die erste Vorschule, das sclavische Beugen des, in der nämlichen Vorschule gebildeten weibischen Sinnes der Höflinge ist die Rennbahn, darin der morgenländische Tyrann sich zu einem Mann der Furcht und des Schreckens ausbildet.

Auch Schach Abbas, man könnte mit demselben Rechte sagen der Gefürchtete, als der Große, war bei all seinen löblichen Eigenschaften ein Tyrann, der selbst seinen an Geist wie an Gemüth ihm vielleicht überlegnen Sohn Ssafi Mirza zuerst der Augen berauben, dann enthaupten ließ, weil dieser Prinz durch sein männlich schönes Aeußeres, durch seine Gewandtheit in den Waffen und durch die glänzenden Gaben seines Verstandes die Bewundrung des Volkes erregt und namentlich einst, hingerissen von der Jagdlust, seinen Pfeil eher nach einem wilden Eber abgeschossen hatte als sein Vater. Als der sclavisch dienstwillige Große des Hofes, der den Blutbefehl des alten Schachs ohne sich zu bedenken vollzogen hatte, diesem das blutige Haupt des Sohnes in einem goldnen Becken vor Augen stellte, da wurde das Herz des Vaters von Reue und Liebe so tief bewegt, daß er in Thränen ausbrach und den Mann, welcher, freilich auf königlichen Befehl, der Mörder seines Sohnes geworden war, all seiner ihm vorhin verliehenen Würden und Güter beraubte und ihn vom Hofe hinweg ins Elend

jagte, während er dagegen einen andren, der des gleichen Auftrages sich entschuldigt hatte, zu hohen Ehren erhub.

Eines solchen Gefühles von Menschlichkeit und Reue war freilich der Enkel und Thronfolger Abbas des ersten, der Schach Ssafi, dieser Mörder der eignen treuen, geliebten Gemahlin kaum fähig, der als unverständiger Knabe das Regiment angetreten hatte und nur dadurch als Mann und als Herrscher sich kund geben wollte, daß er grausame Martern und blutige Hinrichtungen nicht über Feinde des Reiches verhängte, sondern über vermeintliche Feinde seiner geheiligten Person, die irgend einer seiner Launen nicht blindlings Folge geleistet oder seinen allmächtigen Willen nicht bei jeder ihrer Handlungen zu Rathe gezogen hatten.

Wir sprachen vorhin von der polizeilichen Strenge, mit welcher Schach Abbas der Große die Gesetze und gute Ordnung im bürgerlichen Verkehr und Handel aufrecht zu erhalten suchte. Er selber ging öfters im Gewand eines armen Landmannes oder Stadtbewohners umher, kaufte oder verkaufte allerhand kleine Waaren, um den Betrügereien, welche unter seinen Persern im Schwange gingen, auf die Spur zu kommen. Eines Abends ging er auch, als Bauer verkleidet, aus einer geheimen Pforte seines Pallastes, die nach dem Marktplatz führt, hinaus, kaufte zuerst bei einem Bäcker einen Men, das sind 6 unsrer Pfunde Brodes, dann bei einem Garkoch ein gleiches Gewicht gebratenen Fleisches. Er kam mit dieser ansehnlichen Ladung in seinen Pallast zurück und ließ hier das Fleisch wie das Brod genau abwiegen. Da ergab sich, daß am Brode der 16te, am Fleische der 20te Theil des Gewichtes fehlte und hierüber gerieth der Schach in solchen Zorn, daß er seinem Polizeiminister augenblicklich hätte (nach einer dort üblichen Todesstrafe) den Bauch aufschneiden lassen, wenn nicht die Für-

bitte der Anwesenden, und jene Mäßigung seiner heftigen Aufwallungen, deren der Schach öfter zugänglich war, ihn an der Ausführung gehindert hätten. Die beiden betrügerischen Gewerbsleute aber, der Bäcker und Garkoch, wurden zum schreckenden Beispiel für andre ihres gleichen, jener in einem stark geheizten Ofen verbrannt, dieser lebendig an einen Spieß gesteckt und am Feuer gebraten.

Hier mochte die grausame Strafe, welche der „Herrscher der Gläubigen" verhängte, noch immerhin dem Volke, als eine zu Gunsten der Armen geübte Handlung der Gerechtigkeit erscheinen; man würde aber auch aus Furcht schweigend, wie in alle andre Greuelthaten eines solchen Allvermögenden sich gefügt haben, wenn ein Schach Esafi den geringsten Schein einer Beleidigung seiner Majestät mit blutigen Martern gerochen hatte.

In welch ganz andrem Lichte stehet neben solchen Majestäten des nichtchristlichen Morgenlandes, ein solcher unter der Zucht und Demuth des Christenthumes gereifter Herrscher des Abendlandes da, dergleichen Kaiser Rudolph von Habsburg war. Dieser ging auch einst, als armer Reitersmann verkleidet, in Mainz umher, den Schimpf aber und Hohn, den ein Bäckersweib, bei deren Feuer er sich wärmen wollte, ihm angethan hatte, rächte er scherzhaft dadurch, daß er das Weib nöthigte, alle die Schimpfworte, die sie gegen den Herrn und König des vermeintlichen Reitknechtes ausgestoßen, vor ihm, dem wirklichen König und Herrn, in Gegenwart seiner hohen Tafelgenossen noch einmal zu wiederholen, wobei er, wenn ihre Rede stockte, ihr selber aus treuer Erinnerung einhalf. Für die ausgestandne Angst sendete er der, mit Todesfurcht in ihr Haus zurückgekehrten Frau, einen gebratenen wilden Schweinskopf, der während sie ihr Verhör ausgehalten, auf seiner Tafel stund, und eine

Flasche des guten Weines. Und dennoch wußte dieser christliche Kaiser bei andrer Gelegenheit die Gerechtigkeit an den muthwilligen Störern der öffentlichen Ruhe, an den Raubrittern und Buschkleppern mit strenger Hand zu üben.

Wenn wir jedoch einen solchen Maaßstab, den uns das Beispiel eines unter der Zucht des Christenglaubens stehenden Herrschers, dergleichen der erste Habsburger und viele deutsche Kaiser und Könige waren, an die Hand giebt, an einen Schach Abbas nicht anlegen, sondern ihn nur mit dem Maaße messen, das uns der Vergleich desselben mit andren mohamedanischen Herrschern seiner Zeit darbietet, dann finden wir das Lob, welches die persische Geschichte der vierzigjährigen Regierung Abbas I beilegt, nicht ganz unpassend. Der Mann war bei seinen christlichen wie mohamedanischen Unterthanen in solchem Ansehen, daß Mancher, namentlich unter den Persern es für das höchste Glück hielt, wenn er den großen Schach nur einmal ganz in der Nähe sehen und noch mehr, wenn er mit ihm sprechen durfte. So zeigte man dem Tavernier auf seiner ersten Reise eine stattliche, steinerne Brücke, welche mit ihren großen Schwibbögen über eine Anhöhe sich hinzog, auf der sie Jedem, der des Weges kam, schon von fern her in die Augen fallen mußte. Aber auf jener Höhe war weder ein Wasser noch sonst etwas zu finden, wodurch die Anlage einer solchen Brücke nothwendig geworden wäre. Es war ein andrer seltsamer Grund, dem sie ihr Entstehen verdankte. Ein reicher Mullah hatte sie erbauen lassen in der sichren Erwartung, daß Schach Abbas hier einmal vorüberkommen, das Bauwerk sehen, nach seinem Urheber fragen und daß hierdurch ihm, dem eitlen Manne, eine Gelegenheit kommen werde, in Person mit dem großen Abbas zu sprechen. Es geschahe so, wie er es erwartet und gewünscht hatte. Der

Schach kam von einem seiner Siegeszüge heimkehrend dieses Weges; die neue Brücke fiel ihm in die Augen, er fragte nach ihrem Erbauer. Der bin ich, sagte der Mullah, der sich ganz in die Nähe des Herrn gedrängt hatte. Und zu welchem Zwecke, fragte der König weiter, hast du solch kostbaren Bau unternommen? Zu keinem andren, sprach der Mullah, als daß Abbas, der große König nicht allein auf die Brücke, sondern auch auf mich, den Erbauer, sein Auge wenden, und mit einem Wort seines Mundes mich beglücken werde.

Wir haben in den vorstehenden Auszügen aus Taverniers Reisewerk das interessantest Erscheinende von dem zusammengefaßt, was er über die Völker, durch deren Länder sein Weg ihn führte, berichtet hat, es ist Zeit, daß wir ihn, den Reisenden und seine Lebensschicksale wieder mehr ins Auge fassen. Seine erste Bekanntschaft mit Ispahan und mit dem Handelsverkehr der dortigen Armenier und Perser scheint ihm die Mittel, durch welche er sich künftige Reisen durch Asien möglich machen konnte, nicht bloß gezeigt, sondern auch an die Hand gegeben zu haben. Vielleicht mit einigen asiatischen Kaufmannswaaren, die er von armenischen Freunden auf Credit genommen, gieng er zunächst wieder nach Smyrna, machte an diesem Hauptpunkt des europäisch-asiatischen Verkehres, wohin namentlich aus Frankreich, Italien und Holland ohne Aufhören Schiffe, des Handels wegen kamen, gute Geschäfte und zog mit den von ihm eingetauschten europäischen Gütern bald hernach wieder nach Ispahan.

Während seines diesmaligen Aufenthaltes in Smyrna, von welchem er eine ausführliche Beschreibung giebt, besuchte er auch in Gesellschaft mehrerer Europäer die Ruinen von Ephesus. Die kleine Reisegesellschaft hatte dort auf der

schattigen Altane einer Moschee, die vormals eine christliche Kirche gewesen, eine Mahlzeit von den mitgebrachten Vorräthen gehalten, und dabei auch Wein getrunken. Obgleich nun schon damals jene Moschee nicht mehr, oder nur selten, als solche benutzt wurde, hätte dennoch, namentlich gerade in der Zeit des türkischen Ramadan oder Fastens, die damals gefeiert wurde, jene Unvorsichtigkeit sehr üble Folgen für die Reisenden haben können. Einer der Janitscharen, der sie begleitete, um sich für einen Schimpf zu rächen, den einer der fränkischen Bedienten ihm angethan, verklagte die Franken, als Spötter und Verächter der Religion bei dem Kadi des nahe gelegnen Ajasaluk und als sie am andern Tage abermals auf derselben Altane ihre Mahlzeit halten wollten, sahen sie sich von mehreren bewaffneten Türken überfallen, welche ihren fanatischen Eifer zunächst mit Worten aussprachen und auch durch die That ihn bezeugt haben würden, wenn der mit der Sprache und Sitte der Türken bekannte Tavernier nicht schon vor dem Herbeikommen der Türken, aus kluger Vorsicht den Wein hätte verstecken lassen und unvermerkt durch ein reiches Geschenk an Goldstücken, das er dem einen Türken machte, sich diesen so wie seine Begleiter zu Freunden gemacht hätte, welche jetzt vor dem zornigen Kadi die Sache, „der blos Wasser trinkenden Franken" zum Besten kehrten. In damaliger Zeit gehörte die Gewandtheit eines Tavernier dazu, um Christen, die aus Unvorsichtigkeit den Fanatismus der Türken gereizt hatten, bei solcher Gelegenheit aus der Gefahr einer unmäßig großen Geldbuße, ja vielleicht des Lebens zu retten.

Wie lange unser Reisender, nachdem er über Tocat noch einmal nach Ispahan gekommen, sich dort und dann auf dem abermaligen Rückwege verweilt habe, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wahrscheinlich vergiengen einige

Jahre bis dahin, wo er so viel gewonnen hatte, daß er in Erwartung eines sichren und dabei größren Vortheiles nach Paris reisen konnte, nicht um dort zu bleiben, sondern nur um mit noch reicheren Mitteln ausgerüstet seine Reiselust befriedigen zu können. Es läßt sich vermuthen, daß er schon von dieser ersten Reise nicht blos gewöhnliche Handelswaaren des Morgenlandes, sondern auch allerhand Naturmerkwürdigkeiten und andre Raritäten mit sich nach der Heimath gebracht habe, wie wir denn bei einer andren Gelegenheit erfahren, daß er für ein Stück durchscheinenden Kalksinters, darin der Körper einer 12 Zoll langen Eidechse eingeschlossen war, 1000 Thaler bezahlt und dieses Stück später in der Heimath an einen Sammler solcher Seltsamkeiten gut verkauft habe. Es mag bei diesem Verkauf ein Stück ins andre gerechnet worden seyn, denn die meisten Mineralien solcher augenfälligen, die Neugier der Kenner anreizenden Art, hatte er selbst an Ort und Stelle gesammelt, so daß er einst gegen zehn Centner asiatischer Fossilien (zunächst vom Urmiasee) mit sich nach Marseille brachte, wo er eine Niederlage derselben errichtete.

10) Taverniers zweite Reise nach Persien.

In Paris scheint unser Reisender bei seiner ersten Rückkehr aus Asien eben so viel baaren Gewinn als Credit gefunden zu haben, so daß er jetzt schon besser für den asiatischen Handel geeignet seine zweite Reise, zur Stillung seines Dranges: Neues zu sehen und zu erfahren, antreten konnte. Als das holländische Kriegsschiff, auf welchem er von Marseille aus nach der Levante abgehen wollte, am 13. September 1638 bereits im Begriff stund die Anker zu lichten, kam vom Lande her, von den Consuln eine Ordre an den Kapitän, er solle seine Abfahrt noch

aufschieben, weil man ihn zum Träger einer wichtigen Botschaft an alle in der Levante befindlichen Franzosen machen wollte. Am andren Morgen kam die Botschaft: es wurde in gehöriger Form für den Kapitän, so wie durch diesen in besondren Schreiben an den Johanniterorden in Malta, dann an alle französische Consuln in der Levante die Nachricht überbracht, daß dem königlichen Hause von Frankreich ein Thronerbe, der nachmalige Ludwig XIV geboren sey.

Die frohe Stimmung, in welche der Empfang der Freudenbotschaft und die in Folge derselben angestellten Lustgelage alle auf dem Schiffe anwesenden Franzosen versetzt hatte, war bei unsrem Reisenden auf der ganzen Seefahrt eine ausdauernde, weil bei ihm noch etwas Andres hinzu kam, das ihn fortwährend zur Freude stimmte. Wie dem Vogel, der aus dem Käfich entronnen, endlich wieder die freie Luft athmet, so war es ihm zu Muthe, als er sich wieder auf dem Wege nach seinem geliebten Asien sahe; es war die Zeit, wo die Zugvögel über das Meer wandern und wo die Schaaren der Wachteln in solcher Menge in Malta sich einstellen, daß man sie zu Tausenden in den Netzen fängt; das Schiff, auf dem Tavernier fuhr, versorgte sich an jener Insel mit 2000 Stücken solcher lebenden Vögel für die Tafel des Kapitäns und seiner Passagiere. Ein solcher Zugvogel, der, wenn seine Zeit kommt, dem Drange des Wanderns nicht wiederstehen kann, war auch Tavernier, doch ein glücklicherer als jene Wachteln, denn er mit seinen Schiffsgefährten entgieng allen Gefahren, welche die Schiffe der Corsaren sowie die Galeeren der durch den holländischen Kapitän zur Unzeit aufgereizten Türken ihm droheten; sehr glücklich dem vergiftenden Einfluß der ungesunden Luft von Alexandrette, dem nur selten ein an=

kommender Europäer ungestraft sich nahen darf; genoß mit seinem jugendlich muntrem Gemüth alle die Eindrücke des Neuen, welche die reiche Handelsstadt Aleppo dem Fremden darbietet und trat muthig mit einer Karawane, welche aus 400 Mann und 600 Kameelen bestund, den beschwerlichsten Weg unter allen, welche von Aleppo nach Ispahan führen, den durch die große Wüste an.

Es gehört die gute Gesundheit eines jungen 33jährigen Europäers (so alt war damals Tavernier) dazu, um die Beschwerden dieses Weges zu ertragen, den selbst die eingebornen Beduinen jährlich nur einmal, des Kameelhandels wegen und auch dann nur machen, wenn ein häufig fallender Regen die Felsenlöcher und Cisternen der Wüste mit hinlänglichem Wasservorrath versorgt hat. Denn schon in den ersten beiden Wochen nach der Abreise von Aleppo, welche gleich nach Weihnachten fiel, konnte sich die Karawane nur einen Tag um den andren mit Wasser versorgen, und als dem Führer derselben durch befreundete Beduinen, welche diese Nachricht nach Aleppo bringen sollten, die Kunde kam von der Einnahme von Bagdad durch die Türken und von der Gefahr, welcher die Reisegesellschaft sich, wenigstens wegen Hinwegnahme ihrer Kameele aussetzen würde, wenn sie der türkischen Macht und den ihr unterworfenen Emirs zu nahe käme, da mußte die Richtung des Weges statt nach Osten gen Süden, durch eine so unwegsame Wüste eingeschlagen werden, daß einstmals in 9 Tagen kein Tropfen trinkbaren Wassers zu finden war. Als aber dann endlich nach einer so lang erduldeten Pein des Durstes die Karawane zu einer hüglichen Landschaft kam, in der sich mehrere Teiche des zusammengelaufenen Regenwassers, rings umher von grünendem Gebüsch umgeben befanden, da däuchte es Jedem der Reisegefährten, am meisten aber

unserm, zu besondern Aufwallungen des Frohsinnes geneigten Tavernier, als sey er im Paradiese. Freilich hatten die Kameele, welche nach neuntägigem Dursten dem Erliegen nahe waren, und die sobald sie die Witterung des Wassers in ihre Nase bekamen, in schnellem Trabe voranliefen, das Wasser so getrübt und verunreinigt, daß man einige Zeit vergehen lassen mußte, damit der trübe Schlamm sich zu Boden setze, doch hatten schon einige Schlucke, auch des trüben Wassers die matten Augen wieder munter, die gesunknen Kräfte wieder lebendig gemacht. Und außer dem Wasser, das mit jeder Stunde heller und zum Genuß geeigneter wurde, gab es an diesem Lagerplatz auch Holz und Gesträuch zur Feuerung, woran es auf dem bisherigen Wege durch die wasserlose Wüste so ganz gefehlt hatte, daß man seit 9 Tagen weder Brod backen noch eine warme Speise hatte zurichten können. Ja zu dem Reis in Wasser gekocht gab es hier noch einen Reichthum von andren Gerichten, so köstlich, daß sie selbst auf fürstlichen Tafeln den Beifall der Gäste gefunden hätten, denn in dieser, von Jägern niemals beunruhigten, grünenden Einöde waren die Hasen und mehrere Arten der Rebhühner so häufig, daß sie ungescheut den Kameelen unter den Füßen herumliefen und von den Beduinen mit Stöcken erschlagen wurden; auch die Damhirsche, die in ganzen Rudeln die Gegend durchzogen, waren für die Feuergewehre unsres Reisenden so wie einiger seiner Gefährten eine leicht zu erlangende Beute.

An diesem Orte der Erholung und lang entbehrten Sättigung weilte die Karawane drei Tage. Hier hatte so eben der beginnende Frühling alle seine Reize über das Land ergossen und für die Hunderte der Menschen und der Kameele, aus denen die Karawane bestund, eine Fülle des Genießbaren ausgebreitet, welche auf mehrere Monate für

sie alle hinreichend gewesen wäre, nun aber mußte man wieder hinaus in die Wüste, da kein Grün ist und kein lebendiger Odem sich regt. Es war dies um so bedenklicher, da der Führer der Karawane, der sich nur aus Furcht vor dem Heer der Türken von der ihm bekannteren Richtung der Reise hatte abbringen lassen, unverholen es zu erkennen gab, daß er in der Wüste verirrt sey und nicht wisse, ob er, um nicht abermals seine Schaaren der Kameele und Menschen der Gefahr des Verdurstens auszusetzen mehr nach Nordost oder nach Südost sich wenden solle. Zu seinem und der Andren Glücke fand er nach einigen Tagen zwischen etlichen kleinen Hügeln zwei arabische Hirtenfamilien mit ihren Ziegenheerden, welche des Landes so kundig waren, daß sie der Karawane eine Richtung ihres Weges nach Balsora hin bezeichneten, bei welcher sich wenigstens an jedem dritten Tag Wasser fand. Auch gab es auf diesem Wege immer viel Neues für unsren Reisenden zu sehen, namentlich mitten in einer wasserleeren, wüsten Landschaft, Gebäude von königlich prächtiger Bauart, bei ihnen ein ausgemauertes großes Wasserbehältniß mit einem jetzt ganz trocken liegenden Kanal, zur Bewässerung des Landes und den Resten einer Wasserleitung, durch welche wahrscheinlich das Wasser aus dem 20 Stunden weit entfernten Euphrat hieher geleitet worden war. Die vormaligen, mächtigen Herrscher dieser Länder scheinen, wie sich hier und anderwärts zeigt, ein ganz besonders Vergnügen darin gefunden zu haben, durch kostbare Bewässerung selbst die Wüste in einen blühenden Garten umzuschaffen und dort, fern vom Geräusch der Städte einen Lustsitz sich anzulegen.

Die Karawane begegnete, je näher sie dem Euphrat kam, desto öfter arabischen Horden und ihren reichen Fürsten. Tavernier hatte auf dieser Reise einen jungen Maler

und einen Barbierer mit sich genommen. Beide erwiesen sich ihm jetzt als sehr nützliche Begleiter. Denn der Maler hatte im seinem Reisekoffer mancherlei buntfarbige Bilder und illuminirte Kupferstiche, welche, vor allem die Bildnisse der schönen europäischen Damen, einem jungen Emir so wohl gefielen, daß sich dieser durch reiche Gegengeschenke und viele Gefälligkeiten sie erkaufte. Der Barbier aber, der zugleich als Wundarzt und Arzt galt verpflichtete durch seine Kunst einige der arabischen Fürsten sich und seinen Reisegefährten, wiewohl die Karawane im Ganzen nicht ohne bedeutende Abgaben an solche Herren des Landes davon kam.

Auf diesem Wege nach Balsora kommt man auch durch einen früher sehr besuchten Wallfahrtsort der Perser, durch Meched Ali, wo in einer ziemlich verfallenen Moschee das Grabmahl des Ali, des Schwiegersohnes des Propheten Mohamed gezeigt wird. Seitdem die Türken von Bagdad und seinem Gebiet Besitz genommen, hatten sie von jedem persischen Pilgrim, der nach Meched Ali wallfahrten wollte, eine Agabe verlangt, was dem Schach Abbas für sich und seine Unterthanen so schimpflich vorkam, daß er selber zwischen Tauris und Kandehar einen neuen Wallfahrtsort Meched anlegen ließ, darin namentlich, in einer prachtvollen Moschee ein Fuß von Alis Kameel gezeigt wird, und daß er jetzt hieher, statt nach Meched Ali die Andacht seiner Perser zu lenken suchte, welchen unter den späteren Königen die Wallfahrt in jene türkische Stadt ganz untersagt wurde.

Endlich, nach einer 65 tägigen Reise durch die Wüste war man in die Nähe des Euphrat, und zuerst durch Ruinen einer zerstörten Stadt, dann nach dem noch immer durch seinen Handel reichen, ansehnlichen Balsora gekommen. Die Nachricht von der Geburt des künftigen

französischen Thronfolgers, so alt sie auch gewesen, war für die in Balsora anwesenden Franzosen eine ganz neue; sie wurde von ihnen wie von allen Franken der verschiedensten Nationen durch Freudengelage gefeiert.

Während des dreiwöchentlichen Aufenthaltes unsres Reisenden in Balsora kam dahin ein Gesandter des großen Mogul, der jetzt von Konstantinopel nach der Heimath zurückkehrte. Er hatte dem Großsultan, nebst reichen Geschenken, den Glückwunsch seines Herrn zur Wiedereinnahme von Bagdad überbracht und als eines der Gegengeschenke für den Großmogul eine mit kostbaren Edelsteinen besetzte Taschenuhr erhalten. Der Mann, der mit einem so zarten Kunstwerk umzugehen nicht gewohnt war, hatte beim Aufziehen die Kette oder Saite des Getriebes abgesprengt und hierüber in Todesangst, wurde er nicht wenig erfreut, als ihm Tavernier eine neue Kette einsetzte und die Uhr wieder in vollkommnen Stand brachte. Eben dieser Gesandte, welcher Taverniers schon damals gefaßten Vorsatz nach Indien zu reisen nicht wenig beſtärkte, und ihn gern sogleich mit sich genommen hätte, war von seinem Herrn beauftragt worden, ihm einige schöne arabische Rosse mitzubringen. Er kaufte mehrere, jedes um den Preis von einigen tausend Thalern, zuletzt wurde ihm eines, das schönste von allen gezeigt und um 10000 Thaler feil geboten. Der Gesandte wollte nur 8000 dafür geben und der Handel zerschlug sich. Als er jedoch bei seiner Heimkunft seinem Herrn von diesem Handel erzählte, wurde dieser so unwillig darüber, daß man so zur Unzeit ihm, dem reichsten Fürsten von Asien die Ausgabe von wenig tausend Thalern gespart habe, daß er den Gesandten von seinem Hofe verbannte und nachmals durch einige Engländer das Pferd erkaufen ließ, dessen Be-

fiß übrigens für ihn keinen Gewinn brachte, weil das kostbare Thier zwischen Surate und Agra starb.

Wie weit sind die jeßigen Inhaber des Thrones der Großmogule von solchen Fürstengelüsten nach theuren Rossen entfernt, sie, welche kaum eine neue, ihres angeblichen Standes würdige Sänfte bezahlen können, in welcher sie in Zeit von einer Stunde durch ihr ganzes jeßiges Reich, von einer seiner Gränzen zur andren, sich können tragen lassen.

In Balsora hatte sich Tavernier von seiner Karawane getrennt, er nahm jeßt, in Begleitung seiner europäischen Reisegefährten den Weg, zuerst abwärts auf dem Euphrat, dann über Kazerum nach Schiras und von hier nach Ispahan. Persien war indeß schon für dieses Mal nicht das Ziel seiner Reise; er hatte bereits in Paris die nöthigen Einleitungen getroffen für ein weiteres Unternehmen. Indien, das Land der Edelsteine wollte er besuchen und diese Gelegenheit nicht nur zur Befriedigung seiner Wißbegier, sondern nebenbei auch zum Erwerb der Mittel benußen, wodurch ihm die Kosten sowohl dieser, als auch mancher künftiger Reise bezahlt werden könnten. Es mochte ihm ein Leichtes gewesen seyn sich in Paris, durch einige der ansehnlichsten Juwelenhändler mit Creditbriefen und Anweisungen zu versehen, damit er auf ihre Rechnung rohe Edelsteine, vor Allem Diamanten einkaufen möge, welche nachmals in Europa in kunstverständiger Weise geschnitten und geschliffen, den doppelten ja den vierfachen Werth des Ankaufspreises, selbst nach Abzug aller Kosten erlangen konnten. Denn weder in Persien noch auch in Indien gab es damals Leute, die sich in vortheilhafter Weise auf das Brillantiren der Diamanten verstunden. Auf einer seiner späteren Reisen sahe Tavernier in der Schaßkammer des großen Moguls, worein man ihn, als einen großen Kenner der Edelsteine,

aus besondrer Vergünstigung des Kaisers geführt hatte, einen schönen, als runde Rose geschnittenen Demant, welcher 82 Karat wog. Aber dieser Stein hatte im ungeschliffenen Zustand ein Gewicht von 787½ Karat gehabt, war mithin bei dem Spalten und Schleifen in so unvortheilhafter Weise behandelt worden, daß er nicht einmal den 9ten Theil seines Gewichtes behalten hatte. Und dennoch hatte ihn ein europäischer Steinschneider, der Venezianer Hortensius Borgis, der im Dienste des Großmoguls Dschah Schihan stund, geschliffen, freilich so ganz zur Unzufriedenheit des Kaisers, daß dieser ihm nicht nur jeden Lohn für seine mühsame Arbeit verweigerte, sondern ihn auch noch zu einem Schadenersatz verurtheilte, bei welchem Alles, was Borgis in Indien sich erworben, darauf ging. Man darf nämlich nicht vergessen, daß der Werth eines Demants in quadratischem Verhältniß seines Gewichtes sich steigert, so daß, wenn ein Demant von einem gewissen Grad Reinheit und Schönheit, ein Karat wiegt und sein Preis, wie zu Taverniers Zeiten auf 150 Franken geschätzt wird, ein andrer eben so schöner von 2 Karat Gewicht nicht nur mit 2 mal sondern mit 4 mal 150 d. h. mit 600 Franken, ein 3 karatiger mit 3 mal 3 oder 9 mal 150 (mit 1350) Franken bezahlt wird. Während nun ein Demant von 82 Karat Gewicht den Werth von nahe einer Million Franken (993600) hatte, so würde dieser Werth, wenn er nur einen Karat mehr gewogen hätte, 39750 Franken mehr betragen haben, er hätte sich bei 90 Karat Gewicht um 221400, bei 116 Karat Gewicht um mehr als eine Million Franken gesteigert. Nach Taverniers Kennerurtheil würde aber jener kostbare Stein, wenn er in Europa in die Hände eines vollkommen tüchtigen Demant-Schleifers gekommen wäre, nicht bloß ein ungleich höheres Gewicht behalten haben, sondern es würden bei

dem wohlüberlegten Zerspalten desselben auch Stücke abgefallen seyn, welche sich zu höchst werthvollen Brillanten und Tafelsteinen hätten verarbeiten lassen.

Ein ungeschliffener Demant, dessen Schönheit noch unter der rauhen körnigen Fläche verborgen ist, oder der einzelne trübe Stellen zeigt, hatte freilich nicht solchen Werth, man kaufte da einen Karat schweren um 80 Franken, und obgleich sein Preis auch, wie bei den fehlerfreien Demanten sich in quadratischem Verhältniß steigert, kommt dennoch, weil man die Quadratzahl statt mit 150 nur mit 80 zu vermehren hat, eine viel geringere Summe heraus. Ueberdieß fand Tavernier, wie wir dies später erwähnen werden, gar oft Gelegenheit kostbare rohe Demante unter der Hand um verhältnißmäßig sehr billigen Preis zu kaufen.

Und hierin lag eben der Gewinn, den die europäischen Juwelire und mit ihnen, so weit sein Antheil reichte, auch Tavernier aus dem Ankauf roher Edelsteine, namentlich roher Diamanten in Indien zogen, davon viele, nachdem sie in geschmackvoller Form waren verarbeitet worden, etliche Jahre nachher wieder in ihr Land zurückgebracht und dort mit großem Vortheil verkauft wurden, eben so wie jene Opale aus Ungarn, jene Smaragde aus Peru so wie die Perlen aus Westindien, welche der europäische Kaufmann mit sich an die prachtliebenden Höfe der ostindischen Fürsten oder an die bedeutendsten Handelsplätze ihrer Länder brachte.

Auf seiner zweiten Reise, von der wir hier erzählen, nahm Tavernier seinen Weg über Ormus und Surate nach Goa. Wir werden in der Weise, wie er dies in seinem Reisewerke gethan, einen Theil dieses Weges erst bei seiner sechsten Reise beschreiben; hier wenden wir uns sogleich zu

den Zielpunkten seiner diesmaligen Wanderung: nach Indien und seinen Demantgruben.

Das Meer zwischen Surate und Goa war zu jener Zeit längs der Küste hin und bis zu einer Entfernung von dieser von 15 bis 20 Meilen durch die malayischen Seeräuber noch so unsicher, daß selbst einzelne Kriegsschiffe von diesem raub= wie mordlustigen Gesindel angefallen wurden. Denn sie kamen in ganzen Geschwadern von 10 bis 15 ja selbst bis 30 leicht beweglichen und dennoch so großen Fahrzeugen, daß jedes derselben mit 200 bis 250 Bewaffneten bemannt war, welche gleich beim ersten, wüthenden Angriff, davon sie durch die Kanonen und Flinten sich nicht abschrecken ließen, Töpfe mit angezündeten leicht brennbaren Stoffen auf das Verdeck warfen, und dann, während man mit Löschen beschäftigt war, von allen Seiten her das fremde Schiff bestiegen. Tavernier wählte deshalb jetzt, wo er zum ersten Mal dahin kam, den zwar sehr beschwerlichen, dennoch aber minder unsichren, 61 Meilen langen Landweg von Surate nach Goa.

Goa, diese Residenzstadt eines portugiesischen Vizeköniges, hatte sich damals, gegen Ende des Jahres 1641 noch einen Theil jenes alten Glanzes und Wohlstandes erhalten, darinnen sie eine der reichsten, von Europäern besessenen Städte der Erde war. Noch jetzt wird der Reisende, was die landschaftliche Lage dieser verarmten Städtefürstin betrifft in Taverniers Urtheil einstimmen, nach welchem diese Lage eine der herrlichsten ist, welche die Nachbarschaft von Gewässer und Land erzeugen kann. Der eben genannte Reisende vergleicht den Hafen von Goa an Naturschönheit mit dem von Konstantinopel, obgleich die vorherrschende Form der Pflanzenwelt: die Menge der Pisang= oder Bananen, sowie Mangobäume und Kokospalmen der indischen

Landschaft einen andren Charakter ertheilt als der italienischen. Doch ist die Nachbarschaft des Gebirges, so malerisch schön sie dem Auge erscheinen mag, für Goa kein Vortheil, denn sie hindert den frischen Luftzug, welchen anderwärts der beständige Austausch der Strömungen vom Land und vom Meere her begründet, und ist eine Ursache jener großen Hitze, welche fast ohne Aufhören in diesem halbgeschloßnen Kesselthale herrschet. Die Stadt, von hohen wohlbefestigten Mauern und Bollwerken umgeben, mit ihren stattlichen, steinernen Häusern, mit den für jene Zeit prachtvollen, großen Pallästen des Vizeköniges und des Erzbischoffes, ihren Kirchen und Klostergebäuden, in deren einem die Gerichtshöfe und Gefängnisse der Inquisition waren, machte auf den eben hineintretenden Fremden noch immer jenen anfänglichen Eindruck, den sie mehrere Menschenalter früher gemacht haben mochte, als ihre Bürger, als die Einwohner dieser Häuser durch den fast unbeschränkten Alleinbesitz des indischen Handels mit Europa, ihrem Reichthume nach noch Fürsten und Könige waren, welche des Goldes, aus denen ihre meisten metallenen Geräthschaften bestunden, nicht höher achteten, als wir des Zinnes oder des Messings unsrer Tisch- und Küchengeschirre; bei denen die Geschmeide von Diamanten und Perlen ein Spielwerk der Kinder waren.

Ein solches Schwelgen in der Ueberfülle des Reichthums, der ohne Mühe erworben und öfters nur gewaltsam zusammengeraubt war, hat zu allen Zeiten auf die, welche ihn besaßen, wie ein geistig zehrendes Gift gewirkt, das die edleren Anlagen der Menschennatur lähmte und erstickte, und das Thierische in ihr zum wilden Ausbruch brachte. Unter den ersten portugiesischen Eroberern dieser Küstengegend und den Begründern von Goa hatte es mehrere thatkräftige kühne Männer, ja selbst einzelne christliche Helden gegeben;

unter ihren in Indien gebornen Nachkommen war die Stadt, war die ganze umgebende Landschaft zu einer Mördergrube geworden, darinnen kein Recht, kein richterlicher Schutz zu finden war, weil gerade die Vornehmsten und Mächtigsten am öftesten, theils durch eigne Hand, theils durch ihre hiezu gedungenen schwarzen Sclaven Banditenstreiche, durch Ermordung der eignen Mitbürger und Stammverwandten übten, wenn durch diese ihr Stolz beleidigt, ihre Eifersucht gereizt war.

Bei all dieser innren Zerrüttung überließen die Portugiesen in Goa sich einem Wahne von ihrer unbesiegbaren Macht und Heldenstärke, der sie verleitete auf die im Stillen anwachsende Macht der Holländer mit Gleichgültigkeit und mit Verachtung herabzublicken. Sie schwelgten und verschwendeten in den Sinnesgenüssen eines sorglosen Wohlstandes noch eben so viel als in den Zeiten ihres Alleinbesitzes des Handels und es war damals allerdings die Zahl jener Bürger der Stadt noch keine geringe, unter denen jeder mehrere tausend Thaler jährlicher Einkünfte bezog. Wie tief aber dieser Wohlstand in wenig Jahren herabgesunken, das wird uns der Bericht sagen, den Tavernier bei der Beschreibung seiner dritten Reise über Goa mittheilt.

Unser Reisender war hier noch nicht am Ende sondern erst am Beginnen eines Unternehmens, durch dessen wohlgelungene Ausführung er, zu seiner Zeit, sich einen eben so großen Ruhm erworben hat, als mancher Entdecker einer vorhin unbekannten Insel oder eines noch nie von Europäern besuchten Landes. Wir dürfen diesen glänzendsten eigenthümlichsten Theil seiner Forschungen über Indien nicht mit Stillschweigen übergehen, um so mehr da seine Berichte darüber noch jetzt als klassisch, als unübertroffenes Vorbild gelten.

11) Taverniers Reise zu den Fundorten der Diamanten in Indien.

Vor Tavernier war noch kein berichterstattender Europäer zu jenen tiefer landeinwärts gelegnen Gebirgen vorgedrungen, aus deren Sandsteinklüften und sandigen Flußbetten die Diamanten kamen, welche einen der einträglichsten Zweige des europäischen Handels mit Indien bildeten. Man erzählte sich die abschreckendsten Gerüchte von den ungeheuren Gefahren, von den unbesiegbaren Hindernissen, welche ein Reisender dahin auf seinem Wege anträfe. Außer den kaum für die kühnsten und geübtesten Fußgänger durchdringbaren Gebirgspässen, außer den unwirthbaren Einöden und Gebirgsflüssen, über die keine Brücken führen, sollte in diesen Gegenden ein barbarisch wildes Volk mit den Tigern zugleich den Reisenden gefährlich seyn. Unser Reisender, der von Jugend an so manche Gefahren des Krieges, so manche Mühseligkeiten zu Wasser und zu Lande bestanden, ließ durch alle solche Gerüchte sich nicht abschrecken; er machte sich auf seinen, mehrere Hunderte von Stunden betragenden Weg und vollendete ihn glücklich.

Wir fassen hier, um die Wiederholung zu vermeiden, das Vorzüglichste von dem zusammen, was er über die Fundstätten des Demantes, sowie über den Handel mit demselben, an Ort und Stelle sagt.

Die reichen Provinzen Golkonda und Visapur stunden, als Tavernier dahin kam, unter ihren eignen unabhängigen Königen, während diese Fürsten früher nur als Statthalter des Großmoguls die Angelegenheiten des Landes verwaltet hatten. Unter diesen ihren eignen Herren genoßen damals die beiden kleinen Königreiche eines innren Wohlstandes und einer friedlichen Ruhe, welche den auswärts als so gefahrvoll geschilderten Aufenthalt für den Einheimischen wie für den

Fremden zu einem so angenehmen und lieblichen machte, daß ihm hierin wohl kaum ein andrer, im ganzen damaligen Indien gleich kam. Statt der Bewohner von räuberisch wilden Sitten, unter denen man, nach der Schilderung die man anderwärts davon machte, seines Eigenthumes und Lebens nicht sicher seyn sollte, gab es da ein harmloses Volk von gefälligen, sanften Sitten, das sein Leben in dem Genuß der Sinne verträumte, den die Naturfülle des Landes in überreichem Maaße darbot; statt der Löwen und Tiger Waldungen voller wilder Pfauen und Affen. In dem einen der beiden Königreiche, das seinen Namen nach der Bergfestung und alten Residenz Golkonda führte, hieß die eigentliche Hauptstadt, welche vormals ein königlicher Lustgarten gewesen und deren Umgebung noch immer einem solchen glich, Bag=Nagar, d. h. der Garten der Nagar (einer geliebten Gemahlin des früheren Königes); sie stund an Ausdehnung und Bevölkerung der jetzt an ihre Stelle getretenen Hauptstadt Heiderabad, das 120000 Einwohner zählt, gewiß nicht nach, sondern mochte hierin dem nur 5 Tagreisen entfernten Visapur nahe kommen, dessen Bevölkerung, ehe Orengsib im Jahre 1689 die herrliche Stadt in einen Steinhaufen verwandelte, auf nahe eine Million geschätzt wurde.

Die altberühmtesten Fundstätten der Demante, in diesem Landstriche, sind an dem 3500 Fuß hohen Nallamalla Gebirge gelegen, an den Uferwänden der Bergwässer Kistna und Pannar. Raolconda, die erste der Minen, welche unser Reisender besuchte, im Königreich Visapur, fünf Tagmärsche von Golkonda, erinnerte denselben durch seinen sandigen Boden so wie durch seine mit Gehölz bewachsnen Sandsteinfelsen an die Umgegend von Fontainebleau. In diesen Felsen finden sich Klüfte, deren Sandmasse

öfters Diamanten in sich führt, weshalb man jene Masse mit breiten, an ihrem Ende umgebogenen Eisen aus den Klüften heraus scharrt, dann so lange wäscht und schlämmt, bis man den Gehalt an Diamanten, die sich durch ihren Glanz verrathen, wenn anders ein solcher darin enthalten ist, herausgenommen hat. Die demanthaltigen Felsenklüfte wurden damals von Privatleuten ausgebeutet, welche einen Flecken Landes, von etwa 100 Schritten im Umfang durch 50, ja zuweilen durch 100 Leute bearbeiten ließen. Bei der ersteren Zahl der Arbeiter hatte der Unternehmer täglich 2, bei der andren 4 Pagoden an den König als Abgabe zu zahlen; diese Pagoden sind kleine, dicke Goldmünzen, deren Werth etwa 4 fl. 48 kr. beträgt. Außer den Arbeitern, deren Taglohn nach unsrem Geld berechnet noch nicht ganz 2½ Kreuzer betrug, muß ein solcher Minenpächter auch eine gewisse Anzahl Aufseher anstellen, welche den Unterschleif verhindern, denn die Versuchung hierzu ist bei jenen armen Leuten, wenn sie die theuren, glänzenden Steinchen zwischen ihren Fingern sehen so groß, daß sie allerhand Versuche machen, einen und den andren für sich zu behalten, indem sie dieselben sogar unter ihre Augenlieder hineinschieben. Uebrigens schien auf die Entdeckung eines solchen Vergehens keine sonderlich harte Strafe zu stehen, man zeigte dem Tavernier, gleichsam als Curiosität einen Arbeiter, der einen Demant von fast 2 Karat Gewicht in seinen Augenwinkel versteckt hatte, um ihn zu entwenden.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Auge, welches am ungebornen Thier oder Menschen unter allen Sinnorganen am frühesten seine Gestaltung empfängt, auch unter allen am frühesten den Gipfelpunkt seiner Wirksamkeit und Schärfe erreicht, zugleich aber auch am frühesten von diesem Gipfelpunkt herabsinkt. Vielleicht ist es diese Erfahrung

gewesen, welche Veranlassung zu der Sitte gegeben hat, nach welcher man, wenigstens zu Taverniers Zeiten, Kinder der wohlhabenden Leute, von 10 bis 16 Jahren zu dem Geschäft des Demanteinkaufes anhielt. Diese versammeln sich am Morgen unter einem schattigen Baume, der auf einem freien Platze des Ortes steht und setzen sich dort nieder, um ihres Geschäftes zu warten. Jedes von ihnen führt eine Demantwaage mit ihren Gewichten bei sich und außer dieser einen Beutel, darin nicht selten mehrere hundert Pagoden enthalten sind. Der älteste unter der Kinderschaar hat die Leitung und Oberaufsicht über den gemeinsamen Handel, wenn Leute, öfters aus entfernten Orten einen Demant zum Verkauf bringen, betrachtet und wiegt jener Anführer ihn zuerst, läßt ihn dann unter seiner Gesellschaft von Hand in Hand die Runde machen, wobei keiner ein Wort spricht, dann schließt er den Handel ab und wenn er etwa den Stein über seinen Werth bezahlte, dann muß er allein den Verlust tragen Dafür bezieht er dann aber auch, bei der Vertheilung des gemeinsamen Gewinnes einen kleinen Theil mehr als die andren Theilnehmer.

Unser Reisender fand bei den Bewohnern von Raolkonda, namentlich auch bei dem dortigen Gouverneur sehr freundlich zuvorkommende Aufnahme. Der Gouverneur gab ihm vier seiner Leute mit, damit sie ihn bedienen und auf Alles was sein war gute Aufsicht haben sollten; du kannst jetzt, so sagte er, ohne Sorgen essen, trinken, schlafen und deiner Gesundheit pflegen, ich stehe dir dafür ein, daß dir von dem was du mit dir führest auch nicht das Mindeste abhanden kommen soll.

Nach einem Gesetz des Landes mußte der König von Jedem, welcher Demanten kaufte, zwei Prozent der Summa des Werthes als Abgabe erhalten. Dieses kündigte der

Gouverneur auch dem neu angekommenen Fremden an, welcher sehr gern diese geringe Auflage übernahm, da er bald bemerkte, daß die Demanten selbst auf dem gewöhnlichen Weg des Handels um zwanzig Prozent wohlfeiler zu haben waren als in Golkonda. Aber außer diesem gewöhnlichen Wege giebt es noch andre ungewöhnlichere und dennoch ehrliche, auf denen der sachverständige Europäer sehr billigen Kaufes zu werthvollen Juwelen gelangen kann. Das Landvolk vom Glauben, und vom Stamme der Hindus hegt zu jeder Zeit, und nicht mit Unrecht, eine große Furcht vor seinen gewaltthätigen mohamedanischen Herrschern und ihren Dienern. Namentlich sind sie bemüht ihren Reichthum, wenn sie zu solchem gelangen, vor den Augen jener alten Feinde ihrer Nation zu verbergen. Dies mochte die Veranlassung sein, welche einen Hindu bewogen hatte, einen von ihm, vielleicht an einer noch von keinem Andren beachteten Fundstätte entdeckten Demant von $48\frac{1}{2}$ Karat dem Tavernier, als er diesen ohne seine mohamedanischen Diener, bloß mit dem Dolmetscher allein fand, zum Kauf anzubieten. Der Mann hatte seinen kostbaren Fund in ein Leinwandläppchen gewickelt und dieses unter seinen Haaren verborgen. Der Stein, obgleich er einige kleine Fehler hatte, und ihm beim Schneiden noch einiger Abgang bevorstund, konnte dennoch einen Brillanten an Werth von mehr denn 150000 Franken abgeben. Als nun Tavernier vor seiner Abreise ganz gewissenhaft seine 2 Prozent, nicht nur für die von ihm öffentlich gekauften Diamanten, sondern auch für die nebenbei erworbenen an den Gouverneur entrichtete, da war dieser über die Redlichkeit des Fringuis (Franken) so erfreut, daß er ihm noch in den letzten Tagen seines Aufenthaltes Gelegenheit gab, mehrere bedeutende, sehr vortheilhafte Einkäufe von Demanten zu machen. Selbst

noch einen Stein dieser Art zum Geschenk verschaffte ihm jener vielvermögende Herr von den Kaufleuten, denen freilich unser Reisender eine sehr bedeutende Summe zugewendet hatte.

Außer der eben beschriebenen besuchte Tavernier auf dieser, so wie auf einigen seiner späteren Reisen auch noch die andren, bedeutendsten Fundgruben der Diamanten auf der westlichen Halbinsel von Indien. Seine Einsicht in diese Art des Handels hielt mit dem Glücke, das ihn dabei fast ohne Ausnahme begleitete, gleichen Schritt. Denn was dieses Glück betraf, so kaufte er unter andrem, auf einer seiner späteren Reisen von einem Hindubauern 62 Diamanten, welche dieser viele Jahre lang, als einen Schatz für seine und der Seinigen Seelen, nach ihrem Abscheiden aus dem Leibe, unter der Erde verborgen hatte, jetzt aber, weil ihm eine Noth zustieß, um ein Billiges ablieߧ. Was aber seinen Kennerblick, freilich im Bunde mit seinem guten Glücke erwies, das war namentlich der Umstand, daß von ihm nur äußerst selten ein solcher Stein gekauft wurde, der beim Anschleifen fast ganz verunglückte, wie dies zu seiner Zeit einem israelitischen Kaufmann geschahe, der einen rohen Demant von 42 Karat Gewicht mit sich aus Ostindien gebracht hatte, für den man ihm in Livorno 25000 spanische Thaler bot. Er aber, auf 30000 bestehend, gab ihn nicht ab, sondern nahm ihn mit sich nach Venedig, um ihn dort schleifen zu lassen. Schon war seine natürliche Oberfläche von ihrem körnigen Ueberzuge befreit und in ihrem schönsten Glanze hergestellt, als man aber jetzt dem Stein eine künstliche Brillantenform geben wollte, da zerbrach er in 9 Stücken, welche zusammengenommen nicht den 9ten Theil jener Summe werth waren, die man in Livorno geboten hatte.

Von den übrigen Handelsgeschäften und Wanderungen,

welche Tavernier vor seiner Rückkehr nach Europa auf jener Reise, noch im J. 1642 in Indien gemacht hatte, werden wir noch bei der Beschreibung einer seiner späteren Reisen reden. Fast vier Jahre hatte sein zweiter Aufenthalt in einigen der schönsten und bedeutendsten Ländern von Asien gedauert und des Neuen, das er diesmal gesehen und erfahren, war so Vieles, daß es ihm für das ganze Leben ein bleibender Schatz der Erinnerungen seyn konnte. Er kehrte zur See nach Abuschähr, dann zu Lande durch Persien und einen Theil der asiatischen Türkei über Konstantinopel und Smyrna, etwa gegen Mitte des J. 1643 nach Paris zurück. Er hatte auf dieser Reise nicht nur die Wege der Wüste, mit all ihren Beschwerden, sondern vor allem einen für ihn sehr wichtigen Theil von Indien kennen gelernt. Er selbst und viele Andre hatten durch den Ertrag dieser Reise bedeutend gewonnen, aber mit den neu erworbenen Mitteln war auch zugleich der Drang zu immer weiteren Zügen durch die weite Welt gewachsen.

12) Taverniers dritte Reise nach Asien.

Seine dritte Reise nach Asien trat er, abermals mit vielen guten Handelsartikeln, meist von geringem Gewicht, dafür aber von desto größrem Werthe versehen, von Paris aus, wo sein Aufenthalt nur ein kurzer gewesen war, am 6. Dec. 1643 an. Er wollte diesmal wieder neue, vorher von ihm noch nicht besuchte Gegenden und Städte sehen, und zwar solche, welche auch für den Forscher der ältesten Geschichte ein ganz besondres hohes Interesse haben. Von Aleppo nahm er den nächsten Weg über den Euphrat durch das noch immer sehr reizende Mesopotamien. Hier erinnern selbst noch die Namen der alten Bergfeste Ur, sowie Karrä, südöstlich von Urfa an jene von Abrahams Wohnsitze Ur und

Haran. Tavernier kam durch Bir nach Urfa, dem meist in Trümmern liegenden, in den Zeiten der Kreuzzüge so bedeutend gewesenen Edessa und im Verlauf des weitren Weges noch durch manche andre vormals von Christen besessene, kaum noch einem Dorfe gleichende Stadt, beschaute dann, von Mosul aus die Stätte des alten Ninive, dessen damals noch unter Schutt und Erde verborgenen, alterthümlichen Herrlichkeiten erst durch die Forschungen der neuesten Zeit ans Licht getreten sind. Durch großentheils fruchtbare, wohl angebaute oder des Anbaues fähige Landstriche, welche der Schauplatz mancher Völkerschlachten waren, führte der Weg, jenseit des Tigris über die persische Gränze nach dem zu jener Zeit noch sehr ansehnlichen, reich bevölkerten Hamadan. Wir geben von dieser malerisch schön, am Fuße des Alwend (Orontes) Gebirges gelegenen Stadt die Beschreibung eines neueren Reisenden.

Hamadan, in dessen Nähe das uralte Ekbatana lag, das gleich einer Königskrone mit sieben über und in einander gelegenen, hoch ummauerten ringförmigen Stadttheilen über und um einen Felsenberg sich ausbreitete, zählt in jetziger Zeit noch kaum 15000 Einwohner, welche zwischen den vormaligen herrlichen Bauwerken ihre meist ärmlichen Wohnungen angelegt haben. Man zeigt daselbst noch das Grabmahl des Avicenna (Ebn Sina), dieses Fürsten unter den Aerzten und Naturforschern des alten Morgenlandes, der nach all den Stürmen seines vielbewegten Lebens endlich hier, wo er einen Theil seiner thatkräftigen Jugend verlebt hatte, seine letzte Ruhestätte fand. Geboren im Jahre 980 in einem kleinen Landstädtchen des Gebietes von Bokhara, erhielt er in den berühmten arabischen Schulen dieser Hauptstadt seine wissenschaftliche Bildung, welche vorzugsweise nach dem Gebiet der Mathematik, Astronomie,

Philosophie und Heilkunde ihre Richtung nahm. Dieser zuletzt erwähnte, praktische Zweig der Wissenschaft war es, durch den sich Ebn Sina einen Ruf bei den Zeitgenossen und durch seine Schriften auch bei der Nachwelt erwarb, darin nur wenig Männer desselben Standes ihm gleich gekommen sind. Er ward als Leibarzt an mehrere Höfe berufen; bei dem Sultan zu Hamadan schien sein äußeres Glück den höchsten Gipfel ersteigen zu wollen, denn hier wurde er auch zu der Würde eines Wesirs erhoben. Aber diesem schnellen Steigen folgte bald nachher ein eben so plötzlicher Fall; aus dem Sonnenschein der höchsten Fürstengunst in Ungnade und in das Dunkel des Kerkers. Doch ward ihm endlich die Freiheit wieder und er genoß in Ispahan alle Früchte einer ehrenvollen Zurückgezogenheit aus dem glänzenden unsicheren Kreis der Staatsgeschäfte, auf den sicheren Boden seiner Wissenschaft, auf welchem er statt der Schätze an Gold und Silber, die der uralten und immer neuen Erfahrungen sammelte. Dennoch sollte Hamadan noch eine andre Bedeutung in der Lebensgeschichte des berühmtesten der arabischen Aerzte empfangen. Ebn Sina begleitete seinen fürstlichen Freund: den Emir Ala ed Daula auf einem Zuge gegen Hamadan, und der Mann, der die Heilkräfte so vieler Kräuter kannte und dieselben mit glücklichstem Erfolg an andren benutzt hatte, mußte auf diesem Wege die Wahrheit des alten Sprüchwortes erfahren, daß für den Tod kein Kraut gewachsen sey. Er starb, kaum 57 Jahre alt (im Jahre 1037), und dieselbe Stadt, die ihn im Purpur der Veziers würde, dann in den Ketten eines Gefangenen gesehen, ehrte den Leichnam des weltberühmten Mannes durch ein Grabmahl, das in dem besten arabischen Styl erbaut ist. So ehrte den Mann das Morgenland; seine Schriften aber, sowohl die von philosophischem als

medizinischem Inhalt, setzten dem Andenken des Ebn Sina auch im Abendland ein Andenken, das während des Mittelalters ein Gegenstand ehrfurchtsvoller Bewundrung ward.

Von Hamadan gelangte unser Reisender zu Pferd in 9 Tagen nach Ispahan, wo er durch den Verkauf eines Theiles seiner zunächst für Persien bestimmten Waaren gute Geschäfte machte und mit noch reicheren Mitteln ausgerüstet als bei der vorigen Reise von neuem seinen Weg nach dem demantreichen Indien fortsetzte. Er kam auch dieses Mal wieder nach Golconda und durch einen großen Theil der Länder, welche zum mächtigen Reiche des Großmoguls gehörten. Aus seiner Reisebeschreibung, in der er öfters die Begegnisse mehrerer seiner Reisen, ohne nähere Zeitangaben zusammenfaßt, läßt es sich nicht mit Sicherheit abnehmen, ob und wie weit er schon bei seinem diesmaligen, gegen vier Jahre und darüber dauerndem Aufenthalt in Indien in unmittelbaren Geschäftsverkehr mit dem Hofe des Großmoguls getreten. Daß er übrigens schon bei seinem ersten Hierseyn im Jahre 1642 nach Agra gekommen sey, erfahren wir beiläufig aus jener Erzählung, welche er von dem siebenzigjährigen Unterhändler der holländischen Compagnie in Agra, von dem Braminen Valdas mittheilt. Dieser eifrige Hindu hatte erfahren, daß der Oberpriester zu Mathura, der Fürst der Braminen gestorben sey. Er nahm von jener Stunde an weder Speise noch Trank zu sich, gieng sogleich zu dem Factor der Compagnie, mit welchem er alle seine Rechnungen abschloß und dann mit einigen seiner Verwandten sich in ein Fuhrwerk setzte und nach dem gegen 28 Stunden Weges entfernten Mathura aufbrach. Es war, wie er dies auch gegen den holländischen Factor ausgesprochen hatte, seine Absicht, so bald als möglich nach dem Tode des Oberpriesters zu sterben, damit er einst in der

andren Welt sein Diener werden könne. Und sein Wunsch gieng ihm bald in Erfüllung, er starb in Folge seiner selbst erwählten Enthaltung von aller Nahrung schon auf dem Wege nach Mathura.

Wenn aber auch unser Reisender Agra und Delhi bereits besucht hatte, so mag er doch lange Anstand genommen haben, bei einem der Prinzen von Geblüt und noch mehr beim Großmogul selbst einen Zutritt zu begehren. Man durfte es nach orientalischer Hofsitte und darf es großentheils noch jetzt nicht wagen, vor einem Fürsten zu erscheinen, ohne diesem ein Geschenk zu überreichen, welches den Gewinn, der sich bei einem geringeren Handelsgeschäft machen ließ, bei weitem überstieg. Mußte doch selbst der alte Kaufmann zu Amahdabad, den unser Reisender sowie Jedermann im Lande unter dem Beinamen: „der Mann, welcher niemals gelogen" kannte, die für ihn sehr unerwünschte Ehre, mit dem Großmogul zu sprechen, auf solche theure Weise erkaufen. Der Großmogul Orengsib hatte von diesem Mann, der „niemals in seinem Leben gelogen", gehört und verlangte ihn zu sehen. Der Wunsch eines Großmoguls war damals ein Befehl, dem Jeder, und sollte es einer seyn, der schon im Sterben läge, gehorchen mußte; auch der Mann, der niemals log, mußte sich, so schwer es ihm fiel, in seinem Greisenalter eine solche Reise von 26 Tagen zu machen, dazu bequemen. Er nahm deshalb, denn er war ziemlich vermögend, ein Geschenk für den allgebietenden König mit sich, dessen Werth gegen 40000 Rupien (eine zu 1 fl. 12 kr.) betrug und machte sich auf den Weg. Der Großmogul empfieng ihn sehr gnädig, fragte ihn zuerst, um ihn auf das Geleise der gewöhnlichen unbefangenen Conversation zu bringen, nach seinem Namen und Beinamen, und als dieses beantwortet war, richtete er andere Fra-

gen an ihn, welche im gemeinen Leben Jeder, ohne sich zu bedenken, so beantwortet, als wisse er das was er sagt mit Sicherheit, obgleich dieses nach dem natürlichen Lauf nicht immer mit voller Gewißheit geschehen kann. Auf diese Fragen gab der Mann, welcher nie gelogen, eine so naive, passende Antwort, daß der König lachend (was er selten that) ihm Beifall gab. Der Alte bekam freilich eine Ersatzsumme von 10000 Rupien für die Reisekosten und noch dazu einen Elephanten aus dem Stalle des Großmoguls zum Geschenk, aber hiermit war noch immer weder sein Geschenk noch seine Reise ihm hinlänglich vergütet.

Wenn man damals ein Geschäft bei dem Großmogul oder einem seiner höchsten Fürsten hatte, wurde man von dem Oberstkämmerer zuerst befragt, worin das Geschenk bestehe, das man seinem Herrn bringen werde und bei einer späteren Reise, wo Tavernier mit dem Oheim des Orengsib einen Handel abzuschließen hatte, betrug der Werth des Geschenkes, das der Reisende entrichten mußte, aufs Mindeste 6000, freilich aber auch die Summe, die er für den Verkauf seiner Waare, an diesen Prinzen einnahm, 48000 Thaler und dazu erhielt er noch zum Geschenk ein Pferd, das, allerdings nur als es noch jung war, dem Fürsten 5000 Thaler gekostet hatte, so wie außer diesem ein prachtvolles Ehrengewand.

Im Verlaufe seiner diesmaligen dritten orientalischen Reise, zu Anfang des Jahres 1648 kam Tavernier auch wieder nach Goa. Wie tief war seit seinem ersten Hierseyn im J. 1641, in der kurzen Zeit von noch nicht sieben Jahren, der Wohlstand dieser Fürstin unter den indisch-europäischen Städten gesunken; wie hatte sich da, statt des scheinbar unerschöpflichen Reichthumes eine Bettelarmuth eingestellt, die sich noch immer unter dem Gewand der prahlenden Groß-

thuerei verbarg. Denn selbst Damen, die noch vor 7 Jahren zu den angesehensten Familien gehört hatten, ließen am Abend sich im Palankin in der Stadt herumtragen, hielten vor den Thüren der Häuser, darin vornehme Fremde wohnten und sendeten einen Knaben hinauf zu diesen, der für seine Herrschaft um eine Gabe bettelte. Obgleich aber die Mittel zur Befriedigung der Prunksucht und der Schwelgerei dahin waren, hatten dennoch die Laster, denen jene Mittel dienten, sich nicht bei den dortigen entarteten Nachkommen der Portugiesen verloren; sie gaben sich selbst in ihrem Verhältniß mit Holland noch immer jener hochmüthigen Selbsttäuschung hin, darinnen sie, die Erben der Waffen ihrer kriegerisch tapfern Väter, sich auch für Erben der Kräfte und des Muthes dieser Väter hielten.

Taverniers Rückreise aus Indien nach Europa sollte diesmal nicht so leicht und gefahrlos von Statten gehen, als die meisten seiner früheren Reisen. Ein jüngerer Bruder von ihm, vielleicht eben so wie er von der Lust die Welt zu sehen ergriffen, hatte sich in holländische Dienste nach Batavia begeben. Diesen zu besuchen und um zugleich Geschäfte dort zu machen, begab sich unser Reisender im Hafen zu Mingrela auf ein holländisches Schiff, auf welchem er einen so furchtbaren Seesturm zu erleiden hatte, daß der Mastbaum zerschmettert, die Anker abgerissen wurden. Zwei Schiffsleute aus Hamburg, welche den Tavernier auf einer früheren Reise kennen gelernt hatten, und welche wußten, daß er, der all seine Waaren und Güter in seinen Kleidern bei sich trug, ihnen ihre Mühe wohl lohnen werde, waren schon damit beschäftigt ein Floß zu zimmern, darauf sie ihn und sich ans Land rudern wollten, was bei so hochgehendem Meere schwerlich einen guten Ausgang genommen hätte; da erhob sich aufeinmal ein günstiger

Wind und das Schiff war gerettet. Dieses landete zuerst auf Ceylon und segelte dann, in ausgebessertem Zustand weiter nach Batavia, wo unser Reisender bald nachher seinen Bruder zu Grabe tragen sahe und auch in anderer Hinsicht, einen ihm freilich ungleich weniger zu Herzen gehenden, dennoch aber für seine Umstände empfindlichen Verlust erleiden mußte, indem man ihn durch gehaltlose Verschreibungen um eine Summe von 17500 fl. betrog.

Auf einem holländischen Schiffe segelte er endlich, nachdem man ihn lange durch Versprechungen hingehalten, von Batavia ab, schlug den weiten Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung ein, wo das Schiff 24 Tage lang vor Anker lag, besuchte dann die Insel St. Helena und kam endlich im Sommer des Jahres 1649 gesund in Holland an, wo ihn das widerwärtige Geschäft mit den erwähnten Papieren in einen Rechtshandel verwickelte, der ihn lang zurückhielt.

14) Taverniers vierte Reise nach Asien.

Das Auge eines solchen Mannes wie Tavernier war, wird des Sehens nimmer satt, sondern je mehr des Neuen war, das es schon beschaute, desto höher steigt das Verlangen, auch noch andre ihm neue Dinge zu sehen. Ueberdieß war er in den Gewohnheiten seines Lebens so sehr ein Asiat geworden, ihm war das Herumziehen in diesen, durch ihre Natur herrlichen Ländern, wo Jeder Reisende seiner Art ein unabhängiger Fürst ist, so lieb geworden, daß er sich nicht entschließen konnte, das Land seiner Geburt und die dasigen, seiner bisherigen Lebensweise so ungleichen geselligen Verhältnisse mit dem Land einer für ihn so reizenden Pilgrimschaft zu vertauschen. Er war jetzt freilich schon über das vierzigste Lebensjahr hinüber gerückt; ein Alter,

bei welchem die Mehrzahl der Menschen die Früchte der Arbeiten und Mühen der Jugendjahre in häuslicher Ruhe zu genießen strebt und dem bürgerlichen Beruf mit der größesten Ausdauer und dem günstigsten Erfolge sich hingiebt. Sein Beruf aber, das fühlte er, war ein anderer als der seiner meisten Mitbürger; er hatte für den damaligen Zustand der Wissenschaft, vor Allem für die Länder- und Völkerkunde eine Aufgabe zu lösen, welche im Reiche des Erkennens von eben so hoher Wichtigkeit war, als die Aufgabe, welche das bürgerliche Leben an einen Andren macht, für das politische Bestehen eines gewöhnlichen Königreiches ist.

Es waren an dem großartigen Weltgemälde, das Tavernier aus eigner, oft wiederholter und lang fortgesetzter Anschauung in seiner Seele trug und bereits in seinen schriftlichen wie mündlichen Mittheilungen auch für Andre entworfen hatte, noch manche Parthien unausgeführt geblieben: dies waren vor allen Dingen einige Gegenden der indischen Halbinseln. Dahin wollte und mußte, nach seinem Wunsch und Vorsatz, der reiselustige Mann noch kommen; vor Allem auch noch an den Hof des großen Moguls, zu dem goldnen Throne dieses Herrschers, von dessen Herrlichkeit und Pracht man damals wie von einem Wunder der Welt im ganzen Morgenlande und im Abendlande sprach.

Tavernier hatte auch durch seinen diesmaligen Absatz der Kaufmannsgüter und Schmucksachen, welche er theils aus eigenen, bereits erworbenen Mitteln angekauft, theils als ein ihm anvertrautes, fremdes Gut mit sich nach dem Morgenland genommen und dort in andere werthvolle Gegenstände umgesetzt, einen so bedeutenden Vortheil gezogen und die redliche Weise, in welcher er diesen Vortheil allen Denen genießen ließ, die ihm Güter zum Verkauf auf Cre-

dit gegeben hatten, sprach in so einleuchtender Weise für ihn und sein Glück, daß er sich bald nach seiner Ankunft in Paris reichlich mit allen Mitteln zu einer abermaligen Handelsreise ausgerüstet sahe.

Er versäumte deshalb keine Zeit um eine neue Wanderschaft: seine vierte Reise nach Asien anzutreten, segelte in Begleitung eines Landsmannes, des H. v. Ardiliere am 15ten August 1651 von Marseille ab, verweilte 12 Tage in Malta, dessen Merkwürdigkeiten er genau in Augenschein nahm, machte dann einen Besuch in Cypern, davon er auch eine Schilderung giebt und fuhr von hier nach Alexandrette. Der ihm schon so wohl bekannte Weg von Aleppo nach Mosul war um diese Zeit durch einen zwischen den Kurden und mehreren arabischen Stämmen ausgebrochnen Krieg etwas unsicher geworden, deshalb konnte die Karawane, mit welcher Tavernier gieng, erst nach einer Zögerung von 12 Wochen ihren Zug nach Mosul antreten, wo dieselbe am 2ten Februar 1652 anlangte. Die Fahrt auf dem Tigris, hinabwärts nach Bagdad, mag, namentlich in dieser Jahreszeit, darinnen für jenen Landstrich der Frühling seinen Anfang nimmt, zu den anmuthigsten Belustigungen der Sinne gehören, welche eine Wasserreise gewähren kann. Bagdad fieng damals an von den Folgen der mörderischen Verheerungen, welche die Einnahme der Stadt durch die Türken herbeigeführt hatten, in etwas sich zu erholen; denn obgleich bei jener Gelegenheit die reichsten Kaufleute der Stadt ihres ganzen Vermögens zum Theil mit dem Leben zugleich waren beraubt worden, hatten sich dennoch an ihrer Stelle unter dem begünstigenden Zusammenfluß des Handelsverkehres von Süden, Ost und Westen bald wieder neue Kaufmannshäuser erhoben, welche das

Vertrauen der Fremden zu diesem großen Marktplatz des Morgenlandes aufrecht hielten.

Tavernier erfuhr, bei Gelegenheit seines diesmaligen Aufenthaltes in Bagdad, einen seltsamen Vorfall, der sich kurz vorher in Bagdad zugetragen hatte. Es wird wohl Niemand so leicht in die Versuchung gerathen, den Türken eine allzugroße Duldsamkeit gegen die Bekenner einer andern Religion zuzuschreiben. Dennoch kann die fanatische Unduldsamkeit derselben, wenn sie mit einer noch mehr übertreibenden Gesinnung der gleichen Art zusammentrifft, einen entgegengesetzten Charakter annehmen. Es gab damals in Bagdad eine Secte unter den Mohamedanern, welche zwar von den rechtgläubigen Türken als eine ketzerische betrachtet wurde, die aber gegen alle Nichtmohamedaner sich noch viel abstoßender benahm als die Türken. Ein solcher Rafedi, der durch die öffentliche Wohlthätigkeit zum Wasserträger und Wasserschenken, an Alle, die eines Trunkes begehrten, bestellt war, hatte einen durstenden Juden, der ihn darum ansprach, nicht nur diese Gabe der Mildthätigkeit verweigert, sondern ihn überdies noch mit Schmähworten gehöhnt. Der Jude beklagte sich beim Kadi, welcher alsbald den Rafedi mit seinem Wasserschlauche herbeiholen ließ. Reiche mir, sagte der Richter, eine Schaale von deinem Wasser. Dieses geschahe und der Kadi, nachdem er selber getrunken, gab die Schaale dem Juden, daß auch dieser daraus tränke. Hierauf empfieng der Rafedi, nach einem gegebenen Winke des Richters eine Anzahl Stockschläge und während solcher handgreiflichen und fühlbaren Lection theilte ihm der Kadi die mündliche Lehre mit, daß wir Menschen alle, Mohamedaner wie Christen und Juden Gottes Geschöpfe und darum eines die Noth des andern zu stillen verpflichtet seyen. Es hatte dieser Richterspruch eine erwünschte Wirkung auf die in

Bagdad zahlreichen Rafedis gehabt, welche seitdem gegen Christen und Juden verträglicher wurden als sie vorher gewesen.

In der kurzen Beschreibung seiner diesmaligen Reise giebt Tavernier eine ausführlichere Schilderung der religiösen Gebräuche und seltsamen Meinungen einer christlichen Secte, welche sich Jünger St. Johann des Täufers nannten und von denen damals gegen 25000 Familien in Balsora und seiner nächsten Umgegend, viel mehrere aber noch in den weiter abgelegnen Ortschaften des Landes sich befanden. Der größeste Theil dieser Leute waren Handwerker, nur wenige beschäftigten sich mit dem Handel. Ihrer Aussage nach sollten ihre Vorfahren am Jordan, in jenen Gegenden gelebt haben, da Johannes der Täufer das Volk, welches zu ihm kam, zur Buße ermahnte und taufte. Mohamed, der falsche Prophet, habe gegen diese ihre Väter eine besondre Hochachtung bezeigt und seinen Anhängern Schonung gegen dieselben empfohlen. Seine Nachfolger jedoch hätten dieser Weisung bald vergessen und im Verlauf der Zeit so harte Verfolgungen über die St. Johannisjünger ergehen lassen, daß diese sich in das Land der Perser flüchteten. Es ist in dem Religionssystem dieser Leute ein seltsames Gemisch einzelner christlicher Ueberlieferungen und phantastischer Zuthaten zu finden. Der Engel Gabriel hatte, nach ihrer Meinung, auf Gottes Befehl die Welt erschaffen, und schon bei dieser Gelegenheit von Gott dem Herrn das Versprechen empfangen, daß ein künftiges Volk der St. Johannis-Christen diese Erde bewohnen würde, aus dessen Mitte Keiner hervorgehen könne, der nicht des Himmels und seiner Seligkeit theilhaftig werden sollte, weil am Tage des Gerichtes die Frommen aus diesem Volke eine Fürbitte für ihre sündigen Brüder einlegen und hierdurch ihre Seelen retten würden. Sie glaubten,

daß die Seelen nach dem Tode zuerst in eine Welt kommen würden, in welcher sich alles Das wiederholt fände, was auf Erden vorkommt. Dort gäbe es Städte und Kirchen, man werde dort freien und sich freien lassen, Kinder würden auch dort geboren wie auf Erden, Gute und Böse, ja Engel und Teufel, in bürgerlichen Verhältnissen gleich denen der Menschen auf Erden, wohnten dort beisammen. St. Johann der Täufer, so behaupten sie, sey nicht auf Herodes Befehl enthauptet worden, sondern natürlichen Todes gestorben, habe aber befohlen, seinen Leichnam nach dem Tode zu kreuzigen, um hierin sich Christo befreundet zu zeigen. Die hochgelobte Jungfrau Maria sey nie gestorben, sondern lebe noch jetzt auf Erden; der Leichnam Johannes des Täufers ruhe aber in einem wunderbaren krystallenen Grabe, nahe beim Jordan.

Von Balsora nahm Tavernier seinen diesmaligen Weg durch den persischen Meerbusen abermals nach Indien. Seine Schilderung der tiefen Armuth, in der sich ein großer Theil jener Araber befinden, welche die Küstengegenden bewohnen, die durch ihre Perlenfischerei so reich als die berühmtesten Gold- und Silberminen von Asien sind, würde noch ganz auf die jetzigen Bewohner der Gegend passen. Dieses arme Volk, das sich gewöhnlich nur von Fischen nährt, wollte für die köstlichen Fische, welche es an den Bord des Schiffes brachte, kein Geld, sondern nur Reis annehmen, und zwar keinen von der besseren Sorte, sondern nur von jener schlechtesten, mit der man auf dem Schiffe die Hühner und jungen Schweine fütterte, weil sie der Meinung waren, daß sie von dieser Art mehr für ihre Waare erhalten würden als von der besseren. Das Süßwasser wird, wie dies auch Tavernier beobachtete, in diesen Gegenden öfters durch die Taucher tief vom Grunde des Meeres herauf aus Quellen

gebracht, die auf dem Boden der salzigen Fluth sich ergießen. Dieses Volk ist dort unten, in der dämmernden Tiefe des Meeres so bekannt, wie der Hirt des Feldes auf seinen Hügeln und in seinen Thälern. Es fördert mit Gefahr des Lebens die Perlen herauf, deren manche, wenn sie in die Hand der Kenner kommen, um den Betrag von vielen Tausenden ja von mehr denn einer Million Thalern ausgeboten und bezahlt werden, ohne von diesem Gewinn der Wucherer, aus deren Vorschüssen es lebt, nur so viel zu empfangen, daß es mit Brod und Reis sich sättigen könnte. Unser Reisender sahe bei einem Emir eine Perle dieser Art, für welche er, im Auftrag des Gouverneurs von Surate, auf seiner Rückreise dem Besitzer derselben vergeblich 60000 Rupien (österreichische Gulden Münze) anbot, und diese war bei weitem noch keine der kostbarsten, die er in seinen Händen gehabt.

Unser Reisender fuhr diesmal auf einem Schiffe, das dem König von Golkonda zugehörte, und welches seine indische Zeuge nach Persien geführt hatte, jetzt aber mit Waaren aus dem westlicheren Asien, unter andren auch mit 50 Pferden beladen war. Die Holländer pflegen alle diese Schiffe des Königes von Golkonda mit einem Steuermann und mehrern andren Schiffsleuten zu versehen, welche dieser Meere kundig sind. Auch das Schiff, auf dem Tavernier fuhr, war mit tüchtigen Leuten solcher Art versehen, und hatte günstigen Wind. Dennoch konnte dies Alles die mangelhafte Beschaffenheit des Fahrzeuges, welches man 5 Monate lang, während der größesten Hitze auf der Rhede von Gomron (Bender Abassy) hatte liegen lassen, ohne Vorkehrungen gegen das leichte Leckwerden zu treffen, nicht ersetzen und noch weniger die Anfälle der heftigen Seestürme verhüten, welche der Fahrt im Mai (1652) eine nahe Ge-

fahr des Unterganges bereiteten. Während eines dieser Stürme schlug der Blitz in Zeit von wenig Stunden drei Mal in das Schiff ein; sein erster Schlag durchbohrte den vorderen Mastbaum und tödtete, auf dem Verdeck hinfahrend, drei Personen; der andre, zwei Stunden später fuhr abermals auf dem Verdeck hin und erschlug zwei Leute, der dritte, der schnell ihm folgte, traf zwar den Koch, der so eben zur Tafel rufen wollte, versengte ihm das Haar, ohne ihn jedoch sonst zu beschädigen. Nach solchen Gefahren that schon das Einlaufen in einen Hafen der Insel Ceylon dem Reisenden sehr wohl, noch mehr aber das in den sichreren Hafen von Masulipatam, dahin Tavernier am 2. Juni kam.

Während unser Reisender bei seinem zweimaligen früheren Verweilen in Indien zunächst in den Ländern der Westküste von Vorderindien sich verweilt hatte, gieng jetzt seine Absicht dahin, auch die Gegenden der östlichen Küste zu besuchen. Es sind unter anderem auch hier einige Demantgruben, nördlich vom Flusse Kistnah und bei Kuddapah im Balaghat, der Freund aber der indischen Tempelbaukunst und Alterthumskunde findet in dieser Küstengegend Schätze, welche für ihn ein höheres Interesse haben, als Indiens Diamanten und Rubinen. Namentlich werden an dieser Ostseite der Halbinsel der berühmte Höhlentempel von Ellure und nach den Mündungen des Ganges hinan noch manche andre der berühmtesten Wallfahrtsorte und Pagoden der Hindus, vor Allem in Orissa der Tempel des Jaggernath gefunden, zu welchem alljährlich die Hunderttausende der Pilgerschaaren aus allen Theilen von Indien hinziehen. Selbst unser Tavernier fühlte sich durch die Beachtung jener Bauwerke sehr angezogen; er theilt uns in sehr ansprechender Weise eine ausführliche Beschreibung mehrerer jener indischen Tempelgebäude mit.

Bei Madras hatten schon damals (seit 1643) die Engländer festen Fuß gefaßt, durch die Anlegung der bedeutenden Festung St. Georg, dagegen war das benachbarte Meliapuram oder St. Thomas, mit der dem Apostel Thomas, dem ersten Christenboten in Indien geweihten Kirche noch ganz im Besitz der Portugiesen. In Gandicot traf unser Reisender mit dem Feldmarschall des Königes von Golkonda, mit Mirgimola zusammen, der ihn gastfreundlich aufnahm und ihm 5 Beutel voller Demanten zeigen ließ, welche die Ausbeute einer Bearbeitung der benachbarten Demantgruben durch 12000 Mann, während der Zeit eines ganzen Jahres waren. Es fand sich unter ihnen kein einziger von bedeutender Größe und von vollkommener Reinheit, sie alle spielten in dunkle Farben, der Feldmarschall hatte deshalb die Bearbeitung der Fundstätte aufgegeben und auch Tavernier beschloß, sich an eine vortheilhaftere Stelle für solche Ankäufe zu wenden, indem er den Landweg nach Golkonda einschlug, wohin er nach einer glücklichen Reise von 17 Tagen gelangte. In Amahdabad schloß er noch einen einträglichen Handel mit dem schon erwähnten Prinzen Schah Esthe Chan ab, und gieng dann auf einem holländischen Admiral-Schiff von Surate nach Ormus unter Segel. Auch auf dieser Reise drohete ihm und all den Schätzen, welche er bei sich führte, die Gefahr des Unterganges, bei einem Seetreffen, in das die holländische Flotte mit einem englischen Geschwader gerieth, weil damals beide Nationen in Krieg mit einander waren. Die Engländer hatten sich jedoch in einen ungleichen Kampf begeben; sie wurden von den besser bedienten, stärker bewaffneten holländischen besiegt und zum Abzug genöthigt. Aber es gab, außer den im Seetreffen Gebliebenen, der Verwundeten so Viele auf den Schiffen, daß der Tag der Ankunft in Bender Abassi für unsren Rei-

senden immer ein Tag der Dankgebete und der frohen Erinnerungen blieb.

Er trat jetzt den Rückweg zu Lande an.

Auf eben dieser Rückreise durchwanderte er auch die meist gebirgige, damals noch wenig von den Europäern gekannte Landschaft von Karamanien. Der dortige persische Chan wurde von ihm mit einem kostbaren Demant, den Tavernier unter vielen andren in Indien erhandelt hatte, beschenkt und hierdurch zu einer Vergünstigung gewonnen, nach welcher unser Reisender sehr große Vorräthe der dortigen überaus feinen und zu der kostbarsten Verarbeitung geeigneten Schafwolle aufkaufen durfte, aus deren Absatz in Frankreich er nach seiner Heimkehr einen sehr bedeutenden Gewinn für sich und für die Theilnehmer an dem Unternehmen dieser Reise zog. Sein Landweg war diesmal derselbe, den er auf seiner ersten Hinreise von Konstantinopel nach Ispahan eingeschlagen hatte. Er fand hierbei noch in der letzten Hälfte des Februar 1655 in Erivan einen so tiefen Schnee, daß er bei den gastfreien Bewohnern der Klöster zu Etschmiasin 11 Tage lang verweilen mußte, ein Verzug, welcher den Armeniern, die in großer Zahl bei der Karawane sich befanden, ein sehr erwünschter war, da sie hier ihre Schmausereien, welche der Fastnacht vorhergehen, und dann das Beginnen dieser Festzeit nach ihrer Weise feiern konnten. Aber selbst noch in der ersten Hälfte des März mußte die Karawane wegen des hohen Schnees, in der Nähe der türkischen Gränze 8 Tage lang verweilen, bis der Oberzolleinnehmer zu Erzerun davon hörte, der ihr 500 Pferde zu Hülfe sendete. Er that dies übrigens aus Eigennutz, denn es sollte bald hernach ein neuer Zolleinnehmer an seine Stelle kommen, dem er den Gewinn an einer so großen Karawane nicht vergönnte.

15) Taverniers fünfte Reise nach Asien.

Wie lange sich Tavernier vor seiner Heimreise nach Frankreich noch in Konstantinopel und in andren Städten, zu denen sein Weg sich hinzog, verweilt habe, das läßt uns sein Reisewerk nicht erfahren, gewiß aber ist es, daß er, wenigstens in der 2ten Hälfte des Jahres 1656 in Paris war. Er hatte jetzt als Reisender, als vertrauter Kenner der natürlichen wie der politischen Zustände der Morgenländer, dabei als muntrer, wohlberedter Erzähler einen Ruhm erlangt, der ihm auch zu den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft den Zutritt bahnte; er wurde von Fürsten, namentlich von dem geistreichen Großherzog von Toskana eingeladen und reichlich beschenkt. Sein Handel, namentlich der mit Diamanten, Perlen und caramanischer Schafwolle war so vortheilhaft ausgefallen, daß er als vermögender, geehrter Bürger in der Hauptstadt sich hätte niederlassen können. Aber der Wandertrieb ließ ihm keine Ruhe, er wollte zunächst noch einmal mit dem prachtliebenden Schach von Persien ein, wahrscheinlich schon bei Gelegenheit seiner vorhergehenden Reise eingeleitetes Geschäft abschließen, dann den Gewinn dieser kleinen Reise zu Ankäufen occidentalischer Kostbarkeiten verwenden, mit denen wohlversehen er selbst dem Großmogul sich nahen dürfte. Im Februar 1657 verließ er Paris, und kam nach einigen Wochen nach Smyrna.

Wie wohl hätten die französischen Reisenden, deren damals viere nach Persien unterweges waren, gethan, wenn sie in Gesellschaft des landeskundigen, bei all seinen Unternehmungen glücklichen Tavernier gezogen wären. Der eine von jenen vieren, ein Herr von Reville aus der Normandie, gewesener Officier in englischen Diensten, hätte sich fast schon in Konstantinopel durch seinen Muthwillen ein böses

Spiel bereitet; er hatte gehört, daß ein reicher Jude daselbst mit einem Vorrath auserlesner Juwelen und Perlen versehen sey, um deren Ankauf Tavernier unterhandeln ließ. Reville hatte eine Baarschaft von 2000 Ducaten bei sich, der Israelit begehrte für eine Parthie seiner Schmucksachen 4000 Ducaten. Wir werden des Handels bald einig seyn, ließ der normandische Edelmann ihm sagen, denn die eine Hälfte der Summe bezahle ich baar, die andre durch eine eben so theure Waare. Der Kaufmann kam mit seinen Kostbarkeiten, die 2000 Ducaten lagen baar auf dem Tische, Reville, welcher schon durch sein ritterlich stattliches Aussehen geeignet war, den vornehmen Mann zu spielen, bezeigte sich zwar mit allem zufrieden, ließ aber den eifrigen Handelsmann mehrmalen zu sich in seine Wohnung kommen, um auch noch andre Edelsteine und Perlen zur Auswahl zu sehen. Endlich, da er seine Augen an dem Anblick der schönen Sachen hinlänglich belustigt und dabei über den Preis der einzelnen Gegenstände Manches erfahren hatte und als nun der Israelit die theure zur Ergänzung der Kaufsumme bestimmte Waare zu sehen verlangte, da sagte ihm der Edelmann: jene Waare die ich außer den 2000 Ducaten mit mir führe und die mich schon theurer zu stehen kam als dich deine Perlen und Juwelen, ist mein hartnäckiges Quartanfieber, das ich mir im Kriegsdienst erworben habe. Diese Waare wäre ich gern erbötig dir abzulassen und die Ducaten dazu, wenn du mir dein Schmuckkästchen giebst.

Der Handelsmann, der wegen seiner Geschäftstüchtigkeit und wegen seines großen Vermögens in hohem Ansehen bei dem Großwesir und selbst bei dem Großsultan stund, fand sich durch diesen muthwilligen Scherz so beleidigt, daß nicht viel fehlte, er hätte den Abentheurer bei

der hohen Pforte, welche mit Persien in Krieg war, als einen Verdächtigen angezeigt, denn Reville hatte deß keinen Hehl, daß er gesonnen sey, in persische Kriegsdienste zu treten. Durch die französische Gesandtschaft jedoch wurde der Beleidigte begütigt, der Edelmann aber machte sich, mit einem Landsmanne, der ihn begleitete, eilig auf den Weg. Obgleich er jedoch in Konstantinopel dem Verdacht, als sey er persischer Spion und der Verhaftung entgangen war, blieb ihm dieses Loos doch für andre Gelegenheit aufbehalten. Es hatte nämlich indeß auch das andre Paar der französischen Reisenden, welches mit bunten Glasflüssen, falschen Edelsteinen und Pariser Modewaaren einen Handel machen wollte, sich von Smyrna aus auf den Weg gemacht, war mit dem Gouverneur von Damaskus in Unterhandlung getreten, daß er sie auf seiner Reise nach Bagdad als Schutzbefohlene mit sich nehmen solle, hatte viele Beweise von Gastfreundlichkeit von demselben angenommen, war aber dann doch heimlich fortgezogen, mit einem französischen Renegaten, der durch seinen Abfall vom Christenthum die Stelle eines Spahi erlangt hatte, und sich im Verlaufe der Reise, wie zu erwarten war, sehr treulos und als Dieb gegen sie betrug. Der beleidigte Gouverneur hatte, als er die heimliche Abreise der undankbaren Gastfreunde erfahren, durch Eilboten einen Brief an den Pascha von Bagdad gesendet, worin die Gestalt der beiden Franzosen beschrieben und ihr Benehmen als so verdächtig geschildert war, daß es wohlgethan schiene, sich der Person der beiden, nach dem Feindesland sich Einschleichenden zu versichern. Unglücklicher Weise für ihn kam jedoch Reville mit seinem Reisegefährten zuerst nach Bagdad und da die Beschreibung in dem Steckbriefe so war, daß sie auf jedes Paar von Franzosen von mittlerem Lebensalter gepaßt hätte, wurden die beiden als

Spione verhaftet und mußten im Kerker schmachten, bis nach einigen Wochen der Gouverneur von Damaskus dahin kam, der nach Besichtigung der Gefangenen die Verwechslung der Personen, welche hier vorgegangen war, erkannte. Reville zwar selber mit seinem Begleiter erhielten ihre Freiheit, aber ein großer Theil der 2000 Ducaten, mit denen er in Konstantinopel geprahlt hatte, blieb für immer im Gewahrsam des türkischen Paschas.

Während seine vier Landsleute, je zwei und zwei zusammengesellt im ganzen Verlauf ihrer Reise nach Persien und Indien, vom Anfang bis zum Ende nur mit Ungemach und mit einem Mißlingen aller ihrer Pläne zu kämpfen hatten, verrichtete indeß Tavernier seine Geschäfte mit gewöhnlichem Glück und ohne auf irgend eine Schwierigkeit zu stoßen. Wie glücklich würde ein Freund der Pflanzenkunde sich geschätzt haben, wenn er unsren Reisenden auf seinem Wege durch die Hochgebirge, welchen er der großen Hitze wegen einschlug, hätte begleiten und mit ihm bei dem Chan von Erivan hätte verweilen dürfen, der so eben seinen Sommeraufenthalt in einem Alpenthale genommen, wo der Schnee des Winters und der Blumenschmuck des Frühlinges ganz nachbarlich an einander gränzen. Man konnte damals, sobald man aus der türkischen über die persische Gränze hinüber war, mit voller Sicherheit durch das ganze Land reisen, ohne dabei die schützende Begleitung einer Karawane oder militärische Bedeckung zu bedürfen. Deshalb wollte Tavernier, nur in Gesellschaft zweier seiner Leute, den Chan von Gengla in seinem Gebirgsland besuchen, fand jedoch, nachdem er einen Tag lang mit den Mühseligkeiten einer solchen Reise gekämpft hat, den Weg für einen europäischen Reiter zu schlecht. In Ispahan wurde er, als alter Bekannter und Freund des Hofes empfangen, denn man hielt

ihn da als einen halben Perser. Der Schach kaufte ihm diesmal um 60000 Thaler Waaren ab und beschenkte ihn noch überdies mit einem kostbaren Ehrenkleid.

Um diese Zeit besaß den persischen Thron Abbas II, ein Urenkel Abbas des Großen, ein Sohn des Schach Sasi, welcher durch seine übermäßigen Schwelgereien, namentlich im Genuß geistiger Getränke schon im Jahr 1642 sich zum Grabe reif gemacht hatte. Auch sein Sohn, der ebengenannte Abbas II, welcher kaum dem Knabenalter entwachsen zur Regierung kam, war, wie sein Vater dem Trunk ergeben, doch dauerte sein Regiment länger (bis zum Jahr 1666) und während seiner 24jährigen Regierung hatten die Fremden, wie dies Tavernier aus eigener Erfahrung bezeugen konnte, viele Vergünstigungen von ihm zu genießen, obgleich er sich gegen seine eignen Unterthanen, ja selbst gegen die Frauen seines Harems mit grausamer Strenge benahm.

16) Die sechste Reise nach Persien und Indien.

Tavernier scheint sich nach der Rückkehr von seiner fünften Reise länger als zwischen den früheren Reisen in Paris aufgehalten zu haben. Für den fast sechzigjährigen Mann war jetzt auch noch, obgleich ziemlich spät, die Stunde gekommen, darinnen das Herz die Wahrheit jenes Ausspruches erfährt, nach welchem es nicht gut ist, daß der Mensch allein sey. Die Tochter eines seiner Handelsfreunde, des Juwelirer Goisse, der ihn früher bei all seinen Reisen durch ein Darlehen von werthvollen Gegenständen unterstützt, dagegen aber auch von dem gemachten Gewinn seinen redlichen Antheil bezogen hatte, mochte schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit unsres Reisenden an sich gezogen haben. Sie war seitdem über das Blüthenalter der Jugend

hinausgerückt, besaß auch überdieß nur ein geringes väterliches Vermögen, wohl aber Reize einer höheren Art, welche nie veralten und mehr denn Goldeswerth haben: eine Bildung des Geistes und Veredlung des Gemüthes, wie sie nur selten an einer und derselben Person ihres Geschlechtes beisammen gefunden werden. Jene bewundernde Theilnahme, mit welcher die Jungfrau Magdalene Goisse den Reiseberichten unsres Taverniers zuhörte, war eine so herzliche, die Bemerkungen, die sie dabei machte, so verständig und treffend, daß derselbe immer öfter und lieber diese Unterhaltungen aufsuchte und während er allerhand andre Kleinode für seine Reise nach dem Hofe des großen Moguls erhandelte, es nicht versäumen wollte, auch des Besitzes dieses lebenden Kleinodes sich zu versichern, welches die Freude und das Glück seines herannahenden Alters werden sollte. Aber so glücklich ihn auch die Vermählung mit dieser trefflichen Jungfrau gemacht haben mochte, konnte ihn dieses doch nicht davon abhalten, den letzten Schritt zur Vollendung der Aufgabe seines Lebens zu unternehmen: Persien noch einmal zu besuchen und von dort aus tiefer als vorher nach Indien, bis zum goldnen Throne des Großmoguls vorzudringen, den das damalige in Europa sowie in den Morgenländern herrschende Gerücht als den reichsten Fürsten der ganzen Erde pries.

Die Schätze, welche unser Reisender für diesesmal um sich versammelte und mit sich zu nehmen im Begriff stund, waren ein Gegenstand des Gespräches und der allgemeinen Bewunderung der ganzen Hauptstadt. Ihr Gesammtwerth wurde auf 400000 Franken geschätzt; sie bestunden aus Uhrwerken der kostbarsten Art, aus Edelsteinen, welche zum Theil in rohem Zustand aus Asien hergebracht, unter der Hand der europäischen Steinschleifer die herrlichste Brillantenform sowie

eine kunstreiche Fassung und Zusammenstellung erhalten hatten, wodurch ihr Werth um das Vielfache vermehrt worden war; aus Perlen, die das westindische Meer, in eben so großer Schönheit und zum Theil in noch bedeutenderer Größe als das asiatische erzeugt hatte. Namentlich hatte eine dieser Perlen, deren Gewicht 57 Karat betrug, und welche von birnförmiger Gestalt war, dem Tavernier selber 10000 französische Thaler (50000 Franken) gekostet. Außer diesen Dingen von geringerem Gewicht, dagegen von desto größerem Geldwerth, hatte sich der Reisende mit allerhand Gegenständen der künstlichsten Art versorgt, welche den Morgenländern theils durch ihre augenfällige Schönheit, theils aber durch den Reiz der Neuheit in hohem Grade gefallen mußten. Von allen Seiten waren ihm, dem Günstlinge des Glückes, Vermehrungen seines bewundernswürdigen Waarenlagers zugeströmt; man hätte ihm, wäre er zur Annahme bereit gewesen, drei und viermal so viel Kostbarkeiten auf Credit mitgegeben. Seine Reisegesellschaft bestund für diesmal aus acht Mann, vom Stande der Uhrmacher, Juweliere, Goldschmiede, Mechaniker und Chirurgen, außer den Dienern und dem kleinen, zehnjährigen Neffen, den der Oheim zum Nachfolger in seinem Geschäft bestimmt hatte. In dieser Begleitung verließ er Paris am 27ten November 1663, Marseille aber erst am 10. Januar 1664. Zu den Kostbarkeiten und Seltenheiten, die er aus Paris mit sich genommen, kam noch ein metallener Brennspiegel, den er in Lyon ankaufte, von solcher Größe und Wirksamkeit, daß in seinem Brennpunkte die schwerest schmelzenden Metalle zum Fließen, die schwerest entzündbaren Körper zum Brennen kamen.

An den Versuchen, welche mit diesem Brennspiegel angestellt wurden, noch mehr aber an den ausführlicheren Berichten, welche Tavernier über die Ereignisse und Erfah-

rungen seiner Reise mittheilte, ergötzte sich abermals der Großherzog von Toskana, welcher mit seiner Familie nach Livorno gekommen war. Dieser Herr, der ein hohes Interesse an Allem nahm, was zum Gebiet des wissenschaftlichen Erkennens, wie der Künste gehörte, entließ unsren Reisenden nur ungern aus seiner Gesellschaft und beschenkte ihn bei seinem Abschiede am 26ten März reichlich.

Die Seefahrt von Livorno nach Smyrna hatte nahe einen ganzen Monat, bis zum 25ten April gedauert, hier aber mußte die Reisegesellschaft, um den Abgang einer Karawane zu erwarten, bis zum 9ten Juny ausharren und die Neulinge in den Morgenländern lernten die Kräfte der dortigen Natur bei Gelegenheit eines großen Erdbebens kennen, das während jener Zeit Kleinasien erschütterte. Es wiederholten sich diese Bewegungen der unterirdischen Kräfte später noch mehrere Male, und sie nahmen hierbei ihren verheerenden Lauf von der Küste gegen Osten tiefer nach dem Innren des Landes. Auf seiner Hinreise fand Tavernier die Stadt Chamaqui am Araxes, in der Mitte ihrer mehrere Stunden weit sich ausdehnenden Maulbeerbaum-Pflanzungen noch in blühendem Zustand; die zahlreichen Bewohner des Ortes waren durch ihren reichen Seidenbau und Seidenhandel wohlhabend und fröhlich; als er auf seiner Rückreise wieder in diese Gegend kam, erfuhr er, daß dieser ansehnliche Ort durch ein Erdbeben, das wie ein nächtlicher Schrecken über die Gegend kam, ganz darnieder gestürzt und von der Erde vertilgt sey. Nur zwei Personen, ein genuesischer Uhrmacher und ein Kameeltreiber waren aus der Todesgefahr entronnen, den andren Bewohnern allen war der Schlaf der Nacht zu einem Schlafe des Todes geworden.

Der Schach von Persien mochte von der Absicht unsers

Reisenden, diesmal mit seinen Waaren alsbald nach Indien zum Großmogul zu gehen, einige Kunde haben. Solche auserwählte Kostbarkeiten und Kaufmannswaaren, wie sie Tavernier auf all seinen Reisen nach Persien mitgebracht hatte, waren noch durch keinen andren europäischen Handelsmann in das Land und in die Schatzkammer des Königes gekommen; Paris zeichnete sich schon damals, vor allen Städten der Erde durch seine geschmackvollen Erzeugnisse für die Pracht der Fürstenhöfe, und zur Belustigung der Augen aus. Ueberdies hatte man seit länger als 30 Jahren an diesem Franken einen Mann kennen gelernt, der sein Geschäft in redlicher Weise, fern von allen Betrügereien betrieb; man hatte aus seiner Hand immer die solidesten, besten Waaren und verhältnißmäßig zu annehmlichen Preisen erhalten; an seinem Gold wie an den Edelsteinen hatten die Probirmeister niemals etwas zu tadeln gefunden. Tavernier war schon bei Schach Sasi, dem Vater des jetzigen Königes beliebt gewesen, hatte als Augenzeuge dem feierlichen Einzuge des letzteren in seiner Hauptstadt beigewohnt und den neuen Beherrscher in Gesellschaft der andren damals anwesenden Franken begrüßt; er war ein alter, immer gern gesehener Bekannter des Hofes geworden; seine Ankunft, der Anblick der neuen Dinge, die er mit sich brachte, waren für das Königshaus jederzeit ein freudiges, gute Unterhaltung gewährendes Ereigniß gewesen. Darum bot Seine Majestät Alles auf, um dem alten Bekannten seinen diesmaligen Aufenthalt in Ispahan so angenehm als möglich, und ihn hierdurch geneigt zu machen seine Besuche in Persien noch öfter zu wiederholen sowie seine Geschäftsverbindungen mit dem Lande fortzusetzen. Es wurde dem Tavernier ein königliches Patent mit großem Siegel ertheilt, das ihm für seinen Handel in Persien von

nun an eine Befreiung von allen Zöllen und Abgaben zusicherte. Ein andres königliches Schreiben an den Gouverneur von Tauris betraf Taverniers Neffen, der nach dem Wunsch seines Oheims in dieser Stadt, im Kapuzinerkloster geblieben war, um die persische Sprache vollkommen zu erlernen. Der Schach befahl dem Gouverneur in diesem Schreiben, daß er sich des Knaben, als seines Hausgenossen annehmen und ihn als einen Schützling des Königes achten solle. Ein drittes Schreiben war an den Chan von Schiras gerichtet und verordnete, daß der Chan, wenn der Reisende durch seine Stadt käme, denselben mit drei Fudern guten Weines, für seine Fahrt nach Indien versehen solle.

Mit einer Art von Eifersucht kaufte der Schach von dem, was Tavernier an Schmuck- und Kunstsachen mit sich gebracht hatte und ihm sehen ließ, alles das zusammen, was am meisten nach seinem Geschmack war, und es mochte ihm nicht wenig schmeicheln, daß er vor dem Großmogul die Auswahl hatte. Solcher hoher Ehren als diesmal unsrem Reisenden am persischen Hof widerfuhren, durfte sich bis dahin kaum ein andrer Franke, selbst keiner der Gesandten auswärtiger Höfe rühmen. Außer dem gewöhnlichen Ehrenkleid wurde ihm von dem Schatzkanzler, bei feierlicher Versammlung des Hofes und der anwesenden Fremden ein köstlicher Mantel angelegt; er hatte sehr oft die Ehre mit dem König an seiner Tafel zu speisen und den nächtlichen Trinkgelagen desselben beizuwohnen, wobei er als trefflicher und dabei dennoch feiner Gesellschafter alle Gäste durch seine Erzählungen und selbst durch das Singen alter französischer Volkslieder unterhielt. Der König suchte indeß die Gegenwart des wohlunterrichteten Mannes noch auf andre Weise zu benützen. In geheimem Gespräch zog er von ihm Erkundigungen ein über die Macht und die politischen Ver-

hältnisse der europäischen Staaten, namentlich über den Zustand des türkischen Reiches; über den geselligen Verkehr, über die Sitten und das Familienleben der europäischen Christen so wie andrer Völker, mit denen der Reisende genauere Bekanntschaft geschlossen hatte. Die Weise, in der jener damals in der Blüthe des Mannesalters stehende Herr fragte, zeugte von eben so viel Verstand als Eifer sich zu belehren; Taverniers offne, unbefangene Antworten, seine treuen, wahrhaften Berichte, untermischt mit Zügen von heitrer, belustigender Art, gewährten dem Fürsten einen Genuß, dergleichen ihm wohl selten in seinem Leben mochte geboten worden seyn.

Vom 20ten Dec. 1664 bis zum 24ten Febr. 1665 verweilte unser Reisender in Ispahan. Nur in den tiefer gelegnen Ebenen und Thälern kündigte sich der Frühling durch das hervorbrechende Grün der Wiesen und Saatfelder an, auf den Höhen herrschte noch selbst im März der Frost des Winters mit seinem Eis und Schnee. Man pflegt, wenn die Massen des Schnees zu häufig sind und das Wetter ungünstig ist statt des näheren Weges über das Gebirge einen andren, der sich in der Nähe des Flußthales hinzieht, von Ispahan nach Schiras einzuschlagen. Diese auch im Winter und während der stürmischen Witterung gangbare Straße, ein Werk des oben erwähnten trefflichen Kuli Chan, des Gouverneurs von Schiras führt an einem der herrlichsten Denkmäler der altpersischen Baukunst, an den Ruinen von Persepolis vorüber, das bei den Persern den Namen Tschilminar (vierzig Säulen) führt.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin eine Aeußerung unsres ehrlichen alten Reisenden über die bewundernswürdigen Bauwerke von Persepolis so wie über die asiatische Baukunst im Allgemeinen anzuführen, weil jene

Aeußerung für die Charakteristik des Mannes sehr wichtig und mithin für unsre biographische Skitze von Bedeutung ist. Sie mag uns lehren, wie selbst ein socher redlicher, in seinen Beschreibungen des Gesehenen genauer und gründlicher Beobachter, dessen Urtheil großentheils so gesund und richtig ist, in Beziehung auf Dinge, die nicht nach seinem Geschmack sind und für welche sein Blick nicht gemacht ist, wie mit Blindheit geschlagen seyn könne.

Was der Maaßstab sey, den Tavernier bei Beurtheilung der Werke der Baukunst anlegt, das lehrt uns eine Stelle am Schluß seiner persianischen Reisebeschreibung. Er sagt dort von den Asiaten: „sie verstehen auch keine Baukunst, wie man denn in ganz Asien kein einziges so prachtvolles Gebäude findet, dergleichen der Louvre in Paris und so mancher Königspallast in Frankreich ist.“ Ueber Persepolis und seine Denkmäler wollen wir des Contrastes wegen, vor dem Urtheil unsers alten Reisenden und Lobredners der modern französischen Palläste-Bauart, das eines vielseitig gebildeten, kenntnißreichen Reisenden, des Baron C. A. v. Bode vernehmen*). Der Beschreibung des zuletzt Genannten, von welcher wir hier einen kurzen Auszug geben, merkt man es an, welch hohen Genuß ihm das Verweilen in der Gegend von Persepolis und in der Mitte seiner in Trümmern liegenden, alten Herrlichkeit gewährte.

Die Natur hat nach Bodes Schilderung Alles für diesen Landstrich gethan, um ihn zu einem der lieblichsten, sinnlich genußreichsten der Erde zu machen. Zwei kesselartige Thäler, nach allen Seiten hin von Bergen umgürtet, das eine von Osten, das andre von Westen sich absenkend,

---

*) M. v. das Werk desselben: Travels in Luristan and Arabistan. London 1845.

vereinen sich hier zur gemeinsamen Ausmündung nach Südosten hin, in das tiefere, einen See umfassende Thal. Durch das eine, östliche der vorhin erwähnten beiden Thäler, welches zugleich das längere ist, strömt der Murgabfluß (der Medus der Alten) durch das andre, westliche der Araxes. Außer diesen beiden Flüssen wird der meist wellenförmig hügliche Grund der beiden Thäler von mehreren Bächen und Quellen getränkt und von Kanälen durchzogen, deren Wasserfülle nach allen Richtungen hin ein kräftiges Grün der Wiesen hervorruft, auf denen hin und wieder die Stuten von edler Herkunft mit ihren Füllen zur Weide gehen. Wo jetzt nur Wiesen und Weideplätze sind für das Vieh, da waren einst Gärten und Felder; zwischen ihnen zerstreut erhuben sich die Wohnstätten eines im Vollgenuß dieser reichen Natur lebenden, kunstreich bauenden Volkes. Innerhalb dem Umfange jener beiden Thäler, deren längste Ausdehnung von Ost gegen West kaum 16 geographische Meilen, die Breite kaum halb so viel beträgt, finden sich außer den mit Recht vielgepriesenen Ruinen von Persepolis so viele Höhlengräber und Tempelgrotten, so manche mit uralten Schriftzügen und halberhabenen Figuren verzierte Felsenwände, prachtvolle Säulen und Opferaltäre, daß noch jetzt ein Reisender des von seinen Vorgängern Unbeschriebenen so viel finden würde, daß er damit ein ganzes Werk, reich an interessanten Abbildungen, zu füllen vermöchte. Außer den von außen herrlich verzierten Königsgräbern, welche so hoch in die vormals wenigstens glatt abfallende Felsenwand eingehauen sind, daß man sich, was den Reisenden nur bei zweien derselben bisher möglich war, an Seilen, von den vorauskletternden Eingebornen hinaufziehen lassen muß, sind es vor allem die Säulen der hehren Tempelgebäude und Königspalläste von Persepolis, welche die Bewundrung

der Kenner an sich ziehen. Ursprünglich wurde dieses Gebäude von 72 Säulen getragen. Als Pietro de la Valle im Jahr 1621 hierher kam, stunden noch 25 dieser grossartigeu Säulen aufrecht, Mandelslohe im J. 1638 (und wahrscheinlich auch unser Tavernier) fanden nur noch 19, Kämpfer im J. 1696, sowienoch Niebuhr im J. 1765 zählten 17, H. v. Bode nur noch 13. Aber auch nach andren Seiten der unvergleichbar merkwürdigen Ruinenstadt werden noch viele Gruppen der niedren Säulen unverletzt gefunden, und den Felsenwänden, mit ihren grossentheils noch unenträthselten Inschriften, so wie mit ihren halberhabenen Figuren, deren Zahl v. Bode auf 1300 schätzt, konnte weder die barbarisch neidische Verheerungssucht Alexanders des Macedoniers noch das Erdbeben bisher den Untergang bringen; ein Kenner und Forscher des Alterthumes und seiner grossartigen Baukunst fühlt sich von alle dem, was er hier sieht, so mächtig angezogen und von der Majestät eines denkenden, kunstreich bildenden Geistes der fernen Vorzeit so gewaltig ergriffen, daß ihm der Eindruck, den die Betrachtung der Ruinen von Persepolis machte, für immer ein unverlöschbar tiefer bleiben wird.

Hören wir nun auch die hausbackene Beschreibung, welche unser guter, alter Tavernier, befangen in den Bildern des französischen Baustyles aus Ludwigs XIII und XIV Zeiten von den Ruinen und Königsgräbern der Gegend von Persepolis giebt.

Wenn man, so sagt er, jenseit des Flusses ist, kommt man zu schönen fruchtbaren Feldern, welche von vielen kleinen Bächen durchzogen werden. Jenseit eines Berges, über welchen die Straße führt, kommt man nach Tschilminar, wo ich mehrmalen war, namentlich das eine Mal in Gesellschaft des Herrn Angels, eines holländischen Malers und Zeichenlehrers Schach Abbas II. Dieser Künstler hielt

sich über 8 Tage lang in der Gegend von Tschilminar auf und zeichnete alle daselbst vorkommenden Alterthümer ab. Er versicherte mich aber, daß er diese Zeit für eine sehr übel angewendete halten müsse, denn es verlohne sich nicht der Mühe an die Abzeichnung dieses alten Gerümpels auch nur eine Viertelstunde zu wenden. Und was sieht man auch dort als alte Säulen, davon manche noch stehen, andre aber liegen, nebst etlichen nicht besonders schön ausgearbeiteten Figuren und mehreren kleinen viereckigen, dunklen Kammern. Ich, nachdem ich die merkwürdigsten Pagoden in Indien gesehen, kann mir nichts anders einbilden, als daß Tschilminar (Persepolis) vormals ein hölzerner Götzentempel gewesen sey, denn wegen des vielen hier fließenden Wassers konnte kaum ein andrer Ort in Persien so geschickt zur Anlegung eines Götzentempels sein als hier dieser. Die kleinen Kammern sind dann Aufenthaltsorte der Pfaffen gewesen, darinnen diese (wie wohl noch jetzt die Derwische thun) im Dunklen gespeist haben, damit keine hineinfallende oder darauf fliegende Mücke ihren gekochten Reis und ihr Obst verunreinigen möge.

In der That ein Urtheil das uns in seiner ganzen Art und Haltung an das unsrer neueren Kritiker erinnert, wenn sie mit ihrem hausbackenen Verständniß über Dinge sprechen, die noch viel weiter außer dem Kreise ihres Geschmackes und Verstehens liegen als die Schönheiten und die Bedeutsamkeit der Ruinen von Persepolis außer dem Bereich der Einsichten Taverniers, weil jene Dinge, an denen die Kritik vorüberzieht, von ungleich höherer Art und tiefsinnigerer Bedeutsamkeit sind als alle noch unenträthselte alte Inschriften zu Tschilminar, ja als alle Wunderwerke der alten wie der neuen Menschenkunst.

Besser als auf den für seine Einsicht zu „mystischem" Tiefsinn der alten Denkmale von Persepolis, an denen

selbst die Inschriften, die man vorher als unbedeutende, willkührlich erfundene Zierrathen kaum beachtet hatte, neuerdings ein Schlüssel geworden sind zum Eröffnen einer Schatzkammer uralt historischer Kunde, verstund sich unser wackrer Handelsmann auf die Schönheiten von Schiras, welche mehr nach seinem Geschmack waren. Er hatte Schiras schon mehrmalen und in verschiedenen Jahreszeiten gesehen, in der Mitte ihrer Wein- und Obstgärten, aus denen dickstämmige Cypressen zu einer Höhe emporragen, in welcher man kaum anderwärts sie finden kann. Schiras ist eine Stadt des reichsten Genusses für alle Sinne, sie ist dies durch ihre Lage, durch die liebliche Milde ihres Klimas, durch den Duft der aus den Gärten voll immerblühender Rosen und des ächten Jasmins sich verbreitet, sie ist es durch ihren köstlichen Wein und die Fülle ihrer wohlschmeckenden Früchte. Selbst in den Gassen der Stadt, wo die Fabriken des Rosenwassers, des kostbaren Rosenöles und andrer Parfümerien sind, spürt man den Geruch der blühenden Gärten und bei Abend hallen diese Gassen so wie die freien Plätze und Gärten von dem Gesang und Saitenspiele, wie von den Tönen der Flöten wieder, denn Schiras ist seit alten Zeiten eine Heimath der Dichtkunst und des Gesanges. Die Ebene, auf der die Stadt mit ihren Gärten sich ausbreitet, lehnt sich nach mehreren Richtungen hin an Berge, zum Theil mit schattigen Wäldern an, von deren Abhängen Quellen und ein kleiner Fluß herabströmen, der in einen See seinen Auslauf nimmt. Jene Quellen, von hohen Cypressen umgeben, sind ein Vergnügungsort der Einheimischen wie der Fremden, welche dort am Genuß des reinen frischen Wassers sich laben; einige Derwische haben da ihren beständigen Aufenthalt, welche in stolzer Ruhe ihren Tabak rauchen und der Würde

ihres Standes so eingedenk sind, daß sie selbst die Annäherung eines Königes nicht zum Aufstehen von ihrem Sitze bewegen könnte. Einige Ursachen zu diesem Selbstgefühl ihres Standes haben allerdings die Derwische von Schiras vor andren Leuten ihrer Art voraus, denn diese Stadt war der Wohnort und ist der Begräbnißplatz der gepriesenen Dichterkönige und Derwische, des Sadi wie des Hafiz. Aus Schiras wird, außer dem Wein und andern Fabrikaten eine ungemeine Menge von Früchten, meist in Essig eingemacht, bis nach Ostindien versendet, denn die Bewohner dieser Gegend sind in der Kunst des Einmachens und Aufbewahrens der Früchte vor Andren berühmt. Und es gedeihen hier alle die besten Früchte der gemäßigten Zone, denn die Gebirgsluft mäßigt die Hitze des Sommers und während des Winters fällt öfters Schnee in Menge, welcher freilich eben so schnell wieder hinwegthaut als er kam. Von den herrlichen Trauben der Gegend wird ein großer Theil zu einem Mus versotten, welchen das strenger am Gesetz haltende Volk, mit Wasser verdünnt, zu seiner Erquickung genießt. Der Wein, meist durch die Juden bereitet, wird in Flaschen versendet, von denen die hiesigen ansehnlichen Glashütten große Vorräthe erzeugen.

In Schiras war bei der Abreise unsres Tavernier, im März, der Frühling erst im Beginnen; wenig Tagereisen führten denselben in eine Gegend der tiefer gelegenen Küstenebene, wo die Hitze und mit ihr die Trockenheit schon so groß waren, daß die Ziegenhirten mit ihren Herden heraufzogen nach dem kühleren Bergland. Statt der köstlichen Früchte gab es da nur Vorräthe von Teichnüssen (**Trapa**) die aus einzelnen Seen während des Spätherbstes und Winters gesammelt werden und dem Volke der Gegend, gleich dem von Kaschmir, ein schmackhaftes, gesundes Gericht gaben, wel-

ches, nebst der Ziegenmilch, seine Hauptnahrung bildet. Hin und wieder giebt es auf dem Wege von Schiras nach Lar eine solche Menge Vögel, namentlich aus der Familie der Rebhüner, daß, wenn sie auffliegen, ihre Schaaren eine ganze Wolke bilden; sie mögen dem Lande durch Vertilgung der Heuschreckenlarven eben so nützlich als durch ihr wohlschmeckendes Fleisch den Reisenden angenehm seyn.

In Lar, der vormaligen Königsstadt von Laristan diente zu Taverniers Zeiten die ansehnliche Vestung zu einem Staatsgefängniß, darinnen Männer von fürstlichem Geblüt verwahrt und ziemlich anständig behandelt und versorgt wurden. So groß auch in Lar die Hitze des Tages ist, sind die Nächte dennoch sehr kühl, obgleich ihre Ruhe durch die Schwärme der kleinen Stechmücken sehr gestört wird. Die größere Zahl der Stadtbewohner sind Juden, berühmt durch ihre Seidenwebereien und durch die Fertigung schöner Gürtel. Auf dem Wege von Lar nach Bender Abassi geht die Straße über einen langen Steindamm, welcher durch den feinen Sand und in Verbindung mit zwei trefflich gebauten ansehnlichen Brücken über einen Fluß mit salzigem Wasser hinführt. Durch dieses kostspielige Bauwerk hat sich ein Perser, der aus dieser Gegend gebürtig, bei dem König von Golconda, als Befehlshaber seiner Truppen zu hohen Ehren gelangt war, sehr verdient gemacht, denn da in den feinen Sand der Fußtritt der Menschen und noch mehr der der Lastthiere so tief einsinkt wie in lockren frischgefallenen Schnee, geschahe es öfters, daß in demselben einzelne Reisende mit ihren Thieren, als wären sie in Schlamm versunken, stecken blieben und, wenn ein Lufthauch von oben her Wolken des Flugsandes über sie hintrieb, darin ersticken mußten. Jener edle Perser wendete den größesten Theil seiner Einkünfte im

fremden Dienst, eine Reihe von Jahren durch, zum Einkauf indischer Waaren an, die er nach Ormus sendete, dort verhandeln und von dem gemachten Gewinn Schaaren des armen Landvolkes um verhältnißmäßig reichen Lohn dingen ließ, damit sie auf ihren Eseln Steine zum Damm- und Brückenbau, zum Theil aus weiter Ferne herbeiführten. Jenseits dieses durch Menschenfleiß gangbar gemachten Passes, führt der Weg nach Bender Abassy durch eine Landschaft, welche durch die Menge ihrer Palmen einem Lustwalde gleicht und an Felsen sich hinzieht, durch deren Engthäler, welche den labyrinthischen Gängen eines Irrgartens gleichen, nur der einheimische Ziegenhirt einen Ausweg findet.

Mit dem fruchtbaren Küstenlande bei Gomron oder Bender Abassy bildet die vulkanische Insel Ormus einen traurigen Contrast. Da ist nirgends ein Grün zu sehen; der Boden der Insel ist weiß wie von Schnee, mit Salz überzogen, welches die Quellen absetzen, deren Wasser das Auge des durstenden Fremdlinges täuscht, weil es eben so wenig trinkbar ist, als das Wasser des Meeres oder der Salinen. Außer dem reinen Quellsalz erzeugt die Insel nur Schwefel und enthält einige Lager von Eisenerzen; die Bewohner müssen sich mit dem Regenwasser ihrer Cisternen und mit den Lebensmitteln behelfen, welche von der Küste her ihnen zugeführt werden. Dennoch war diese öde Insel, seitdem die Portugiesen im Jahr 1507 sie eingenommen hatten, ein wichtiger Stapel- und Handelsplatz geworden und auch nachdem Abbas I im J. 1622 mit Hülfe der Engländer sie wieder erobert hatte, war ihr noch, als Tavernier hieher kam, ein Rest ihres vormaligen Handelsverkehres geblieben, der sich bis zu unsren Tagen, wo sie zur Herrschaft des Imams von Mascat gehört, nicht ganz verloren hat.

Ormus ist von der Küste nur 2 Meilen weit entfernt und das Meer hat hin und wieder seichte Stellen. Ein englischer Soldat, der zu Ormus in persischen Diensten stund, und welcher, als das Heimweh ihn übermannt hatte, keine andre Möglichkeit sahe, von der Insel, wo er wie ein Gefangener beobachtet war, hinwegzukommen, gieng ins Meer, anscheinend um zu baden. Man wußte, daß er ein guter Schwimmer war; daß er jedoch, nur mit einem Leintuch um die Hüften bekleidet, 2 Meilen weit, in beständiger Gefahr von den Haifischen verschlungen zu werden, an das Festland schwimmen werde, das vermuthete Niemand. Aber er wagte es, und das Wagstück gelang, da ihm mehrere seichte Stellen Punkte zum Ausruhen gewährten. Sein Glück wollte, daß er an der Küste Europäer, unter ihnen unsren, gerade damals noch in Gomron verweilenden Tavernier traf; diese erstatteten dem englischen Consul über seinen hilfsbedürftigen Landsmann Bericht und der Consul sendete alsbald Kleider aus der Stadt hinaus, mit denen angethan der rüstige Schwimmer in die Stadt kam, von wo er heimlich auf ein englisches Schiff flüchtete, das ihn in Sicherheit brachte. In Ormus mochte man denken der kühne Schwimmer sey in dem Rachen eines Haifisches umgekommen. Wir übergehen mit Stillschweigen den Bericht über einen bösen Streich, welcher unserm Reisenden in Bender Abassy gespielt wurde, wo man demselben ein Paquet mit Briefen, das der englische Consul ihm für Surate mitgegeben, entwendet und statt dessen ein ähnliches Paquet mit weißen Papieren in den Mantelsack gesteckt hatte. Die damalige kriegerische Stellung Englands hatte diese tadelnswürdige Kriegslist veranlaßt, durch deren Folgen Tavernier für diesmal von der Reise nach Golkonda abgehalten wurde. Statt dessen gehen wir sogleich zur Be=

schreibung der gewöhnlichen Seefahrt von Persien nach Indien über.

Die Schiffe, welche von Ormus nach Indien gehen, nehmen insgemein ihren Weg an der arabischen Küste hinab über Mascat. Für den damaligen Handelsverkehr war Tattah am Indus ein wichtiger Ort, an welchem viele europäische Kaufleute einen Theil ihrer europäischen Waaren absetzten. Diese Stadt, welche bei der Eroberung von Sind durch die Beludschen (im J. 1779) in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, trägt noch jetzt die Spuren ihrer vormaligen Größe und Herrlichkeit in mehreren, zum Theil unzerstört gebliebenen Bauwerken an sich. Zu Taverniers Zeiten breitete sich das Reich des Großmoguls auch über dieses Gebiet aus, in Tattah war eines jener Zollämter, wo man von allen Waaren ihrem Werthe nach einige Prozente, dazu auch alles Gold und Silber, das man bei sich trug, an die Münze abgeben mußte, wo dasselbe in Münzen des Landes, mit dem Gepräge des eben laufenden Jahres wie des regierenden Herrn verwandelt und in dieser neuen Gestalt dem Eigenthümer zurückgestellt wurde. An dem schon vorher zu Gelde geprägtem Gold oder Silber verlor man dabei nur das Münzerlohn, das jetzt der dortigen Landesregierung zu gute kam, die Zollbedienten aber giengen diesem kleinen Gewinn mit solcher Begierde nach, daß sie alles Eigenthum der fremden Kaufleute bis ins Kleinste durchforschten, um das etwa verborgene Geld zu finden. Es trat hierbei die List der Einheimischen mit jener der Fremden in einen Kampf, der selbst von der dortigen Regierung als ein Glücksspiel betrachtet wurde, wobei der Eine oder der Andre verlieren kann. Denn der fremde Kaufmann, den man auf einem Unterschleif ertappte, wurde darum, wenn er nur kein falsches Geld mit inländischem Gepräge, sondern

ächte Gold- oder Silbermünzen bei sich führte, nicht hart angelassen, eben so wenig als ein Spieler, der den Satz, den er auf seine Karte legte, verliert, er mußte aber statt eines Prozentes zwei, oder bei der höchsten Auflage statt fünf zehn bezahlen, während er, wenn seine List ihm glückte, ein oder fünf Prozente gewann. Nicht die andren Kleider, wohl aber die Perücken, welche die damaligen Europäer, wenn sie als Leute von Stande gelten wollten, als Kopfputz trugen, waren vor den Durchforschungen der Zolldiener sicher und diese Scheu der Mohamedaner vor den christlichen Perücken wurde von den Franken öfters zur Verbergung ihrer Ducaten und Louisdors benutzt. Man durfte sich indeß bei der großen Achtung, in der die Franken, namentlich während der Regierung des Schach Dschihangir (Gehan) in Indien stunden, noch sonst manche Freiheit gegen die Zollbedienten herausnehmen, ohne eine Ahndung befürchten zu müssen.

Die englischen Capitäne hatten schon damals vor Andren die Vergünstigung vom König erhalten, daß sie, wenn sie von ihrem Schiff ans Land giengen, nicht durchsucht werden sollten. Demohngeachtet hatten die Zöllner von Tattah einen solchen genöthigt, sich der strengen Durchsuchung zu unterwerfen, man hatte ihn aber, da er nur wenig Geld für kleine Ausgaben in der Stadt bei sich trug, ungesäumt wieder entlassen. Der Engländer jedoch, der diese Verletzung des königlichen Versprechens als eine Beleidigung der Ehre seiner Nation betrachtete, beschloß, statt sich höheren Ortes zu beklagen, den erlittenen Schimpf nur durch einen andren Schimpf, unmittelbar an den Mauthleuen zu rächen. Er ließ sich auf seinem Schiff ein Spanferkel braten und dasselbe mit seiner fetten Sauce in eine

porzellanene Schüssel legen, welche sammt ihrem Inhalte sorgfältig in eine Serviette verhüllt war. Er steigt ans Land, ein Sklave trägt die Schüssel hinter ihm her. Da er ans Stadtthor kommt, zu der Zollbude, darinnen der Münzmeister und Zollamtscapitän auf dem Divan saßen, heißen diese beiden ihn Halt machen und mit dem Sklaven in die Bude hereintreten, damit man den Inhalt der Schüssel untersuchen könne. Er versichert, die Schüssel enthalte nichts Mauthbares, denn Eßwaaren seyen von Abgaben frei. Man läßt diese Ausrede nicht gelten und je heftiger der Engländer darauf dringt, daß man mit seiner von Abgaben freien Waare ihn ungehindert verbeilassen möge, je mehr er schreit, das was unter der Decke sey, das dürften sie ein vor allemal nicht anrühren, desto eifriger bestehen die andren darauf, den Inhalt der Schüssel, in welchem sie nach solcher angelegentlichen Abwehr des Franken etwas Besonders vermuthen, zu durchforschen. Endlich tritt der Engländer mit der Schüssel, die er dem Sklaven abnahm, in die Zollbude hinein. Die Mauthner, zornig über den langen Widerstand, verweisen mit lautem Geschrei auf ihr Recht, von den Waaren Zoll zu nehmen; er mit eben so lautem Geschrei auf das Recht die Eßwaaren frei in die Stadt zu bringen. Der Streit wird heftig, der Engländer wirft ihnen endlich die Schüssel nach abgehobener Decke auf den Boden hin, so daß die Brühe mit ihrem Fette auf den Teppich, den Divan und das Gewand der beiden Oberzöllner herausspritzt. Vergeblich war ihr Aerger; der Franke hatte sie davor gewarnt, ihre Finger nach seiner Waare auszustrecken, und den Engländern, das wußten sie, mußte Vieles nachgesehen werden. Da ihnen, als Mohamedanern, Alles was vom Schweine kommt, eine Verunreinigung und ein Gräuel ist, mußten sie die Gewänder, Teppiche und

Decken des Divan als für immer verunreinigt, von sich werfen ja selbst die Bude mußte erneut werden.

Unser Reisender, da ihn sein Handelsgeschäft diesmal zunächst nach dem Hofstaat des Großmoguls, nach Agra führte, schiffte sich, wie er dies schon auf seinen früheren Reisen nach Indien gethan, in der Bai von Cambay aus und trat dann den Landweg über Ahmedabad nach Agra an.

Als er auf einer seiner ersten Reisen, im J. 1642, in Ahmedabad war, trug sich dort ein eigenthümlicher Rechtshandel zu, der von zwei Elternpaaren um ein Kind geführt wurde, das jedes von beiden als sein eignes behalten und erziehen wollte. Das dortige Landvolk, Männer wie Frauen pflegen über den Fluß, der nahe bei der Stadt seinen Lauf hat, und über welchen damals nur durch einige Fahrzeuge, nirgends aber durch eine Brücke der Uebergang möglich war, so hinüber zu setzen, daß sie einem mit Luft gefüllten Schlauch sich vor die Brust binden und dann mit Händen und Füßen sich fortrudern. Wenn sie ein Kind bei sich haben, dann wird dieses in einen nach unten weiteren nach oben etwas enger zulaufenden Topf gesetzt, dessen Mündung etwa eine Querhand hoch über das Wasser herausragt und die Eltern schieben dieses irdene Fahrzeug mit den Händen vor sich her. Ein Bauer und sein Weib schwammen eines Tages auch, in der eben beschriebenen Weise über den Fluß, ihr zweijähriges Kind saß in einem Topfe, aus dem es nur mit dem halben Kopfe herausragte und den der Vater im Schwimmen mit sich fortbewegte. Der vom Regen angelaufene Strom hatte in seiner Mitte eine Sandbank angesetzt, die sich um einen großen, von der Fluth entwurzelten Baum gebildet hatte, an diese trieb der Bauer, um ein wenig auszuruhen, den Topf mit dem Kinde hinan. Indem er jedoch dem untern Ende des Baumes

sich nahte, sprang aus den über das Wasser hervorragenden Wurzeln eine große, giftige Brillenschlange hervor und zu dem Kind in den Topf hinein. Im ersten Schrecken hatte der Vater seine Hand vom Topf zurückgezogen, die Fluth ergriff diesen und trieb ihn stromabwärts; die Eltern halb ohnmächtig vor Angst und Schmerz sahen wehklagend dem Kinde nach, das schon durch die Schlange eine sichere Beute des Todes schien. Da geschahe es, daß ein Baniane und sein Weib, zwei Meilen unterhalb des Ortes, wo die Sandbank war, so eben in dem Fluße die Ceremonie der Abwaschung vor der Mahlzeit verrichteten, sie sehen den Topf mit dem halb hervorragenden Kopfe des Kindes in ihre Nähe kommen, der Baniane springt hinzu und zieht das irdene Fahrzeug ans Land. Sein Weib mit ihrem Kinde, das neugierig ihr gefolgt war, tritt hinzu und will den kleinen Fremdling aus dem Topf hervorziehen, da springt aus diesem die Schlange heraus, windet sich um ihr eignes Kind und versetzt diesem einen so gefährlichen Biß, daß es nach wenig Augenblicken stirbt. Das fremde Knäblein indeß war ganz unverletzt geblieben; die Eltern des verstorbenen, nachdem der erste Schmerz vorüber ist, sehen darin eine wunderbare Fügung Gottes, der ihnen statt des verlornen ein anderes Kind schenken wollte; sie nehmen den Kleinen in ihre elterliche Obhut und Pflege. Nach einiger Zeit erfährt aber auch der eigentliche Vater, was mit seinem Söhnchen sich zugetragen habe, er kommt zu der Hütte des Banianen und will sein Kind mit sich nehmen. Die Pflegeeltern wollen dies schlechterdings nicht zugeben, denn, so sagen sie, das Kind sey ihnen von Gott wunderbar zugeführt worden; es gehöre ihnen nach göttlichem Rechte an, um so mehr da die Rettung desselben den Tod ihres eignen Kindes nach sich gezogen habe. Es entspann sich

zwischen den beiden Eltern ein Rechtshandel, der endlich bis zu dem Thron des Königes kam, welcher den Ausspruch that, daß man den Knaben seinen rechtmäßigen Eltern zustellen solle.

Indien und seine Bewohner sind, seitdem England über sie seine Herrschaft ausgebreitet hat, uns Europäern so bekannt geworden, als irgend eines unsrer nachbarlichen Länder und Völker. Wir heben deshalb aus Taverniers indianischer Reisebeschreibung nur das hervor, was die mächtige Verschiedenheit des älteren, unter seinen einheimischen mohamedanischen und heidnischen Herrschern, und des jetzigen unter dem Schirm einer gesetzmäßig regierenden, christlichen Macht stehenden Indiens in etwas anschaulich machen kann. Zugleich giebt uns auch ein Vergleich der damaligen Reichthümer des Großmoguls mit der Armuth des jetzigen ein merkwürdiges Beispiel von der Unbeständigkeit selbst einer solchen Herrlichkeit der Erde, welche ihren gewaltthätigen Fuß, wie es schien, für immer fest, auf das Haupt und den Nacken so vieler Völker gesetzt hatte.

Tamerlan, der Erschütterer der morgenländischen Throne, der mächtig große, gekrönte Raubmörder, nachdem er als Andenken an seine Kriegszüge in allen Ländern, durch welche er diese führte, Brandstätten und Trümmer der vormals mächtigen Städte und modernde Gebeine ihrer friedlichen Bewohner hinterlassen, hat sein Grabmahl zu Samarkand im Lande der Usbekischen Tataren, wo er im J. 1404 starb. Unter einigen seiner besseren Nachfolger erblühte dort eine höhere wissenschaftliche Bildung und mit ihr zugleich ein friedlicher Wohlstand des Landes. In einem aber aus seinen Nachkommen, in Sultan Babur lebte der kriegerische Geist des furchtbaren Ahnherrn von neuem auf; wie dieser wollte er fremde Fürstenthrone stürzen, um auf ihren Trümmern

den eignen zu errichten. Er wendete seine Eroberungszüge, angelockt durch die Schätze dieser reichsten Länder der Erde, nach Indien, und nachdem er den Thron der früher denn er hier eingedrungenen Mongolen gestürzt hatte, unterwarf er sich alle die einzelnen Reiche, aus denen er den neuen Staat der Großmogule bildete, in deren Reihe er der erste war. Er starb im J. 1530 und nach ihm besaß 22 Jahre lang (bis 1552) sein Sohn Humajum, der Glückliche genannt, den Thron des neuen Reiches.

Dieses wuchs und erstarkte an innrer Festigkeit und an Wohlstand unter der ruhmwürdigen, weisen Regierung Akbars des Großen, Humajums Sohne, welche zum Glück des Landes und seiner Bewohner eine sehr langdauernde (43jährige) war, denn der große Akbar lebte bis 1605. Sein mächtiger Geist wußte all die Völker, die seinem Scepter unterworfen waren, seit vielen Jahrhunderten getrennt durch die Verschiedenheit ihrer Religionen, ihrer Verfassungen und Sitten, zu einem wohlgeordneten Ganzen zu vereinen, welches gleich einem Koloß aus Felsen gehauen, dazu gemacht schien, allen künftigen Stürmen, allen Anläufen der Feinde von außen Trotz zu bieten. Noch jetzt zeugen die Kunststraßen, welche Akbar über das Hochgebirge bis nach Kaschmir aushauen und bahnen lassen, zeugen die festen Thürme und Burgen von der Neues begründenden, allbesiegenden Kraft dieses Mannes, der von allen Herrschern der asiatischen Reiche gefürchtet und geehrt, von den vielen Millionen seiner Völker als ein Fürst geliebt und geachtet war, welcher das Recht zwar mit Strenge übte, neben diesem Recht aber auch eine wohlwollend väterliche Milde walten ließ, das Talent zu erkennen und zu ehren wußte, Wissenschaften und Künste begünstigte und den Wohlstand wie das Glück seiner Länder zu fördern suchte.

Nach Akbars des Großen Tode regierte in hohem äußren Glanze und in ungestörtem Besitz der Macht sein Sohn Selim, mit dem Beinamen Schah Dschihanguir, „Kaiser und Eroberer der Welt" bis 1627. Der zweite Sohn von diesem Churremschah, der den bescheidenen Titel Dschah Schihan, „König der Welt" annahm, hatte seine mit dem Blute des blinden Bruders befleckte Hand gewaltsam nach dem Throne ausgestreckt, indem er seinen Neffen, den Sohn des älteren Bruders, dem der Thron gebührt hätte, von diesem verdrängte und zur Flucht in ein fremdes Land nöthigte. Seine mehr denn 30jährige überaus milde, friedliche Regierung ließ jedoch seine Unterthanen dieses Vergehen ihres Fürsten vergessen, um so leichter, da man die Schuld mehr seinem ehrgeizigen Schwiegervater Asuf Chan, dem unwürdigen Günstling und Vertrauten des Dschihanguir zuschrieb, als dem König Dschah Schihan selber. Tavernier kam auf seinen ersten Reisen nach Indien an den Hof dieses für die Fremden wie für seine Unterthanen leicht zugänglichen, herablassend freundlichen Herrn, und ging immer befriedigt aus seiner Nähe hinweg. Doch war derselbe in andrer Hinsicht keinem Akbar dem Großen zu vergleichen, denn er ließ manche Ungerechtigkeiten geschehen, manche Verbrechen seiner Großen ungeahndet, wenn die Schuldigen durch große Geschenke seine Günstlinge und Rathgeber bestochen, vor allem auch die Fürsprache seiner Lieblingstochter Begume erkauft hatten, welche gleich einer Königin im Lande waltete. Ueberdies sagte man auch dem gegen Andre, noch mehr aber gegen sich selber nachgiebig schwachen Fürsten Dinge nach, welche selbst die der Sinnenlust günstigen Gebote des Islam als schandbar bezeichnen.

Dieser Dschah Schihan, mit dessen Geschichte Tavernier, vielleicht unter allen europäischen Zeitgenossen am meisten ver-

traut war, hatte namentlich gegen seine Kinder eine verzärtelnde Nachsicht geübt, welche, abgesehen von dem geheimnißvoll zweideutigen Verhältniß zu der Tochter Begume, nur bei dem erstgebornen der Prinzen, bei Daracha eine Gegenliebe erzeugt hatte, die dem Vater treu blieb bis zum Tode; eine Gesinnung die sich auch auf Darachas Sohn, den heldenmüthigen Jüngling Schekur in so reichem Maaße vererbt hatte, daß dieser schon frühe des großen Ahnherrn Akbars würdig erschien. Aus den andren Söhnen aber, unter ihnen am meisten aus dem talentvollen, von Gemüth aber bösartigen Orengsib (Aureng = Zeb) hatte sich die schwache Nachsicht des Vaters Geisseln erzogen, die seinem zunehmenden Alter große Schmerzen brachten. Jeder von ihnen wollte den Brüdern mit dem Leben zugleich die Ansprüche auf den väterlichen Thron rauben, dem hinterlistig tückischen Orengsib gelang dieser Anschlag am besten; er ward der Mörder seiner Brüder und Brudersöhne und ließ den alten Vater langsam, im Gefängniß dahin schmachten. Seine Regierung, obgleich er nach Antritt derselben, um die Blutschulden zu büßen, wie ein Klausner fast nur von Pflanzenkost und Wasser sich nährte, ließ in ihm mehr die innre Verwandtschaft mit Tamerlan als mit Akbar erkennen, auch Tavernier hatte von der mißtrauisch übelwollenden Stimmung des Orengsib, gegen Alle die mit ihm in Verkehr traten, Einiges zu leiden, obgleich der König dadurch, daß er ihm alle seine Kostbarkeiten und Schätze zeigen ließ, ihm ein Vertrauen bewies, das vorher wie nachher noch kaum einem andren Europäer erwiesen worden war: ein Vertrauen das übrigens weniger der Person als der großen Einsicht unsers Reisenden in der Schätzungskunde der Edelsteine galt. Nicht übertrieben ist was Tavernier über die damalige Macht des Großmoguls aussagt, daß dieser

der vielvermögendste, reicheste Monarch in Asien war, welcher als unumschränkter Herr über ein weit ausgedehntes Ländergebiet waltete, das eines der fruchtbarsten, an Menge der Bewohner wie an allen Schätzen und Kostbarkeiten des Landes und Meeres reich begabtesten der ganzen Erde ist.

Der Macht und Herrlichkeit eines solchen Fürsten entsprechend war auch in damaliger Zeit die gewöhnliche Residenzstadt des Großmoguls, das noch jetzt in seinen Ueberresten bewundernswerthe Delhi. In ihrer blühendsten Zeit und weitesten Ausdehnung mag diese Stadt eine der größesten der Erde gewesen seyn, welche gegen 2 Millionen Einwohner enthielt und alle Sinnengenüsse und Reichthümer der Erde in sich versammelt zu haben schien. Aber höher denn Alles, was Delhi, ja was Indien und was alle Fürstenhöfe der damaligen Erde an geldwerthen Kostbarkeiten besaßen, stund Das, was in dem, einer kleinen Stadt gleichenden Pallast des Großmoguls zusammengehäuft war. Im Innren dieses Pallastes fanden sich, als Tavernier hier war, sieben Throne, deren keinem, was die Verschwendung des Goldes, der Edelsteine und der Perlen betrifft, irgend ein Kunstwerk dieser Art in einem europäisch-christlichen Fürstenpallaste gleich kam. An dem größesten dieser Throne wurde der Thronhimmel, der dicht von Perlen und Diamanten ausgelegt war, von 12 Säulen getragen, welche ganz wie aus kostbaren Perlen zusammengesetzt schienen; auf ihm stund ein künstlicher Pfau, dessen radförmig ausgebreiteter Schwanz aus Sapphiren und andren funkelnden Edelsteinen zusammengesetzt war, dessen Brust ein Rubin und eine Perle von ungewöhnlicher Größe bildeten, und zu dessen Seiten zwei Blumensträuße aus Gold und Edelsteinen prangten. Der Thron, auf dessen goldnem Grund gleich Sternen des Himmels Hunderte der auserlesensten Edelsteine, namentlich der

Rubine, Spinelle und Smaragde hervorleuchteten, mit seinen 12 Säulen und seinem Thronhimmel, hatte den Herrschern, deren allmählig entstehendes Werk er gewesen, wie die Rechnungen auswiesen, eine Summe gekostet, welche $60\frac{1}{2}$ Millionen Franken gleich kam, und der sachverständige Tavernier fand diese Schätzung sehr gemäßigt. Außer diesen der allgemeinen Schau der Großen des Reiches und Aller, welche dem Großmogul bei festlicher Gelegenheit sich nahten, preisgegebenen Kostbarkeiten widerfuhr unsrem Reisenden noch die besondre Gnade, daß er auch die eigentliche Schatzkammer des Großmoguls, mit all dem Raubgut, das seine Vorfahren den besiegten Fürsten und Herren abgenommen, mit Augen sehen, in seinen Händen wägen durfte. Als er dies bei einer festlichen Gelegenheit im J. 1665 that, wobei zugleich die Blüthe des ganzen Heeres und der Fürsten des Reiches in Delhi versammelt war, da mußte ihm freilich der Ausspruch, den er bei mancher Gelegenheit gethan, daß der Großmogul der reichste, der mächtigste Herrscher der Erde sey, als eine unbestreitbare Wahrheit erscheinen.

Und was ist in unsern Tagen aus diesem mächtigsten Herrscher der Erde geworden? Vernehmen wir darüber den treuen Bericht eines der neuesten Reisenden, Leopold von Orlichs; einen Bericht der uns zugleich noch einen Abglanz der alten Herrlichkeit jener Tage wie einen letzten Schimmer der vergehenden Abendröthe, durch die treffliche Beschreibung der als großartige Ruine dastehenden Bauwerke eines Akbar und Dschihanguirs vor Augen stellt.

Das jetzige Delhi, obgleich nur ein armer Schatten der vormaligen Größe, nimmt noch immer einen Flächenraum von 7 englischen Quadratmeilen ein, während sich die Ruinen der vormaligen alten Stadt über einen Raum von

20 Quadratmeilen ausbreiten. Unter diesen Trümmern mögen manche, von mehr als tausendjährigem Alter, noch zu Bauwerken gehört haben, welche der alten indischen Hauptstadt Indoprasta zugehörten, andre, deren eine größere Zahl ist, sind aber aus jener schon späteren Zeit, da Delhi unter mohamedanischer Herrschaft stehend der Neid der Welt und nach des Reisenden Ibn Batutas Zeugniß die größeste, stärkste, prachtvollste und schönste Stadt nicht nur Hindostans war, sondern aller islamitischen Reiche des Morgenlandes. Hin und wieder mögen noch Reste zu sehen seyn von den hohen, 11 Ellen dicken Mauern, welche die eigentlich aus vier Städten zu einer vereinte Stadt umgaben oder jener Kornmagazine, darinnen man mehrere Getreidearten, namentlich Reis, 90 Jahre lang aufbewahren konnte, während die Bausteine des uralten Buddhatempels, der in eine unvergleichbar prachtvolle Moschee, neben welcher ein mächtig hoher Thurm stund, verwandelt wurde, in andre, spätere Gebäude übergegangen sind. Als der Tyrann Mahmud Togluck, der Besieger der älteren mohamedanischen Dynastie, der Begründer der Affghanenherrschaft in Indien, (um 1336) all diese Wunder der bauenden Menschenhand zerstörte, da konnte er dennoch weder den vor der Stadt gelegnen kunstreich ausgemauerten Teich, der eine Stunde lang, eine halbe Stunde breit, die Zuflüsse des Regenwassers aufnahm, noch durfte und wollte er auch den noch jetzt bei Delhi sich erhebenden, aus weiter Ferne sichtbaren Thurm, den Cutab Minar vernichten, weil dieser als Denkzeichen des Triumphes des Islam über die alte Religion des Landes von dem Stammherrn der Ghuriden, dem Zertrümmerer des alten Brahmanenthrones in Delhi (im J. 1193) errichtet worden ist. Dieses älteste mohamedanische Bauwerk, aus festem, rothen Sandstein zierlich ge-

bildet, stellt eine an ihrer Basis 62 Fuß dicke, 265 Fuß hohe Säule dar. Man steigt in ihrem Innren auf einer Wendeltreppe von 383 Stufen zu einer eisernen Gallerie hinan, über welche sich als Gipfel des Ganzen ein kleiner, von 8 Säulen getragener Dom emporwölbt. Als auf dieser Gallerie stehend Leopold von Orlich die unvergleichbar hehre Aussicht über die vom Dschamna durchströmte fruchtbare Landschaft, über die Ruinen des alten und die Häusermassen des neuen, jetzigen Delhi genoß, da unterbrach der Hindu, der ihn hinaufgeführt hatte, das ernste Schweigen mit den Worten: „Sahib (Herr)' hier ist Nichts von Bestand gewesen; viel Jammer und wenig Freude."

Aber auch das jetzige Delhi, das noch immer 200000 Einwohner zählen mag, enthält des Sehenswerthen Vieles. Eine 40 Schritte breite, vom Pallast des Großmoguls ausgehende Straße durchschneidet die Stadt in gerader Richtung von Ost nach West; in der Mitte dieser Straße findet sich ein gemauerter Kanal, zu beiden Seiten sind die reich besetzten Bazars, in denen noch fortwährend ein reges Gedränge des Volkes herrscht, obgleich die Zahl dieses Volkes seit Kaiser Aurengzebs (Orengsibs) Zeiten sich bis auf den achten Theil vermindert hat. Das herrlichste, wundervoll prächtigste Gebäude des jetzigen Delhi ist die Dschamnamoschee, welche Dschah Dschihan (Schach Jehan) von 1631 bis 1637 erbauen ließ. Sie ruhet, mit ihren Höfen und Minares auf einem 30 Fuß hohen, regelmäßig viereckigen Fundament, davon jede Seite 450 Fuß misset; das Gebäude ist aus weißem Marmor errichtet, in welchem mosaikartig, rother Sandstein eingelegt ist. In seinem Aeußern wie in seinem Innern hat sich der arabisch-byzantinische Styl zur höchsten Vollkommenheit erhoben.

Außer den todten, steinernen Ueberresten seiner vor-

maligen Macht und Größe (so berichtet L. v. Orlich weiter), umfaßt Delhi innerhalb seiner Mauern auch einen armseligen, lebenden Ueberrest seiner längst vergangenen Herrscherwürde über Länder und Völker: dies ist der kleine Fürst, der seiner Abstammung nach noch immer den Namen des Großmoguls führt. In der Reihenfolge der Herrscher aus Timurs Stamme war der zu Anfang des jetzigen Jahrzehends (1842) regierende, sogenannte König der 26te. Die Macht der Großmogule hatte schon bei Orengsibs Tode (im J. 1707) an Bedeutung sehr abgenommen, 30 Jahre später traf diese Dynastie so wie das ganze Land, vor Allem die Stadt Delhi selber, unter Schah Nadirs grausam verwüstender, mordender Hand ein schweres Unglück, von dessen Folgen sie niemals seitdem sich erholen konnte. Als die Engländer den Vater des vorhin erwähnten Schattenköniges im J. 1803 aus der Gewalt der Mahratten befreiten, gehörte demselben von dem ganzen ungeheurem Reiche seiner Vorfahren nichts mehr als der Pallast, und die kleinen, diesen umgebenden Ländereien, nebst einer jährlichen Abfindungssumme von 200,000 Rupien. Die englische Regierung erklärte, daß, obgleich sie keine Verbindlichkeit gegen seine Majestät habe, sie den König dennoch nicht nur im Besitz seines Pallastes und seiner Familiengüter lassen, sondern ihm noch eine jährliche Pension von 1,200,000 Rupien zusichern wolle. Die Residenz des Großmoguls, sein ihm eigen gehöriges Königreich, das jetzt nur noch in einem kleinen Theilchen der vormaligen Hauptstadt seines Landes besteht, liegt auf den niedern Quarzklippen des rechten Dschamnaufers. Der unregelmäßig viereckige Raum, auf welchem der Pallast des Fürsten, sammt den zu ihm gehörigen Höfen, Gärten und Nebengebäuden stehet, wird von einer 40 Fuß hohen, mit Bollwerken versehenen Mauer

umschlossen; der gesammte Umfang beträgt 4000 Schritte. Es ist in unsren Tagen für reisende Europäer nicht mehr so schwer wie zu Taverniers Zeiten das Innre des Pallastes zu sehen. Das Audienzgebäude aus weißem Marmor, darin der vorhin beschriebene goldne Thron mit seinen perlenreichen Säulen, seinem von Edelsteinen funkelnden Thronhimmel und künstlichem Pfau stund, ist allerdings noch vorhanden, aber an der Stelle des berühmten Pfauenthrones steht ein moderner Sessel auf hohem Fundament, der mit dünnen Goldplatten beschlagen und mit werthlosen Steinen und Perlen besetzt ist; ein Himmel, dessen Sammtdecke von 12 versilberten Säulen getragen wird, wölbt sich über den Sessel und wie ein Spott auf diese Armuth stehet noch zur Seite des seynsollenden Thrones die alte arabische Inschrift: „Wenn je das Paradies auf Erden, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier“

Der Großmogul, der bei H. von Orlichs Hierseyn dem Namen nach regierte, war nahe an 70 Jahre alt; er hatte durch sein ausschweifendes Leben, so wie durch sein zänkisches Wesen die Liebe und Achtung der Bewohner von Delhi, so wie der mohamedanischen Fürsten der Umgegend, welche sein Vater genoß, großentheils verscherzt. Dennoch zieht noch immer der fortbestehende Name und Schein der alten Würde eines über ganz Indien erhabenen Fürstenthrones, zu gewissen Zeiten die fürstlichen Nachkommen der vormaligen Vasallen dieses Thrones nach Delhi, zum Throne des Kaisers und Herrschers der Welt, und da man, wie oben erwähnt, niemals ohne ein Geschenk vor dem Großmogul erscheinen darf, bringen diese Leute zwar nicht mehr solche hohe Gaben, wie zu Dschah Schihans oder zu Orengsibs Zeiten, dennoch aber Geld und Geldeswerth, das eine nicht unbedeutende Nebeneinnahme des verarmten Kaisers bildet.

Aber auch jeder reisende Europäer kann die Ehre haben, bei dem Großmogul zuzusprechen, wenn er sich bei dem Hausminister desselben meldet und als festgesetzte Taxe für das Geschenk an den Kaiser etliche und siebenzig Gulden bezahlt. Dafür erhält er dann auch bei der Audienz einen Säbel, der nicht zu gebrauchen, ein Ehrenkleid, das nicht zu tragen ist, vor allem aber einen auf eine Art von Diplom geschriebenen, überaus vornehm lautenden Titel. So machten vor etlichen Jahren zwei Engländer, der eine ein Rechtsgelehrter, der andre ein Offizier der Armee ihre Aufwartung bei dem Großmogul und es empfieng der Rechtsgelehrte den Titel: „großer Kriegsdrache", der Offizier den Titel: „Sonne der Gerechtigkeit".

Nicht einmal in den Ringmauern seines Pallastes hat der Großmogul eine unumschränkte Ausübung seiner despotischen Gewalt. Er stehet so ganz unter englischer Gerichtsbarkeit, daß, als er vor einigen Jahren über einen seiner Diener aus Eifersucht eine grausame Todesstrafe verhängen wollte, man von Seite der brittischen Regierung ihm erklärte, daß er, da auch seine Diener so wie er selber unter dem Schutz der englischen Gesetze stünden, seine Leute nicht ohne Urtheil und Recht zum Tode verdammen, sondern höchstens ihren Ungehorsam mit Stockschlägen züchtigen dürfe.

Einen ähnlichen Eindruck als Delhi macht in unsren Tagen die Betrachtung von Agra, der vormaligen zweiten Residenzstadt der Großmogule, auf den Reisenden, wenn er den jetzigen Zustand dieser Stadt mit dem vormaligen vergleicht, den uns noch Tavernier beschreibt. Diese Stadt zählt übrigens noch jetzt über 65000 Einwohner außer dem Militär, das, ohne die zahlreiche Dienerschaft, aus 10000 Mann besteht. Die vorherrschende Volksmasse von Agra bilden die genügsamen, harmlosen Hindus, die sich weniger

mit Handel als mit allerhand Arbeiten beschäftigen, bei denen sie zum Theil ein bewundernswerthes künstlerisches Geschick entwickeln. Wenn auch Agra, wie dies schon Tavernier erwähnt, in der Zeit darinnen die heißen Winde herrschen (vom April bis Ende Juni) für den Europäer keinen angenehmen Aufenthalt gewährt, so wird es doch, wenn nach der Zeit des Sonnenstillstandes der Regen das Erdreich erfrischt und die Lüfte gekühlt hat, vornämlich aber im October in einen wahrhaften Lustgarten verwandelt, in welchem die ganze Fülle der indischen Pflanzenwelt mit ihren duftenden Blüthen und Früchten sich entfaltet. In dieser Zeit kann man die Vorliebe Akbars des Großen und seines Enkels Dschah Schihan für Agra sehr begreiflich finden und mehr als durch alle die Beschreibungen, welche uns Tavernier und andre Reisenden des 17ten so wie des angehenden 18ten Jahrhunderts von der Pracht und Herrlichkeit dieser indischen Kaiser geben, wird ein jetzt lebendes Geschlecht durch den Anblick der Werke, zunächst freilich nur der Baukunst, im Geist in jene Zeiten zurückversetzt, da hier an dieser Stätte vielleicht zum letzten Male der seinem Verlöschen nahe Glanz eines selbstständigen asiatischen Herrscherreiches aufflammte.

Unweit der Stadt findet sich eines der schönsten Bauwerke Indiens: jenes Grabmonument, welches Schah Schihan seiner geliebten, bei ihrer ersten Niederkunft verstorbenen Gemahlin Muntaz Mahab zu Ehren erbauen ließ. Das Baumaterial des Mausoleums ist ein blendend weißer Marmor von außerordentlichem Glanze; das Innere desselben ist von Mosaikarbeiten überdeckt, welche aus edlen Gesteinen, vornämlich aus Lasurstein, Carneol, bluthrothem Jaspis, Heliotrop, Sardonix, Chalcedon und noch 6 andern bunten Steinarten von hohem Werthe gebildet sind. In einer der schönsten Blumenzierathen zählt man allein 72 dergleichen

Steine, und als vor einiger Zeit eine frevelnde Hand aus einer der Mosaiken, zur linken Seite des Einganges die kostbarsten Steine ausgebrochen und entwendet hatte, da betrugen allein die Kosten der Ausbesserung, welche das englische Gouvernement aus seinen Mitteln darreichte, 3000 Rupien. Seitdem sind Wächter und Aufseher für das Gebäude wie für die dasselbe umgebenden Gärten angestellt, deren Besuch für die in Agra wohnenden Engländer und Einheimischen zn den gewöhnlichsten Vergnügungen gehört. Aber dieser Tasch Mahal oder Diamant der Seraglios, wie das Grabmal von den Indiern genannt wird, ist noch nicht das für den Reisenden anziehendste Denkmal aus alter Zeit, welches in der Nähe von Agra gefunden wird. Hier lebt Akbars des Großen Geist und geläuterter Kunstsinn noch in Bauwerken fort, welche in ihrer Art und auf ihrer Stufe eben so bewundernswerth sind als die Kaiserpalläste und das Colosseum oder Trajans Denkmal im alten Rom. Schon die Veste Akberabad, das Fort von Agra, erscheint für seine Zeit als ein Meisterstück der zweckmäßigen Anlage und großartigsten Ausführung. Keine Schilderung der Zeitgenossen so wie der noch lebenden Geschichtsforscher kann jedoch ein so treues Bild von Akbars hochstrebender Kraft und glänzender Hofhaltung, so wie von den Einrichtungen seines Hauswesens und Familienlebens geben als die Betrachtung von Fattehpur, der außerhalb der Stadt gelegenen gewöhnlichen Residenz des Kaisers, in deren Umfang die Kaiserpalläste des alten Roms wohl zweimal Raum finden würden. Seitdem die Mahratten — denn diesen schreibt man es zu — diese herrlichen Bauwerke zerstörten, sind dieselben nicht mehr zu Wohnungen der Menschen benutzbar; sie sind zu einer Stadt der Trümmer geworden, deren aus rothem Sandstein und Granit erbauter

Wall, welcher in einem Umfang von fünf englischen Meilen die Residenz umschloß, selbst die Thiere der Wüste vom Hereindringen nicht mehr abhalten kann. Ein Theil der Palläste, weithin in der Ebene sichtbar, stund auf einem 150 Fuß hohen Felsrücken, die übrigen lagen unten in der Ebene.

Die an der Ostseite gelegenen Gebäude haben durch die Hand der Barbaren am meisten gelitten; selbst das kolossale Thor mit großen, runden Bollwerkthürmen, das hier am Eingang stand, ist seiner Zierathen beraubt, nur nach der westlichen Seite hin hat sich der alte Zustand der Dinge besser erhalten. Aus den Wohnungen für die Garden kommt man durch die Palläste der Minister, dann durch die der Prinzen des Hauses in jene des Kaisers mit ihren drei Audienzhöfen, darinnen Springbrunnen, Becken voll Wasser und kleine Gartenanlagen Kühlung und Schatten gewährten. Am wenigsten zerstört sind die Palläste der drei Frauen Akbars: einer Römerin, einer Türkin und der geliebtesten von Allen, einer Hindu, welche ihm den ersten Sohn gebar. Außerhalb der Reihe der eigentlichen Palläste, in deren einem namentlich der Conferenzsaal an Pracht und Größe eines solchen Kaisers würdig war, liegt die Moschee und im Süden der Gebäude waren die Ställe angebracht, von denen der eine, der für Pferde bestimmt war, nur 400 dieser Thiere umfaßte, während der andere, von ungleich riesenhafterem Umfang 1000 Elephanten enthielt. Denn für diese hatte Akbar eine solche Vorliebe, daß er in seinen verschiedenen Marställen 6000 derselben unterhielt. Eine Zahl, welche jetzt, wenn sie zugleich aus solchen auserwählt großen und schönen Thieren bestehen sollte, wie man an damaligen Fürstenhöfen sie sah, schwer in Indien aufzutreiben sein würde.

Eben so, wie Agra selber und seine Umgegend die Wohnungen und Lustorte Akbars des Großen während

seines Lebens aufzeigen kann, so findet sich auch in der Nähe dieses Lieblingsaufenthaltes des mächtigen Kaisers, die prachtvolle Begräbnißstätte, die er für sich und die Seinen erbauen ließ. Secandra, Akbars Grabmal von herrlichen Gartenanlagen umgeben, liegt gegen 4 Stunden Weges von Agra entfernt, in einem von hohen Mauern umgebenen, regelmäßigen Viereck, davon jede Seite 850 Schritt lang ist. Das eigentliche Mausoleum, ein Viereck von 410 Fuß Länge, besteht aus vier Stockwerken und die Baukunst hat hier Alles gethan, was ihr möglich war, um durch ihre lieblichen und zierlichen Bildungen dem Gedanken an den Tod und an die Gruft seine Schrecknisse zu nehmen.

Kehren wir aber wieder zu der Reise- und zugleich Lebensgeschichte unsres alten Tavernier zurück. Dieser zog auch dieses Mal, wo er, vielleicht ohne es noch zu ahnen, für immer von Indien und von seinem lieben Persien Abschied nahm, den ihm so wohlbekannten Landweg nach Persien und durch die türkischen Länder, dem Seewege um Afrika vor. Nach fast sechsjähriger Abwesenheit kehrte er im October 1669 nach Paris zurück.

Eine solche Menge von auserwählten Juwelen, namentlich Diamanten, war noch niemals nach Paris gekommen, als die war, welche Tavernier von seiner letzten Reise mit sich brachte. Der König ließ den größesten Theil derselben um 900,000 Franken für den Kronenschatz kaufen und erhub den weltberühmten Reisenden in den Adelstand. Nachdem Tavernier Allen, die ihm Waaren zum Verkauf mitgegeben, ihren Antheil am Gewinn ausgezahlt hatte, blieb ihm für seinen Theil noch immer die baare Summe von 400000 Franken und noch außer diesem ein bedeutendes Besitzthum an mancherlei Kostbarkeiten. Ein solches Vermögen und der nun ihm verliehene adelige Rang, sowie

vielleicht auch jenes Wohlgefallen, das seine, an Geist und Gemüth übrigens sehr ausgezeichnete Gemahlin am äußeren Glanze fand, verleiteten den Ritter Tavernier, der nun auch durch den Ankauf eines alten baufälligen Schlosses und einer kleinen Herrschaft in der Nähe von Genf Baron von Aubonne geworden war, zu einer Aenderung seiner Lebensweise, durch deren Folgen die Ruhe seiner letzten Lebensjahre gestört, sein so mühsam erworbener Wohlstand zuletzt ganz vernichtet wurde. Wir beschreiben auch diesen lehrreichen, obgleich unerfreulichen Ausgang der vorher so glücklichen Wanderschaften unsres Reisenden mit einigen wenigen Zügen.

17) Tavernier, als Baron von Aubonne und als Tabuletkrämer.

Ein Mann, welcher seit vierzig Jahren abwechslend im Glanz und in den Genüssen der reichsten Fürstenhöfe, dann wieder als genügsamer Handelsmann in Wüsten, so wie mit seinen Kameeltreibern in den Karawansereien des Morgenlandes gelebt hatte, wußte gar wohl, daß zuletzt alle Arbeit und Mühe des Lebens nur den Zweck habe, den unabhängigen Genuß eines häuslichen Wohlbefindens und einer ungestörten Ruhe zu begründen. Unser Tavernier hatte, wenn er aus den Entbehrungen und Entsagungen seiner anstrengenden Reisen in die Fülle eines gastfreundlichen Fürstenhofes hineintrat, die Vortheile eines solchen Wechsels nur desto höher schätzen gelernt, er hatte diesen Genüssen allmählig einen Geschmack abgewonnen, der zu einer bleibenden Stimmung seines Gemüthes wurde.

In Paris machte der Baron von Aubonne ein Haus, das seinem neuen Titel angemessen war; er hielt sich seine Equipagen und eine Menge von Bedienten; seine gastfreie Tafel war fast täglich mit Gästen der höheren und gebilde-

ten Stände besetzt. Aber auch er, der höchst interessante Reisende, dessen lebhafte Erzählungen und Berichte der Hauptstadt einen ganz neuen Stoff der Unterhaltungen darboten, ward in die höchsten Kreise der Gesellschaft hineingezogen und hierdurch immer zu größrem Aufwand veranlaßt. Dazu kamen jene sehr großen Ausgaben, welche der neue Aufbau seines Schlosses und die innern Einrichtungen desselben ihm zuzogen, und dieses Alles überstieg so sehr die Summen der Interessen, die sein immer kleiner werdendes Capital und die geringen Einkünfte, welche seine Baronie ihm darreichten, daß er sich genöthigt sahe, wieder auf einen andern Erwerb zu denken.

Sein Neffe, der, wie wir vorhin sahen, von ihm bei Anfang seiner letzten asiatischen Reise in Tauris war gelassen worden, um dort die Sprachen der Morgenländer zu lernen, war mit ihm nach Paris zurückgekehrt, und hatte hier noch mehr für das Geschäft des Handels sich ausgebildet. Dieser junge Verwandte sollte jetzt statt des Oheims den asiatischen Handel fortsetzen; Tavernier brachte für denselben, großentheils auf Credit ein Waarenlager von mehr denn 100000 Franken an Werth zusammen, der Neffe reiste mit einem armenischen Handelsmann nach Persien, verliebte sich in die Tochter von diesem, heirathete sie, und ließ sich mit dem anvertrauten Vermögen in ein Handelsgeschäft nach Indien ein, von dessen Erfolg, sowie von den weiteren Lebensschicksale des treulosen Flüchtlinges uns jede weitere Kunde fehlt.

Als unser Tavernier durch diesen Betrug in all seinen Erwartungen sich getäuscht sahe, beschloß er wenigstens als redlicher Mann aus seinem Vaterlande zu scheiden und dann in seinem geliebten Asien einen Ruheort für seine letzten Tage sich zu suchen. Wegen der Aufhebung des Edicts von Nantes mußte er sein Anwesen in Paris mit großem Verlust verkaufen und auch für seine Baronie erhielt er bei weitem nicht

Das, was sie ihm gekostet. Von diesem Gelde bezahlte er alle seine Gläubiger, gab seiner Gemahlin einen bedeutenden Theil des Restes, welche mit ihrer Schwester und ihrem Schwager zuerst in die Schweiz, dann nach Berlin zog; er selber aber wohnte in Paris in einem kleinen Wirthshaus. Mit seinem Glücke zugleich hatten ihn all seine vornehmen Hausfreunde verlassen, er bemühte sich in Eile eine kleine Parthie von Kunst- und Schmucksachen, alle von sehr geringem Werth, doch nicht von geschmacklosem Aussehen zusammenzubringen und trat dann in Begleitung eines Abentheurers, vom Stand der Juwelirer eine Handelsreise über Holland nach Hamburg, dann nach Polen an. Seit vielen Jahren war es sein angelegentlicher Wunsch gewesen, Moskau zu sehen; auf allen seinen Reisen hatte ihm dieser Wunsch nicht gelingen wollen. Jetzt endlich wurde ihm der langgehegte Wunsch erfüllt. Er kam nach Moskau und starb dort (nach Bailes Angabe) achtzig Jahre alt, im Jahr 1685.

Tavernier hatte sich während seines ganzen Lebens mit der Erfahrung vertraut gemacht, daß der Wandersmann die Lieblichkeit des Ausruhens durch vorhergehende Anstrengung und Beschwerde erwerben müsse, und daß die Ruhe um so süßer sey, je härter vorher die Mühe war. Die Last seiner letzten Lebenstage war die schwerste von allen, die er je getragen. Desto seliger möge ihm die Stunde gewesen seyn, da er die saure Bürde ablegte, um zur letzten Ruhe einzugehen; aus der Pilgerschaft in fremden Landen, in eine Heimath, da aller Drang der unruhigen, lauten Geschäftigkeit zum Schweigen kommt, alles Sehnen, wenn dasselbe auch auf seinen Umwegen nur das Rechte gesucht hat, für immer gestillt wird.

IV.

Johann Keppler.

1) Der größeste Reisende.

Den Franz Drake wie den Tavernier führte ein unwiderstehlicher Drang ihrer Natur fern aus der Heimath hinweg, über Meer und Land, in wenig oder gar nicht bekannte Gegenden der Erde; sie hatten zu Hause weder Ruhe noch Rast; nur auf den Wegen ihrer kühnen Wanderschaft war es ihnen wohl zu Muthe. Der Mann dagegen, aus dessen Leben wir hier einige Züge mittheilen wollen, hieng so fest an seinem kleinen Vaterlande, liebte die gemüthliche Ruhe bei dem eignen Herde so sehr, daß ihn nur eine rohe, fremde Gewaltthätigkeit bestimmen konnte ein Wanderleben anzutreten, auf welchem jeder Schritt seiner äußren Natur neue Schmerzen brachte. Wie den beiden erstgenannten Männern ein rastloser Trieb zum Fortbewegen durch die Räume der Erde, ein Verlangen nach dem lauten Geräusch der Thaten beigesellt war, so wohnte in dem sanften, stillen Geiste des Johann Keppler ein beständiges Sehnen nach Ruhe, nach Abgeschiedenheit von dem Geräusch der Welt; überall, wohin er auf seinem mühsamen Pilgerwege kam, hätte er gern sich eine bleibende Hütte gebaut, am liebsten in seinem Vaterland, aus welchem die Unduldsamkeit und der Undank der eignen Landsleute und sogenannten Glaubensgenossen ihn vertrieb, und nach welchem

ihn dennoch ein beständiges Heimweh hinzog. Aber jenes Sehnen seines äußren Menschen nach einem stillen Ausruhen ward erst da befriedigt, als man sein müdes Gebein zu Grabe trug; während seines ganzen Lebens war ihm das Loos einer Schwalbe beschieden, welche zutraulich ihr Nest unter dem Dache unfreundlicher Leute anlegen will, die nach jedem neuen Versuch den Bau wieder zerstören und den armen Vogel verscheuchen.

Die Strecke Landes, über welche Keppler auf seiner erzwungenen Wanderschaft geführt wurde, war, im Vergleich mit den Wegen, welche Tavernier und noch mehr, welche Franz Drake auf ihren Reisen gemacht haben, eine zwergartig kleine; sie reichte niemals über die Gränze der von Deutschen bewohnten Länder hinaus, und dennoch ist, wie die Ueberschrift dieses Capitels ihn nannte, Keppler unter den Dreien nicht nur über allen Vergleich der größeste, sondern auch der glücklichste Reisende gewesen. Für den Aufschwung, welchen sein gewaltiger Geist nahm, war die Erde, deren ganzes Rund Drake umschiffte, nur ein Pünktlein; kleiner noch im Vergleich zu den Räumen des Sternenhimmels, durch welche sein Flug ihn dahinriß, als die Hütte bei Tavistock, darinnen Drake geboren wurde, zu dem ganzen Umkreis der Erde. Demante, Perlen, Gold, Silber und Seide waren es freilich nicht, was Keppler auf seinen Reisen durch die unermeßbaren Weiten des Weltalls erbeutete und von ihnen mitbrachte, wohl aber Schätze einer ungleich höheren Art, als die sind, welche in den Häusern der Könige und der Reichen der Erde gefunden werden; Schätze, an deren Besitz alle Völker, alle eines geistigen Erkennens fähige Seelen der Menschen in gleichem Maaße Antheil hatten. Und während der müde Leib des Mannes ein Brod der Sorgen genoß, welches öfters kaum

zur Sättigung für ihn und die Seinigen hinreichte, während sein Auge in der damaligen Zeit der Zerrüttung und Auflösung aller Sicherheit und Ordnung, welche das deutsche Vaterland traf, nirgends ein feststehendes Gesetz noch Gerechtigkeit finden konnte, ward sein Geist in der Stille der Nacht, dort unter den leuchtenden Heeren der Sterne mit einer Nahrung erquickt, in welcher beseligende Kräfte der Ewigkeit wohnen; da zeigte sich ihm das Feststehen eines Gesetzes, das Walten einer göttlichen Ordnung, davon kein Abweichen, kein Irren zur Rechten und zur Linken möglich ist, und wer auch nur von ferne, die Freuden und die Wonne eines solchen Erkennens geschmeckt hat, der wird dem Urtheil beistimmen, daß Keppler für Andre wie für sich selber der glücklichste, für seine Mühen am reichsten belohnte Reisende gewesen sey.

Damit wir die Verdienste dieses großen Mannes um die Erkenntniß der großen Werke Gottes und der in diesen waltenden ewigen Gesetze recht würdigen können, wird es nöthig seyn vorher einen Blick auf den Standpunkt zu richten, auf den jenes Erkennen vor Kepplers Zeiten sich beschränkt fand.

2) Zustand der Naturerkenntniß im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.

Als der ruhmwürdige portugiesische Infant, Heinrich der Schiffer die ersten Fahrzeuge zu neuen Entdeckungen, an der Westküste von Afrika hinabwärts, nach Süden aussendete, da waren, selbst die Gelehrten seiner Zeit, und diese in Folge ihrer Bücherweisheit am meisten, von jenen mährchenhaften Vorurtheilen befangen, welche von langen Zeiten her in den Schriften und Köpfen des europäischen Mittelalters über die Naturbeschaffenheit der Erdoberfläche

vorgeherrscht hatten. Man dachte sich die heiße Zone als eine von der Gluth der Sonne verbrannte Wüste, da kein Baum grünen, weder Mensch noch Thier leben könnten. Dieser Wahn wurde allmälig, zuletzt aber ganz durch den unmittelbaren Augenschein widerlegt, als im J. 1471 ein portugiesisches Schiff seine Fahrt, längs der Küste hin, bis noch über die Linie hinaus fortgesetzt hatte. Dort in der vermeintlichen glühend heißen, dürren Wüste hatten die Seefahrer grünende Waldungen, strömende Flüße, Bäche und Quellen, Menschen und Thiere gesehen; ihr Schiff war von den senkrechten Sonnenstrahlen nicht verbrannt, ihr Leben nicht gefährdet worden, und mit leichter Mühe konnte jetzt jeder Schiffer der glücklich durchmessenen Bahn folgen und von der Wahrheit der Aussagen sich überzeugen.

Unnatürlicher fast noch und mährchenhafter als jene über die Beschaffenheit der Erdfläche waren die Vorstellungen, welche die Gelehrten bis zu Kopernikus und bis zu Keppers Zeiten über den Bau und die Einrichtung des Weltgebäudes hegten. Hier war es nicht so leicht wie bei einer Fahrt über das Meer sich durch sinnlichen Augenschein von dem Ungrund des gehegten Vorurtheiles zu überzeugen; als Kopernikus die Bahn durch das luftige, und dennoch mit eherner Festigkeit zusammenhaltende Gewebe eines irregehenden Scharfsinnes gebrochen hatte, da trat gegen ihn der alltägliche Augenschein als falscher Zeuge auf, und wer dem kühnen Vorgänger folgen wollte, der mußte mit der Waffenrüstung eines ungewöhnlichen Erkennens, mit dem Heergeräthe der höheren Mathematik versehen seyn, in dessen Besitz nur wenige der damaligen Zeitgenossen sich fanden.

Die große Wahrheit: daß die Erde um ihre Axe, von West nach Osten sich bewege, und daß hierauf der tägliche, scheinbare Lauf der Sonne so wie der andren Gestirne, von

Ost nach West, vom Aufgange bis zum Niedergang sich gründe, ist wohl schon jenen frühesten Vätern unsers Geschlechtes als Ahnung nahe gestanden, denen ein schaffender Geist mit dem Drange zu sprechen nicht allein das Vermögen zum Erkennen überhaupt, sondern zum Erkennen des Wahren eingepflanzt hatte. Der Mann, bei dessen Lebensgang und Forschungen wir hier verweilen: Keppler, pflegte von sich zu sagen: „es begleite ihn ein Genius, welcher ihm die Wahrheiten von ferne zulisple." *) Dieser Genius ist kein andrer als jenes Ahnen des Wahren, jenes sichre Gefühl für das Rechte, welches dem Wesen des Menschengeistes in seinem unverdorbenen, in seinem ursprünglichen, wahrhaften Naturzustande eingeboren war.

Aber wie überhaupt das Fleisch wider den Geist, so streitet der sinnliche Augenschein gar oft gegen die vom Geist geahnete und ausgesprochne Wahrheit. In dem uns hier zunächst liegenden Beispiel eines solchen Streites des Scheines mit der Wahrheit, sprach jener für das Stillestehen der Erde und für den täglichen Umschwung der Gestirne um diese unbeweglich ruhende Mitte. Eine dunkle Sage des Alterthumes hat die Vermuthung begründet, daß in der Schule der Pythagoräer die richtige Deutung jenes Scheines, wie ein Erbtheil der Weisheit der Väter sich erhalten habe. Aristarch, (in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christi Geburt) wagte es, jene richtige Deutung in klaren Worten auszusprechen, ohne in ein Bild sie zu verhüllen. „Die Erde", so sagte er, „bewegt sich um ihre Axe, und

*) M. v. J. Kepplers Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundnen Manuscripten bearbeitet, von Freiherrn v. Breitschwert, Stuttgart 1831. S. 38, ein Buch das der Schreiber dieser Züge aus Kepplers Leben viel vor Augen hatte.

zugleich in einem schiefen Kreise um die Sonne. Dieser Kreis aber ist, im Vergleich mit der Entfernung der Fixsterne so klein, daß er sich zu derselben nur wie der Mittelpunkt zur Peripherie verhält, wir können deshalb die Bewegung der Erde an den Fixsternen nicht wahrnehmen." Nicht ungestraft durften, weder die Pythagoräer noch Aristarch eine Wahrheit aussprechen, die in so lautem Widerspruch mit dem Scheine stund; der letztere wurde von Kleanthes als Gotteslästerer angeklagt, weil er die Ruhe der Vesta (Erde) und der Hausgötter gestört habe.

Auch der menschliche Scharfsinn seinerseits bot Alles auf, um die alltägliche Sinnestäuschung durch Scheingründe als eine Wahrheit geltend zu machen. Ein Meisterstück dieses in der Irre gehenden Scharfsinnes ist die Darstellung des Umlaufes der Himmelskörper um die Erde, durch den ägyptischen Astronomen Claudius Ptolemäus. Eine allumfassende Kraft, das Grundbewegen (primum mobile) des Himmels genannt, sollte nach diesem System nicht nur die ganze Welt der Fixsterne, sondern alle innerhalb dieses äußersten Himmelsgewölbes gelegenen Weltkörper: Planeten, Sonne und Mond täglich, in Verlauf von 24 Stunden von Ost nach West um die Erde herumführen. Aber außer jener allgemeinen Kreisbewegung, von welcher kein Theil des Himmels ausgeschlossen ist, giebt es noch besondre Sphären des Bewegens, deren innerste die des Mondes ist, welcher nicht nur täglich, sondern monatlich, so wie die Sonne jährlich einmal um die Erde sich bewegen, während die Planeten Mars, Jupiter und Saturn neben ihrem täglichen und ihrem längeren, gegen 2, 12 und 29 Erdenjahre dauernden Umläufen, auch noch einen dritten wunderbar erdichteten um einen unsichtbaren Mittelpunkt beschreiben sollten, in Folge dessen ihre durch die Zeichen des Thier-

kreises fortrückenden Bewegungen Umschlingungen oder Nebenkreise (Epicyklen) bildeten, aus denen Ptolemäus das scheinbare Vorrücken und Zurückweichen derselben bei gewissen Stellungen der Erde gegen sie zu erklären suchte. Nur bei Merkur und Venus gab derselbe auch noch eine Bewegung um die Sonne zu.

Eine Lust an den Spielen des Scharfsinnes, an der Auflösung der Räthsel, welche dieser Scharfsinn erfindet, liegt tief in der menschlichen Vernunft; diese giebt sich einer solchen Uebung ihrer Kräfte desto unaufhaltsamer hin, je weniger sie selber in sich das Vermögen fühlt, eine ähnliche Erfindung zu machen. Deshalb sind gerade jene sogenannt philosophischen Systeme für Tausende von Nachbetern die anziehendsten und hinreißendsten, welche mit der größesten Kühnheit Räthsel der Spitzfindigkeit aufstellen, durch deren Lösung, weil sie nicht Jedermanns Sache ist, die nachspürende Vernunft am meisten sich geschmeichelt und in ihrer Selbsterhebung bestärkt fühlt*). Anderthalb Jahrtausende fast hatten sich die Sternkundigen daran vergnügt dem spitzfindigen System des Ptolemäus auf seinen mühseligen Irrwegen nachzugehen, und wem dies gelungen, der wähnte sich dadurch zur Meisterschaft in seiner Kunst erhoben. Da wurde „das Ahnen der Wahrheit", von welchem wir vorhin sprachen, „jenes sichre Gefühl für das Rechte", welches der Menschennatur wie die Befähigung zum Denken und Sprechen ursprünglich eingeboren war, in dem hohen Geist des Nicolaus Kopernikus von neuem wach.

---

*) Nicht sowohl in dem Anblick der gewöhnlichen Krämpfe, sondern in dem der furchtbarsten Verdrehungen der Epilepsie liegt für die Zuschauer eine ansteckende Gewalt. Eben so sind auch die kräftigsten Irrthümer die gefährlichsten.

Mit jenem Ahnen des Menschengeistes verhält es sich eben so wie mit seinem Gewissen; beide empfangen ihr inneres Leben sowie ihre Nahrung aus einem ewig Feststehenden, Wahren und Guten. Ein Geist, der seinen Sinn für das Wahre an dem Umgang mit der höchsten, sichersten Wahrheit geschärft und geübt hat, der hat hierdurch jenen Genius empfangen, von welchem Keppler sagte, „daß ihm derselbe die Wahrheiten wie von ferne zuflüstere.“ Und ein solcher Geist, der mit kindlich demüthiger Hingebung im Tageslicht eines ewigen, untrüglichen Erkennens seinen Wandel führte war der große Kopernikus. Seinem gesunden Gefühl widerstrebten die unnatürlichen Verdrehungen der richtigen Thatsachen, welche der Scharfsinn eines Ptolemäus im Bunde mit dem sinnlichen Scheine hervorgerufen hatte; er erkannte, von diesem Scheine nicht geblendet, die einfältige Wahrheit: daß nicht der Sternenhimmel und die Sonne um die Erde, sondern diese, wie alle Planeten, um die Sonne sich bewegten; ein Bewegen, an welchem die unmeßbar weit entfernten Fixsterne keinen Antheil haben. Das Erkennen dieser Wahrheit selber, nicht der Ruhm, den einst das muthige Aussprechen derselben ihm bringen sollte, war der einzige Lohn, den Kopernikus für seine vieljährigen, mühsamen Arbeiten begehrte und auf Erden fand, denn daß der demüthige Geist dieses Mannes im Umgang mit der ewigen Wahrheit ein höheres Ziel all seines Begehrens und Sehnens gefunden habe, als den Ruhm und die Lobpreisungen der Welt, das bezeugt jene Grabschrift, die er sich in der St. Johanniskirche zu Thorn setzen lassen*).

---

*) Sie heißt:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri non posco, sed quam

Von welch ganz andrer Art erscheint uns der weltberühmte und dieses Ruhmes trunkene Tycho de Brahe, der den Verketzerungen, welche die Anhänger des Augenscheines, wenige Jahre nach Kopernicus Tode gegen die von diesem ausgesprochene Wahrheit aufregten, dadurch sich entzog, daß er ein noch viel spitzfindiger erkünsteltes System aufstellte, nach dessen Lehren allerdings die andren Planeten, nicht aber die Erde um die Sonne sich bewegen, diese vielmehr die unbewegliche Mitte des ungeheuren Kreislaufes seyn sollte, den alle Gestirne des Himmels jeden Tag um sie vollführten. So mißgeschaffen jedoch auch diese Ausgeburt eines tiefgelehrten, mathematischen Witzes vor dem Licht der Wahrheit erscheinen mußte, war sie dennoch eine neue Macht, welche im Bunde mit dem sinnlichen Scheine die Geister der Zeit beherrschte, als Keppler seine Stimme für die Wahrheit erhub.

Dies war die Beschaffenheit des wissenschaftlichen Feldes, für dessen Anbau der Mann berufen war, von dessen äußrem wie innrem Leben wir hier einen Abriß geben wollen.

3) Kepplers Herkommen und früheste Jugendjahre.

Jener wackere Kriegsmann, welchen Kaiser Sigismundus im J. 1433 auf der Tiberbrücke zu Rom zum Ritter schlug, ist der Ahnherr der Edlen von Kappel gewesen, aus deren

---

In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

Auf deutsch:

Nicht, was, entzückt, ein Paulus einst gesehen,
Nicht jene Huld, die Petrus reuig fand,
Nur jenen Gnadenblick laß mich erflehen,
Den Du am Kreuz dem Schächer zugewandt.

Geschlecht, das seinen Namen später in Keppler verwandelte, der Größeste unter allen Naturweisen der neueren Zeit entsprungen ist. Der Großvater unsres Johann war Sebald Keppler, Bürgermeister der vormaligen Reichsstadt Weil in Würtemberg; der Vater, mit dem Vornamen Heinrich, hatte sich mit der Tochter eines Wirthes im Dorfe Eltingen unfern Weil und nahe bei Leonberg, mit Katharine Guldermann verehelichet und nährte sich, als ein nicht ganz unbegüterter Mann, von dem ererbten sowie erheiratheten Grundbesitz. Beide Eltern wie ihre Angehörigen waren der lutherischen Confession zugethan.

Johannes Keppler sollte schon von seiner Geburt an das Wunder einer erbarmenden Vorsehung werden, die ihn sein ganzes Leben hindurch in ihre ganz besondre Obhut und Leitung genommen. Seine Mutter hatte an Weihnachten 1571 einen Besuch bei Verwandten zu Magstadt, einem benachbarten Würtembergischen Dorfe gemacht; hier kam, am 27ten December ihre zu frühe Entbindung, denn Johannes, den sie damals gebar, war ein Sieben=Monatkind; er trug deshalb nicht nur in seinen ersten sondern auch in seinen späteren Jahren die Folgen des zu frühen Eintrittes in das sichtbare Leben an seinem zarten, von Gestalt kleinen Körper mit sich. Die beiden Eltern hatten später ihren Wohnsitz nach Leonberg verlegt, daher in unsren Tagen öfters ein Streit darüber gewesen, ob der Mann, auf welchen Würtemberg vor allen deutschen Ländern stolz seyn darf, zu Weil, zu Leonberg oder zu Magstadt geboren sey?

Johannes befand sich noch in der Wiege, als (wahrscheinlich bald nach Anfang des Jahres 1572) in seinem Vater Heinrich der kriegerische Geist des Anherrn unter Kaiser Sigismundus Heer erwachte. Herzog Christoph hatte

dem Könige von Spanien es gestattet in Würtemberg Soldaten für den Kriegsdienst in Belgien zu werben; da konnte Heinrich Kepplers unruhiger Geist der Lockung auf eine Bahn der Ehre und der Thaten nicht widerstehen; er zog mit den Werbern zu Herzog Albas mordberühmtem Heere. Auch sein Weib, Katharina Keppler, folgte bald nachher dem Manne nach; sie scheint das Geschäft einer Markedenterin versehen zu haben; der kleine Johannes blieb indeß der Pflege der Großeltern in Weil überlassen. Gerade zur rechten Stunde jedoch führte die Katharina eine bewußtlose Regung der Mutterliebe zu ihrem verlassenen Kind zurück; sie fand dasselbe an bösartigen Blattern darniederliegend und in Gefahr die Augen, durch welche später so Großes geleistet worden, ja selbst die von einer heftigen Entzündung ergriffene rechte Hand zu verlieren. Johannes genaß, doch blieben auch nachmals seine Augen schwach und reizbar.

Der Vater, welcher auch, ungeehrt und unbereichert, aus einem Kriegsdienst zurückgekehrt war, aus dessen fauler, bittrer Wurzel keine gute Frucht erwachsen konnte, hatte bald nachher, durch eine unvorsichtige Bürgschaft, einen großen Theil seines Vermögens verloren. Johannes, der seinen ersten Schulunterricht in einer Dorfschule empfangen, wurde auch in Leonberg, dahin seine Eltern gezogen waren, bald als Hüter des Viehes, bald als Gehülfe bei Feldgeschäften so oft vom Besuch der Schule zurückgehalten, daß seine reichen Anlagen und sein brennender Eifer für die wissenschaftliche Bildung, im Elternhause, mit dem zarten Leibe zugleich sehr frühe würden zu Grunde gegangen seyn, wäre nicht in Andren ein Mitleid erwacht, welches zu dem sanften, stillen Geist des Knaben so mächtig sich hinneigte, daß es diesem den Weg bahnte zu dem Eintritt in die Klo-

sterschulen, zuerst von Hirsau, dann von Maulbronn, endlich in das theologische Stift zu Tübingen.

Als im J. 1589 bei der Prüfung für die Aufnahme in dieses Stift der 17 jährige Johannes so ehrenvoll bestund, daß er unter 25 Mitgenossen der Promotion den zweiten Platz erhielt, da mag dieses ein ganz besondrer Trost für seine bedauernswerthe Mutter gewesen seyn, denn der Vater, nachdem er schon einmal im Jahr 1578 sein Vaterland verlassen und zu Elmendingen im Badenschen eine Wirthschaft gepachtet hatte, bald hernach aber wieder nach Leonberg zurückgezogen war, verließ im J. 1589 seine Familie auf immer, trat in österreichische Kriegsdienste, und nahm in diesen an den Feldzügen gegen die Türken Theil, in deren einem er wahrscheinlich, denn man erfuhr von da an nichts Sicheres mehr von ihm, seinen Tod gefunden. Auch an ihren beiden andren Söhnen, Christoph und Heinrich, hat sich, um dies hier im Vorbeigehen zu erwähnen, der ungebrochene Sinn des Vaters, in ihrem späteren Leben kund gegeben; beide, Christoph zuerst als Soldat, dann als Bürger und Zinngießer zu Weil, Heinrich als Soldat, dann als verarmter Invalid, sind der Mutter, in ihrer nachmaligen großen Noth und Gefahr mehr feindlich entgegen, als freundlich zur Seite gestanden, nur in der Tochter Margaretha war derselbe sanfte, stille Geist voll Liebe, der in dem Bruder Johannes wohnte und diese beiden Geschwister haben später die alte Mutter in ihrem schweren Leiden nie verlassen, sondern alle kindliche Treue an ihr erwiesen.

Der jetzt vaterlose Johannes fand bei seinem Eintritt in das Stift zu Tübingen einen wahrhaft väterlichen Freund an dem Superintendenten dieser Anstalt: Stephan Gerlach, einem Manne in dem sich eine tiefgründende Gelehrsamkeit mit feiner Weltkenntniß verbunden fand. Es war derselbe,

welcher früher im Dienst der österreichischen Gesandtschaft zu Constantinopel gestanden, und später bei dem Versuche geschäftig gewesen war die protestantische Kirche mit der griechischen in freundliches Einverständniß zu setzen. Noch während Kepplers Studienzeit stund Gerlach in Correspondenz mit dem Patriarchen zu Constantinopel. Vor allen andren Lehrern jedoch, deren Unterricht Keppler in Tübingen genoß, ward ihm die Bekanntschaft und der geistige Einfluß Michael Mästlins, des Professors der Mathematik für sein ganzes nachmaliges Leben wichtig und gesegnet. Dieser mußte zwar, vorschriftsmäßig, die Astronomie nach dem alten Systeme des Ptolemäus lehren, hierbei jedoch war er ein desto wirksamerer Vertheidiger und Verbreiter der Kopernikanischen Weltanschauungen, indem er seine Schüler, nachdem er sie durch all die Irrgänge des Scharfsinnes, durch alle dunklen Tiefen der Systeme des Ptolemäus und des Tycho bis zur Ermüdung hindurch geführt hatte, zuletzt hinausgeleitete an das Tageslicht der Kopernikanischen Theorie, wo all die unauflöslichen Dunkelheiten, welche jene Vertheidiger des Augenscheines übrig gelassen, klar, alle Wege gerad und dem gesunden Wahrheitssinne einleuchtend wurden. Mästlin kannte übrigens die Erscheinungen und Bewegungen der Himmelskörper nicht so, wie dies damals bei den meisten Lehrern der mathematischen Wissenschaften der Fall war, bloß aus den Büchern, sondern er war selber ein fleißiger, treuer Beobachter jener Erscheinungen und hierbei von so eindringender Beredtsamkeit, daß, wie man sagt, er es war, welcher, als er auf einer Reise nach Italien den berühmten Galilei besuchte, diesen zur vollkommnen Ueberzeugung brachte von der Wahrheit des Kopernikanischen Systemes. Zwischen den eben genannten Männern: Mästlin, Galilei und Keppler bildete

sich ein Verhältniß gegenseitiger Achtung und freundschaftlicher Zuneigung, welches bis ans Ende derselben ungestört blieb.

Keppler hatte sich durch seine Erziehung in den theologischen Schulen seines Vaterlandes, noch mehr aber durch innre Neigung seines ganzen Herzens für den geistlichen Stand bestimmen lassen. Er fühlte sich berufen auch andren Seelen jene Kraft und Seligkeit eines kindlichen durch Liebe thätigen Christenglaubens mitzutheilen, der in ihm selber wie in seinem verbrüderten Freunde, dem Johann Valentin Andreä *) lebte. Beide konnten sich nicht enthalten der verdammungssüchtigen starren Wortklauberei gegenüber, welche damals bei den Häuptern der Würtembergischen lutherischen Kirche die herrschende Richtung war, das auszusprechen, was der Geist des Christenthumes und der Offenbarung desselben in der Schrift und uralten Lehre der Kirche ist; es geschahe dies in den Worten, welche jener Geist dem gläubigen Herzen lehrt, nicht in solchen künstlich ersonnenen Ausdrücken, darinnen die würtembergische Concordienformel verfaßt war. Beide wurden deshalb in ihrem Vaterlande verfolgt und mit Mißtrauen behandelt, am meisten jedoch Keppler, der seine Ueberzeugung in einem lateinischen Gedicht, so wie in einem Aufsatze, den er der theologischen Facultät vorlegte, kund gegeben hatte. „Ich ehre", so hatte er unter andrem gesagt, „in allen drei christlichen Religionsbekenntnissen das, was ich mit dem Worte Gottes übereinstimmend finde, protestire aber eben sowohl gegen neue Lehren, als gegen alte Ketzereien." Unter diesen neuen Lehren verstund er aber mehrere Sätze der würtembergischen Concordienformel. In einem Brief an den Markgrafen Ernst

*) Enkel des gelehrten, orthodoxen Streiters Jacob Andreä.

Friedrich von Baden beklagt er jenen unzeitigen Eifer einiger herrschsüchtigen Theologen, welche alles verwirren und auch ihre Fürsten zu übereilten Schritten verleiten; er klagt über den überhandnehmenden Mangel der Einigkeit und der wechselseitigen Liebe.

Die Macht jenes unzeitigen Eifers, von welchem er in diesem Briefe spricht, sollte Keppler schon frühe an sich selber erfahren. Er hatte jetzt, in seinem 22ten Jahre, die theologischen Studien vollendet und durfte mit Recht auf eine Anstellung im geistlichen Stande sich Hoffnung machen, aber diese Hoffnung wurde vereitelt durch den widerstrebenden Einfluß der damaligen Vorstände des geistlichen Ministeriums; gleich Jenem, den seine eigenen Brüder in ein fremdes Land verkauften, wurde auch Er von seinen Landsleuten der Fremde überlassen, und auf diesem nicht selbst erwählten, sondern höchst ungern von ihm betretenen Wege zu jener hohen Bestimmung geleitet, für welche sein ganzes Wesen geschaffen war.

4) Kepplers Leben und Wirken in Steyermark.

Erzherzog Karl von Oesterreich, unter dessen Herrschaft Steyermark, Kärnten und Crain stunden, hatte dem höheren Adel dieser Länder freie Religionsübung auf ihren Schlössern gestattet; von dieser Erlaubniß Gebrauch machend, hatten schon seit einiger Zeit jene Herren Lehrer für ihre Kirchen und Schulen aus Würtemberg an sich gezogen und der größere Theil der Landstände hatte sich zur Augsburgischen Confession gewendet. Auch für das neueingerichtete Gymnasium zu Gräz begehrten die Stände des Herzogthumes Steyermark einen Lehrer der Mathematik und Moral aus jenem Lande, sie wendeten sich deshalb an den Herzog Ludwig von Würtemberg und dieser, dem Rathe seines geistli-

chen Ministeriums folgend, überließ ihnen, ohne dies zu ahnen, den Mann, der einst der Ruhm des ganzen deutschen Vaterlandes werden sollte: den Johannes Keppler, welcher, da er auf Kosten seines Landesherrn erzogen und für die Wissenschaft gebildet worden war, es für seine Pflicht hielt, dem Willen desselben zu genügen.

„Ein verborgenes Schicksal“, so sprach sich später Keppler über die ihm unerwartete und unwillkommene Verpflanzung in die Fremde aus, „ein verborgenes Schicksal ist es, welches die Menschen, den einen zu diesem einen andren zu jenem Berufe hintreibt, damit sie erkennen mögen, daß ihr Leben unter dem Walten einer göttlichen Vorsehung stehe. Als ich alt genug war, die Süßigkeiten der Philosophie zu schmecken, da umfaßte ich alle Theile derselben mit gleich großer Liebe, ohne mich etwa vorzugsweise mit der Astronomie zu beschäftigen. Nun wurde ich, selbst durch das Ansehen meiner Lehrer zu einem astronomischen Lehramt gleichsam hingestoßen. Nicht die Entfernung des Ortes schreckte mich, sondern die unerwartete Art des Berufes, und meine geringen Einsichten in diesem Gebiet der Philosophie. Ich gieng, mehr mit Anlagen als mit Kenntnissen für jene Wissenschaft ausgerüstet, die mir als Lehrfach zugetheilt worden und nur unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß mir die Hoffnung auf eine mir damals würdiger und höher scheinende Laufbahn im Vaterland durch jenen Schritt nicht verdunkelt werden dürfe.“

Die erhabenste aller Naturwissenschaften: die Sternkunde, war zu jener Zeit noch nicht vollkommen aus dem Traumzustande erwacht, in welchen sie, während des Mittelalters, so wie einst in Babylon, versunken gewesen; sie hatte sich aus ihrer unnatürlichen Verschmelzung mit der Sterndeuterei noch nicht losmachen können. Dem Mathe-

matiker und Astronomen von Profession wurde damals nicht nur die Zumuthung gemacht, den Kalender zum Gebrauch für Haus und Land zu fertigen, sondern er sollte bei dieser Gelegenheit auch die Wirkungen voraussagen, welche die von ihm angezeigten Stellungen der Gestirne auf die Witterung, so wie auf die Menschen und ihre Schicksale haben würden. Auch Keppler war im Jahr 1593 kaum an seinem neuen Wohnort angelangt, da wurde ihm die Fertigung des Steyermärkischen Kalenders für 1594 als Amtsgeschäft aufgetragen. Aber wie verrieth sich selbst in der Auffassung dieses alltäglichen und unbedeutenden Stoffes, der überall, wohin er sich bewegte, Neues schaffende Geist des Mannes! Keppler konnte sich nicht entschließen, seinen Kalender nach der alten Julianischen Zeitrechnung einzurichten, die von den Protestanten damals nur noch aus dem Grunde hartnäckig beibehalten wurde, weil die bereits in den katholischen Ländern eingeführte, der Wahrheit gemäße Gregorianische Zeitrechnung von einem Papst ausgegangen war. Er nahm diese unbedenklich in seinen Kalender auf, weil sie nicht in menschlicher Willkühr, sondern in der Natur begründet ist. Aber auch den astrologischen Zuthaten seines Kalenders, welche er in Briefen an Freunde „die eitelste und dennoch unumgängliche Amtsarbeit" nannte, drückte sein Geist ein so eigenthümliches Gepräge der sinnvollen Neuheit auf, daß dieselben bei allen Lesern, welche dafür empfänglich waren, mitten in ihrer scherzenden Form Gedanken einer ernsteren Art erweckten. Von Anfang an erlaubte er sich in seinen Kalendern und astronomischen Jahrbüchern treffende und kräftige Aeußerungen über den damaligen Gang der politischen und kirchlichen Angelegenheiten, eingehüllt in den sinnreich schmiegsamen Schleier astrologischer Vorausverkündigungen.

Unbefangen und ohne alle Furcht vor Mißdeutungen folgte er dem Zuge der dankbaren Liebe, der sein treues Gemüth mit dem Vaterlande und mit seinen noch dort lebenden Lehrern verband; er sendete Exemplare seines Kalenders wie seiner Ephemeriden nach Würtemberg. Aber mit welchem Sturm der Gehässigkeit wurde dort die Gabe empfangen! Ein Versuch, den naturgemäßen, richtigen Kalender nach der Gregorianischen Verbesserung einzuführen, erschien den dortigen protestantischen Eiferern als ein Streben, das gefürchtete Pabstthum wieder herrschend zu machen, es vergiengen von damals an noch mehr denn 100 Jahre, bis es endlich im Jahre 1700, namentlich dem durchgreifenden Einfluß eines Leibnitz gelang, den Gregorianischen Kalender bei den protestantischen Ständen in Deutschland, Holland, Dänemark und in der Schweiz die gebührende Anerkennung zu verschaffen, ein Beispiel, welchem England erst im Jahre 1752, Schweden 1753 folgte.

„Ich habe", so schrieb Herr von Schellenberg an Keppler, „Ihre Ephemeriden gelesen; ich sehe in Ihre reine Seele; ich weiß, aus welchen Gesinnungen es fließt, wenn Sie über das Gezänke und den Rauch, den die Theologen machen, die Geissel des Scherzes schwingen. Aber Andre urtheilen nicht also, man schmähet Sie als einen Selbstsüchtigen, als einen Ketzer und Atheisten."

Anders als die gelehrten Theologen Würtembergs urtheilten jedoch die Mehrzahl jener Leser, für welche der Kalender zunächst geschrieben war. Die Unruhen der Bauern in Oesterreich und der außerordentlich strenge Winter von 1593 auf 94 schienen in dem neuen Steyermärkischen Kalender mit solcher Sicherheit aus astrologischen Gründen vorausverkündigt zu seyn, daß man über die tiefe Einsicht des jungen Kalendermachers ganz erstaunt war.

Mitten unter diesen ihm aufgedrungenen Spielwerken seines Genius erhub sich Kepplers Geist alsbald zu höheren, seinem innren Berufe näher liegenden Forschungen. Denn daß die Sternkunde, daß die tiefer eindringende Erkenntniß des Schöpfers in seinen Werken das eigentliche Lebenselement seines wissenschaftlichen Strebens sey, das hatte er gefühlt, seitdem die Hand der Vorsehung ihn, gleich einem jungen, am Lande ausgebrüteten Schwan in diesen Ocean des Forschens versetzt hatte. Sein erstes, im eigentlichen Sinne wissenschaftliches astronomisches Werk*), welches nach längerer Hemmung im Jahre 1596 zu Tübingen, mit einer anerkennend ehrenden Vorrede von Mästlin versehen, gedruckt erschien, macht auf eine höchst beachtenswerthe Uebereinstimmung des Rauminhaltes der Bahnen der fünf augenfälligeren, der Sonne näheren Planeten mit dem der fünf regulären Körper der Mathemathiker aufmerksam. Die Bahn des Mercur mit einem Octaëdron, um dieses die der Venus als Icosaëdron, der Erde als Dodecaëdron, des Mars als Pyramide, des Jupiter als Würfel beschreibend, löste er, wie Kästner in seiner Geschichte der Mathematik dies erweist, seine Aufgabe, auch wenn man sie nur als geometrische Belustigung betrachten will, vollkommen richtig und genau.

Aber Keppler, der diese Abhandlung abermals den ihm theuren Männern im Vaterland zur Prüfung und Würdigung zugesandt hatte, stellte seine Entdeckung nur zu deutlich als einen Beweis für die Wahrheit des Kopernikanischen Systems auf, welches bei den würtembergischen Eiferern eben so wie bei den römischen als eine mit der Bibel, mit den Wahrheiten der Religion in Widerspruch stehende Ketzerei

---

*) **Prodromus dissertationum cosmographicarum orbium coelestium.**

verrufen war. Hätten nicht Mästlins beifälliges Zeugniß und die vorgefaßte, günstige Meinung des Herzogs von Würtemberg den Ausschlag gegeben, dann wäre jene sinnvolle Arbeit viel eher von ihren Richtern vernichtet, als der Veröffentlichung durch den Druck überlassen worden.

Es ist eine Sprache der hinreißenden, freudigen Begeisterung, in welcher dieses Erstlingswerk unsres großen Landsmannes geschrieben ist. „Vater, und Meister der Welt", so spricht er bei dem Ueberblick über die wohlgelungene Forschung, „was konnte Dich bewegen, ein armes, kleines schwaches Erdengeschöpf so zu erheben, daß es als ein Herrscher im Glanze da steht, nahend Dir selber in der Kraft seines Erkennens, denn es denkt Deine Gedanken Dir nach."

Der damals 25jährige Verfasser sendete sein Buch den berühmtesten Mathematikern und Sternkundigen jener Zeit. Tycho de Brahe fühlte sich durch den Inhalt desselben so angezogen, daß er schon jetzt Kepplern aufforderte sein Gehülfe an dem Werk der astronomischen Beobachtungen und Berechnungen in Prag zu werden. Auch Galilei schrieb ihm: „Ich wünsche mir Glück in Dir einen Gesellschafter in Erforschung des Rechten, und einen Freund derselben Wahrheit gefunden zu haben, welcher auch ich anhange. Obgleich sich Kopernikus einen unsterblichen Ruhm erworben hat, wird er dennoch von Vielen, denn groß ist die Zahl der Unverständigen, verlästert und verworfen."

Das genauere, tiefere Erkennen jener Naturkraft, welche als Schwere alle Welten zusammenfasset, trägt und bewegt, war erst dem Geist eines Neuton*) vorbehalten; Keppler

*) „Um aus den von Keppler gefundnen Gesetzen die Theorie der allgemeinen Schwere auszubilden, dazu war die zu seiner Zeit noch nicht erfundne Analysis des Unendlichen nothwendig," sagte Laplace.

fand wenigstens in der Betrachtung der magnetischen Erscheinungen eine vorläufige Annäherung an die Enthüllung des größesten, offenkundigsten und zugleich verborgensten Geheimnisses der Natur. Seine Forschungen, namentlich über die Abweichungen der Magnetnadel und andre Aeußerungen der polarischen Naturkraft des Magnetes, wurden zwar erst im J. 1600 bekannt, sie fallen jedoch ihrem Entstehen nach, schon auf eines der früheren Jahre.

Es war noch ein andrer Zug als der des Magnetes zum Eisen, mit welchem nicht der forschende Verstand, sondern das Gemüth des großen Keppler gerade um jene Zeit in vollem Maaße sich beschäftigt fand. Der allgemein geachtete Mann hatte mit den meisten adeligen Familien der Stände in Steyermark eine genauere Bekanntschaft geschlossen, unter diesen war auch die der Müller von Mühleck. Eine Tochter dieses reich begüterten Hauses, Barbara, lebte in dem Hause der Eltern, nachdem sie den ersten Mann bald nach ihrer Vermählung durch den Tod verloren, von einem zweiten, wegen seiner üblen Aufführung sich hatte scheiden lassen. Sie war, erst 23 Jahr alt, in der Blüthe der Schönheit und, wie dies ihre Freundschaft mit Keppler bezeugte, für geistige Unterhaltung und Bildung nicht unempfänglich. Aber die Hand ihrer Tochter dem Professor der Mathematik an einem Gymnasium zu geben, das fiel den Eltern so schwer, daß Keppler sich genöthigt sahe, zuvor seine adelige Abstammung nachzuweisen und während er nach Würtemberg gereist war, um sich die nöthigen Documente für diesen Nachweis zu verschaffen, hätte nicht viel gefehlt, daß man die schöne Braut ihm abwendig gemacht hätte. Aber die Macht seiner Persönlichkeit, obgleich jene mehr eine innre, geistige, als eine äußere war, siegte; die erwünschte Verbindung kam im Jahr 1597 zu Stande.

Dem armen Fremdling, den das eigne Vaterland von sich gewiesen hatte, schien sich jetzt eine heimathliche Ruhestätte aufgethan zu haben; mit dem Glück der ersten Liebe war ihm zugleich die Aussicht auf eine sorgenfreie äußre Stellung geworden, welche ihm jene Ruhe und den Besitz jener Hülfsmittel gewähren konnte, deren seine wissenschaftlichen Forschungen bedurften.

Aber dieses Glück war, wie ein Sonnenblick in den stürmischen Tagen des angehenden Aprils, nur von sehr kurzer Dauer. Die Stimmung gegen die Protestanten in Steyermark war seit dem Regierungsantritt des Erzherzog Ferdinand im J. 1598 eine andre geworden, als sie während der vormundschaftlichen Verwaltung des Landes gewesen; die protestantischen Prediger führten selber, wie dies ein Brief Kepplers an Mästlin (vom 9. Dec. 1598) berichtet, durch ihr unbesonnenes aufregendes Benehmen den Ausbruch jener Stimmung herbei; sie wurden, mit ihnen zugleich auch Keppler aus dem Lande gewiesen. Auf den Rath ihrer Vorgesetzten hatten die protestantischen Lehrer sich an die ungarische und croatische Gränze zurückgezogen; von dort wurde Keppler nach einem Monat auf Befehl der Minister zurückgerufen und selbst sein Ansuchen um einen Schutzbrief wurde ihm gewährt, denn die gelehrten Männer, welche den Erzherzog umgaben und dieser selber, erkannten seine hohen Verdienste um die Wissenschaft an. Dennoch blieb Kepplers Stellung, seitdem nach dem Austreiben der protestantischen Lehrer der Unterricht an dem Gymnasium zu Gräz aufgehört hatte, immerhin nur eine, für sein Gefühl sehr beschwerliche; denn man gewährte dem gewesenen Professor der Astronomie seine Besoldung nur wie eine Gabe des Mitleids.

Keppler indeß bewies es, durch seine wissenschaftlichen

Arbeiten, daß er jene Vergünstigung nicht umsonst genöße. Sein Aufsatz über eine, im J. 1600 bevorstehende Sonnenfinsterniß, in Verbindung mit jenen Forschungen über das Licht und über das Sehen, welche die Grundlage seiner später im Druck erschienenen Werke über die Optik bildeten, sind eine Frucht jener Musestunden gewesen, die er mitten unter dem Gedräng der Sorgen und der drohenden Stürme von außen genoß. Er war der Erste, welcher den Sonnenstrahl in seine sieben Farben zerlegte und im thierisch-menschlichen Auge den Bau der Netzhaut und der Krystalllinse, so wie die Gesetze ihrer Wirksamkeit beim Sehen erforschte *). Neben dem Sehen durch das bloße, natürliche Auge beschäftigte ihn auch jenes erweiterte, die Räume des Himmels durchdringende Sehen, das durch die Entdeckung des Fernrohres bald nachher in einer unerwarteten Weise möglich wurde. Er war es, welcher zuerst die Einrichtung eines astronomischen, aus zwei convexen Gläsern zusammengesetzten Fernrohres auseinandersetzte und hierdurch Erfinder dieses für die späteren Entdeckungen so folgenreichen Werkzeuges so wie der Begründer der Dioptrik **) wurde. Der berühmte Descartes nennt Keppler seinen Lehrer in der Optik. In solchen, das Gemüth erhebenden Forschungen, welche ihren Lohn in sich selber trugen, fand der vielbedrängte Mann ein Gegengewicht gegen die Last der Sorgen, welche ihn, bei dem Blick auf die damaligen politischen und religiösen Zustände des Vaterlandes zu Boden zogen. In einem der Werke, das er gerade damals schrieb ***), sagt er: „Wenn Etwas ist, das den Menschen in seinem

*) Sein Werk hierüber: die Paralipomena ad Vitellionem erschien im J. 1604.

**) Seine Dioptrica wurde 1611 gedruckt.

***) De causis obliquitatis in Zodiaco.

niederbeugenden Exil aufrichten kann, dann ist es die Sternkunde, weil sie die Verherrlichung des weisesten Schöpfers zum Gegenstand hat, weil sie das göttliche Walten in der Natur gleichsam mit Händen erfasset."

Der demüthig milde Geist des Keppler, welcher mehr in der Betrachtung des Himmels als der irdischen Angelegenheiten lebte, hatte seiner Umgebung keine Gelegenheit zu Erbitterungen und Anfeindungen gegeben. Er war, so weit dies an ihm lag, ein Mann des Friedens und als solcher selbst von den Häuptern des andren Religionsbekenntnisses geschont und geachtet, welches mit dem seinigen in Widerspruch stund. Mehrere der gelehrtesten Jesuiten in Ingolstadt waren und blieben auch später mit ihm in friedlich wissenschaftlichem Verkehr der Briefe, namentlich Johann Fick, der Lehrer des Erherzog Ferdinand, sowie des Churfürst Maximilian von Bayern; der berühmte Mathematiker Cysatus, welcher es bewirkte, daß Kepplers Ephemeriden, die man, wegen ihrer Freisinnigkeit anderwärts nicht wollte drucken lassen, in Ingolstadt gedruckt werden durften, mit diesen beiden vornämlich Christoph Scheiner, der Entdecker der Sonnenflecken, aus deren Bewegung nachmals die schon früher von Keppler geahnete Axendrehung der Sonne erkannt worden ist. Keppler hätte sich durch scheinbar geringe Nachgiebigkeit in jenem Gebiet, darin das Gewissen kein Nachgeben verstattet, einen äußren Wohlstand und Frieden sichern können, der ihm für sein wissenschaftliches Streben so erwünscht scheinen mußte. Aber der innre Frieden war ihm mehr werth als der äußre; sein Glaube stund ihm höher als die ihm so werthe Wissenschaft. Jener Trostbrief an die bedrängten Genossen desselben Glaubens, zu dessen Schreiben er durch die Liebe sich gedrungen fühlte, und welchen er unter den Protestanten von Steyer-

mark circuliren ließ, konnte, so sehr sich in ihm eine Alles duldende Liebe aussprach, auf die Andersgesinnten nicht ohne unangenehm anregende Wirkung bleiben. Noch mehr jedoch war dieses bei solchen Aeußerungen des redlichen Mannes der Fall dergleichen die ist, welche sich in dem 4. Briefe desselben an den bayerischen Geheimenrath Herwart von Hohenburg findet. Keppler schreibt darin: „Ich bin ein Christ; ich habe das Augsburgische Glaubensbekenntniß aus dem elterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter, genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen in Versuchungen geschöpft; ihm hange ich an: heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel, darum bekümmere ich mich auch ernstlich um die Religion, um den Gebrauch der Sacramente.“*) Durch solche ihm durch äußre wie durch innre Veranlassung abgedrungene Bekenntnisse seiner Ueberzeugung hatte Keppler „die gebührliche Bescheidenheit und das unverweißliche Verhalten“ bei Seite gesetzt, welches die Bedingungen waren, unter welchen der Schutzbrief ihm verliehen war, es wurde ihm angedeutet, daß er binnen 14 Tagen die Güter seiner Gemahlin verkaufen oder verpachten und das Land verlassen solle. Die Gemahlin konnte sich nicht zum Verkauf entschließen, sondern zog das Verpachten vor, obgleich die Summe, welche man im Pacht empfieng, äußerst gering war, und auch von ihr noch der zehnte Theil dem Fiscus überlassen werden mußte.

5) Keppler als kaiserlicher Hofastronom.

Schon seit einiger Zeit, auch da als sein äußres Leben in Steyermark noch weniger getrübt war, hatte Keppler

*) v. Breitschwert Kepplers Leben und Wirken S. 51.

seine Hoffnung auf eine Anstellung in dem geliebten Vaterlande Würtemberg gerichtet. Wenn auch, so meinte er, die Verketzerungssucht der dortigen Theologen ihm jede Aussicht zu einer Beförderung im geistlichen Stande verschlossen haben sollte, dann würde man ihm doch wenigstens in der Heimath und unter den Glaubensgenossen dasselbe Vertrauen schenken, welches ihm unter den Genossen eines andren Glaubensbekenntnisses überall entgegen gekommen war: man würde ihn im Mindesten zu einer Anstellung in der philosophischen Facultät oder zu einer mathematischen Lehrerstelle bei einer der gelehrten Schulen für befähigt halten. Er hatte sich deshalb an mehrere Freunde in Würtemberg gewendet und als er jetzt aus der zweiten Heimath vertrieben, nicht wußte, wohin er den Wanderstab setzen sollte, da that er dasselbe dringender und anhaltender denn jemals. Aber unter dem damaligen lauten Lärmen der um ihre religiöse Ueberzeugung kämpfenden Partheien wurde die Stimme einer höheren Einsicht und Liebe nur selten vernehmbar; auch in jenen blinden Eiferern für den Buchstaben der Augsburger Confession und noch mehr für die von ihnen selber, in der „Concordienformel" hinzugefügten Sätze war weder christliches Erbarmen, noch Vernunft und Einsicht; Keppler, der vermeintliche Ketzer, sollte auch nicht einen Bissen des Brodes mit ihnen und ihren Genossen theilen. So weit es in der Macht jener Männer stund, war ihm jede Aussicht zu einem Unterkommen im Vaterland benommen.

Mit welcher Kraft des Glaubens der große Keppler alle die damals über ihn hereinbrechenden Fluthen der Anfeindungen ertrug, dies bezeugt eine Stelle seines ersten Briefes, den er aus Prag an seinen alten, treuen Lehrer Mästlin schrieb. „Ich hätte", so schreibt er, „nicht geglaubt, daß in eben dem Grade, in welchem die Verfolgung steigt, auch

die Freudigkeit zunehmen könne. Jetzt begreife ich, wie es so leicht seyn müsse, für die Religion zu sterben."

Eben in jener Zeit, darin nirgends ein Stern der Hoffnung sich zeigen wollte, war für den armen Vertriebenen schon eine Thür aufgethan, die ihm den Zugang öffnete zu der Stellung, in der sich seine geistige Wirksamkeit noch höher als bisher entfalten sollte. Tycho de Brahe, welcher nicht ganz ohne eigne Schuld mit dem dänischen Hof in solche Mißverhältnisse gerathen war, daß er seine Sternwarte Uranienburg räumen mußte, hatte sein Vaterland verlassen und am Hofe des Kaisers Rudolph II in Prag eine günstige Aufnahme gefunden. Denn dieser Kaiser, mitten in seinem irre gehenden Hange zu alchymistischen und astrologischen Träumereien hatte auch vor der wissenschaftlichen Sternkunde eine hohe Achtung und war deshalb auf Tychos Plan einer Verbesserung der von Kopernikus entworfenen astronomischen Tafeln sehr willig eingegangen. Der dänische Astronom aber, so allzu hoch er auch seine eignen Kräfte und Leistungen anschlug und so verächtlich er auch öfters auf andre Genossen der Wissenschaft herabblickte, mußte dennoch in Keppler einen Mann anerkennen, dessen Beistand ihm für sein Unternehmen von großem Nutzen seyn konnte; er hatte sich deshalb denselben von dem Kaiser zum Gehülfen erbeten und die Gewährung seines Gesuches erhalten. So anlockend auf der einen Seite für Keppler die Aussicht erschien, statt seiner eignen dürftigen Hülfsmittel den Mitgebrauch der für jene Zeit höchst vorzüglichen Tychonischen Instrumente zu erlangen und Zeit wie Kräfte in ungestörter Muse der eigentlichen, wissenschaftlichen Sternkunde widmen zu dürfen, so abschreckend waren auf der andren Seite für ihn die äußren Verhältnisse, in welche er in Prag eintreten mußte. Was er von dem hochfahrenden

Wesen des Mannes gehört hatte, dem er jetzt so ganz untergeben werden sollte, das fand er gleich bei dem ersten persönlichen Zusammentreffen mit ihm nur zu sehr bestätigt. „Tycho“, so schrieb er an Mästlin, „ist ein Mann, mit welchem man nicht leben kann, ohne sich beständig auf die gröbsten Beleidigungen gefaßt zu machen.“ Er war im October des J. 1600 aus Steyermark hinweggezogen, hatte seine Familie in Linz gelassen, er selber an einem Tertianfieber erkrankt, kam nach Prag, wo eine der ersten Nachrichten, welche ihm zukam, die war: daß seine steyermärkische Besoldung, obgleich ihm der Kaiser den Fortgenuß derselben zugesichert hatte, ihm genommen sey und nur jener dürftige Jahresgehalt ihm bleiben werde, den er als Gehülfe aus Tychos Hand empfangen sollte. Dennoch, da das Vaterland ihn verließ, sahe er sich genöthigt, in eine Schule der Prüfungen einzutreten, die für ihn unter allen, welche er bisher durchlaufen, die härteste war. Denn auch Kepplers Gemahlin, als sie nach Prag gekommen, fieng hier an zu erkranken und sie, welche sich an Geburt und Rang dem Tycho gleich achtete, fand das Verhältniß der Abhängigkeit von diesem so unerträglich, daß sie ihren kranken Mann, dessen hartnäckiges Fieber einen Uebergang in die Abzehrung zu drohen schien, nur noch mehr verstimmte und aufreizte. Dazu kam noch der wissenschaftliche Zwiespalt zwischen den beiden Astronomen. „Jede Beobachtung auf der kaiserlichen Sternwarte“, so schrieb Keppler an Mästlin, „ist eine Widerlegung des tychonischen Systemes und eine Bestätigung des kopernikanischen. Tycho kann eben so wenig seinen Aerger als ich meine Freude hierüber verbergen.“

Zum Glück für beide, zum Dienste einer und derselben Wissenschaft berufenen, dennoch im Stillen sich achtenden Männer dauerte ihr Zusammenleben nicht lange. Tycho

starb am 24. October 1601; Keppler erhielt seine Stelle, bei welcher er sich gern mit der Hälfte des Jahresgehaltes seines Vorgängers begnügte. Freilich erhielt er auch diese ermäßigte Summe, davon er seine Mitarbeiter zu bezahlen und mancherlei Unkosten zu tragen hatte, aus der immer erschöpften kaiserlichen Kasse so unregelmäßig und mit solcher Mühe, daß er oft Tage lang in der Hofkammer stehen mußte, um sich nur eine Abschlagssumme zu verschaffen, und daß nach wenig Jahren die Rückstände, die man ihm schuldig blieb, zu einer Summe von 4000 fl. anwuchsen.

Dennoch begann jetzt in gewisser Hinsicht für Keppler eine schöne, geistig fruchtbare Zeit seines Lebens, in welcher sein Geist von einer großen Entdeckung zur andren sich erhub und in diesem Auffluge zum Sonnenlicht des Erkennens der Wahrheit einen Frieden und Freuden fand, damit keine Freude des Sinnengenusses zu vergleichen ist. Schon im Jahre 1601 entdeckte er einen neuerscheinenden Fixstern im Sternbilde des Schwanes, welcher bis zum Jahr 1620 von ihm durch das Fernrohr gesehen wurde, dann aber verschwand und den Cassini im Jahr 1655 von neuem beobachtete. Nach langem, feindseligen Widerstreben waren endlich Tychos Erben, dessen Schüler, der Astronom Longomontan an ihrer Spitze stund, durch kaiserlichen Ausspruch genöthigt worden, den Schatz der 30jährigen tychonischen Beobachtungen, vor allem des Planeten Mars, an die Sternwarte und ihren jetzigen Vorstand abzugeben. Vergeblich war es hierbei gewesen, daß der neidische und erbitterte Longomontan es versucht hatte, Kepplers Arbeiten im Gebiete der Physik als müßige Speculationen herabzuwürdigen und sein ganzes Streben dem Kaiser verdächtig zu machen. Auch der Aufbau der Wissenschaft stehet unter der Leitung einer allwaltenden Vorsehung, welche es schaffet,

daß die Arbeiten des einen Menschengeistes zu denen eines andren das Material geben, oder das Werk des einen an das des andren, wie zwei an verschiedenen Orten nach vorgezeichnetem Plane zugerichtete Bausteine sich harmonisch anschließen müsse. Mit bewundernswürdiger Ausdauer unternahm Keppler die mühsame Arbeit, jeden Punkt der Stellungen des Mars am Himmel, welchen Tycho und später auch er am Himmel beobachtet hatten, in Beziehung auf die Gestalt der Bahn dieses Planeten zu vergleichen; er fand endlich, daß diese Bahn keineswegs, wie man bis dahin angenommen, eine kreisförmige sey, sondern daß sie eine Ellipse bilde, in deren einem Brennpunkt die Sonne stehet. Aber auch ein andres, fest gewurzeltes Vorurtheil, jenes nämlich, daß die Bewegung der Himmelskörper eine überall gleichförmige sey, wurde durch seine weitren Forschungen auf diesem Wege widerlegt, denn aus ihnen ergab sich, daß jener Planet in seiner Sonnennähe sich schneller, in der Sonnenferne langsamer bewege als in seiner mittleren Entfernung von der Sonne. Jene Linie aber, die man sich von dieser aus nach dem Planeten hingezogen denken kann (der radius vector genannt), beschreibt in gleichen Zeiten immer gleiche Flächen. Alsbald erkannte denn auch der tiefblickende Forscher, daß nicht allein für Mars, sondern für alle Planeten dasselbe Gesetz gelte. Diese sämmtlich beschreiben bei ihrem Jahreslaufe eine Ellipse, in deren einem Brennpunkte die Sonne stehet; bei ihnen allen schneidet die Linie des radius vector in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume der Bahn ab.

Obgleich hier nicht der Ort ist dieses weitläufiger zu erörtern, kann man dennoch das Eine sagen, daß wenn es für den denkenden Geist keinen andren Beweis gäbe für das Daseyn eines Schöpfers, seiner Schöpfung gegenüber, schon

die tiefere Beachtung des ersten Kepplerischen Gesetzes, das die elliptische Form der Bahnen bestimmt, zu einem Zeugniß für jene Grundwahrheit alles geistigen Erkennens dienen könnte. Es lag übrigens nicht in Kepplers Weise jenes Verdienst zu verkennen, das sein Vorgänger durch das Darreichen des Materials für die große Entdeckung hatte, ja er stellt diese Vorarbeiten seinen eignen Leistungen als gleichwichtig an die Seite. In der Zueignung des Werkes, darinn er seine Entdeckungen bekannt machte*), an den Kaiser, spricht er von dem Mars: „Die Astronomen vermochten diesen Kriegsgott nicht zu überwältigen, bis der treffliche Heerführer Tycho seine Kriegslisten durch zwanzigjährige Nachtwachen ausgekundschaftet hatte und nun mir es gelang mit Hülfe des Laufes der Mutter Erde ihn in seinen Krümmungen zu umgehen.“

Allerdings war eine solche Anerkennung des fremden Verdienstes nicht mehr denn billig, obgleich sich, wie dies Kästner in seiner Geschichte der Mathematik sagt, „Tychos Beobachtungen zu Keppler verhalten, wie ein Marmorblock zu Phidias; denn nur er konnte aus denselben die elliptische Bahn der Planeten ableiten. Daß aber dieser Künstler, ehe er Marmor hatte, auch in Holz bewundernswürdig schnitzte, beweist sein **Mysterium cosmographicum**.“

Der verständigeren Nachwelt, weil sie die Folgen der großen Entdeckung in ihrem ganzen Zusammenhange überblickt, fällt es allerdings leichter den hohen Werth derselben in gebührender Weise zu schätzen, doch hat es auch schon unter Kepplers Zeitgenossen nicht an solchen gefehlt, welche mit dem Erfinder der großen Wahrheit die Freude über

*) **Astronomia nova, seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis (1609).**

seinen Fund theilten. Unter diesen freilich Wenigen, steht Galilei oben an. Keppler hatte in Deutschland keinen Künstler gefunden, welcher fähig gewesen wäre ein Fernrohr, nach der in seiner Dioptrik ertheilten Anweisung zu fertigen, dem Galilei aber war dieses in Italien gelungen und er hatte durch seine Fernröhre einige der handgreiflichsten Beweise für die Wahrheit des kopernikanischen Systemes: die Phasen, ähnlich den Gestalten des zu- und abnehmenden Mondes der Venus, und den Saturnusring aufgefunden. Aber Galilei hatte noch größereEntdeckungen als diese gemacht. Er hatte das Gesetz der Beschleunigung des Falles der Körper erkannt und hierdurch ein Element der Ergänzung für Kepplers große Entdeckungen gewonnen, welches Neutons mächtigerGeist mit diesen es verschmelzend, zum Grundbau der Gravitationslehre und mithin der physischen Astronomie der neuren Zeit benutzte. Die beiden gleichzeitigen und an Kräften ebenbürtigen Arbeiter am Tempel der wissenschaftlichen Sternkunde waren wohl die einzigen in ihrer Zeit, welche einer von dem andren in vollkommenem Maaße es ahneten, welche Bedeutung ihr gemeinsames Werk habe, in welcher Beziehung die Arbeiten des einen auf die des andren, beide aber auf ein höheres Ganze stünden, dessen Vollendung einer späteren Zeit vorbehalten war. Galilei hielt über Kepplers „neue Astronomie“ zu Pavia Vorlesungen und er, welcher in seinem Vaterlande ähnliche Erfahrungen machen mußte als Keppler in dem seinigen, schreibt in einem seiner damaligen Briefe an diesen unter andrem:

„Du bist beinahe der Einzige, welcher dem was ich fand und aussage, vollkommenes Vertrauen schenkt. Den Lehrern am Gymnasium zu Florenz wollte ich durch mein Fernrohr die vier Monde des Jupiter zeigen; sie mochten weder diese

noch das Fernrohr sehen; sie verschlossen ihre Augen vor dem Lichte der Wahrheit. Diese Art Leute meint, nicht in der Natur, sondern nur allein in der Vergleichung der Texte (so lauten ihre Worte) sey die Wahrheit zu suchen. Gegen Jupiter können weder Giganten noch Pygmäen streiten. Was ist da zu thun? Sollen wir mit Democrit lachen oder mit Heraclit weinen über die Thorheit des Pöbels? Ich meine, wir halten es mit dem ersteren. Wie würdest du gelacht haben, wenn du es gehört hättest, wie der Vornehmste unter jenen Leuten in Gegenwart des Herzogs bemüht war, die neuentdeckten Weltkörper bald mit logischen Gründen, bald mit magischen Beschwörungsformeln vom Himmel hinweg zu bannen."

Die Erscheinung des Kometen, dessen wahre Bahn erst nachmals von Halley berechnet worden ist, im Jahr 1607, wurde von Keppler, so weit die damalige ungünstige Witterung es verstattete, so genau beobachtet, daß dieses den späteren Berechnungen einen sehr brauchbaren Anhaltspunkt gewährte. Von den Kometen im Allgemeinen urtheilt Keppler bei dieser Gelegenheit, neben vielen erst durch spätere Beobachtungen ermäßigten und berichtigten Ansichten über die Richtung ihres Laufes und ihre Wirksamkeit, ganz mit den Erkenntnissen auch noch der neueren Sternkunde übereinstimmend, daß der Raum des Himmels solcher Weltkörper so voll seyn möge, als das Meer voller Fische, daß wir aber nur die zu Gesichte bekommen, welche ihr Lauf in der Nähe der Erde vorüberführt. Wenn aber, so urtheilt er, dem Geiste seiner Zeit gemäß, etwas daran sey, daß die Kometen von Einfluß und Vorbedeutung für die Erde und das Schicksal ihrer Bewohner wären, so könne dieses nur daraus erklärt werden, daß überhaupt zwischen den Weltkörpern des Himmels und ihren Bewegungen ein

Verhältniß der Sympathie stattfinde, und daß auch in der Natur des Menschen aufmerkende Kräfte auf den Himmel lägen, welche durch die annahenden Kometen angeregt und beunruhigt würden. Jene astrologischen Deutungen übrigens, welche der treffliche über diesen Wahn seiner Zeitgenossen weit erhabene Mann, seinem, zu dergleichen Träumereien geneigten Kaiser zu gefallen, dem Erscheinen und der Bewegung des Kometen von 1607 beilegte, sind so voll Scherz, attischen Salzes und guter Lehren für den Herrn, zu dessen Befriedigung sie zunächst dienen sollten, daß sie im vollkommensten Einklange mit den Aeußerungen stehen, in welchen Keppler bei dieser und andren Gelegenheiten über die Astrologie sich vernehmen ließ. „Die Astrologie", so lautete die eine dieser Aeußerungen, „ist nicht werth, daß man Zeit auf sie verwende, die Leute aber wähnen dennoch, sie gehöre zu dem Geschäft eines Mathematikers."

Als Hofastronomen lag dem Keppler, seinem Kaiser gegenüber die Verpflichtung ob, nicht allein jede Erscheinung am Sternenhimmel, sondern auch die astrologische Bedeutung derselben anzuzeigen. Ein Versäumen des Letzteren wäre für seine Stellung von sehr gefährlichen Folgen gewesen. Hierauf scheint er in seiner Verwarnung an etliche Theologen, Aerzte und Philosophen, daß sie in ihrer allerdings billigen Verwerfung des sternguckerischen Aberglaubens nicht zu weit gehen möchten *), hinzudeuten, wenn er bitter scherzhaft zu den Gegnern der Astrologie sagt: „Ihr allzuklugen Philosophen schmähet diese Tochter der Astronomie über das rechte Maaß. Wisset ihr denn nicht, daß sie ihre alte Mutter mit ihren Reizen ernähren muß? Wie wenige Weise würden vermögend seyn ihre Kräfte der Astro-

*) M. v. seine Schrift: Tertius interveniens.

nomie zu weihen, wenn die Menschen nicht in der Hoffnung stünden, die Zukunft aus den Sternen des Himmels zu lesen." Auch an seinen Freund Berneker in Straßburg schreibt er bei einer spätren Gelegenheit: „Die kaiserlichen Kammerräthe lassen mich ohne Hülfe. Die Astronomie muß bei ihrer buhlerischen Tochter, der Astrologie Unterstützung suchen. Darum ist mein Verleger darauf bedacht, meine Vorhersagungen in möglichst großer Zahl abzusetzen."

Uebrigens war das, was er nach seiner lebenskräftigen Phantasie zu Gunsten der Astrologie sagte, und was in Beziehung auf die von ihm begünstigte pythagoräische Lehre von der Harmonie der Sphären stund, so geistvoll, daß man auch noch jetzt es mit Vergnügen gleich einem wohllautendem Liede vernehmen kann. „Harmonie" so sagt er, „ist Vollkommenheit der Verhältnisse. Nur der Unendliche erkennt die Harmonie der Sphären in ihrem ganzen Umfange; der Erdball hat davon bloß ein schwaches Nachgefühl. Aber schon dieses Nachgefühl regt die (des Gemüthes und der Einsicht ermangelnde) Erdseele in belebender Weise an und macht auch den Menschen zum Denken und Thätigseyn geschickter. Die Heiterkeit des Wetters ist eine Folge von dem Ruhezustand des unterirdischen Archäus. Sein Geschäft ist es den Regen (gleichsam Schweiß der Erde) hervorzurufen, damit er unsre Felder befruchte, und zu dieser Arbeit wird er durch die Aspecten: die himmlische Musik angeleitet, deren flötende Laute ihn zum Thätigseyn ermuntern."

In derselben freisinnigen Weise, wie über die Träumereien der Astrologie, äußert sich Keppler auch über die Alchymie, welcher sein Kaiser in unbedingter Weise ergeben war. In einem Briefe an den Chemiker Ruhland spricht er

unverholen seine Meinung aus, daß die Verwandlung eines Metalles in ein andres nicht möglich sey*).

Die Schwächen so wie die Verirrungen des Kaisers Rudolph lagen der Welt offen zu Tage, und wurden in der That durch die Schicksale, welche den alten Herrscher in seinen letzten Tagen trafen, hart genug geahndet. Keppler kannte die Mängel und Fehlgriffe seines Herrn so gut und vielleicht besser als irgend einer der öffentlichen, harten Richter über jene Gebrechen, er wußte aber auch zugleich, was er, so wie der gleich ihm aus seinem Vaterlande vertriebene Tycho und was durch sie beide die Wissenschaft diesem von Natur wohlwollenden Kaiser verdankten und war so wie blieb demselben deshalb in dankbarer Liebe treu ergeben. Die Alchymisten und all das andre Gesindel, das sich aus Rudolphs II Kasse bereichert, und so lange ihnen dieser Vortheil bringen konnte, in seiner Gunst sich gesonnt hatte, verließen einer nach dem andren ihren alten Wohlthäter; Keppler allein hielt treu bei dem im Prager Schloß gefangenen Kaiser aus, bis dieser, am 12. Januar 1612, niedergebeugt von Noth und Kummer, starb.

Aber auch er, Keppler selber, war in dieser Zeit von häuslichem Elend schwer heimgesucht worden. Abgesehen von dem beständigen Geldmangel, der eine Folge der unvollständigen und zuletzt ganz gehemmten Auszahlungen seiner Besoldung war, hatten sein theilnehmendes Gemüth auch noch andre, tiefer schmerzende Leiden getroffen. Seine Gemahlin, in äußeren Ehren und Wohlstand erwachsen, vermochte die beengte Lage, in der sie in Prag lebte, nicht so gleichmüthig zu ertragen wie er; sie hatte schon seit längerer Zeit an tiefer Schwermuth gelitten. Als im J. 1607 die Passauer

---

*) Epistol. mut. nr. 229.

Truppen, welche der Kaiser geworben hatte, für den lange rückständigen Sold durch gewaltthätige Erpressungen in Böhmen sich bezahlt machen wollten und selbst in Prag, in der Nähe von Kepplers Wohnung mehrere Häuser von ihnen geplündert wurden, da wirkte der Schrecken so heftig auf die bedauernswürdige Frau ein, daß dieselbe Anfälle von Epilepsie bekam, die zuletzt in Geistesverwirrung übergieng. Im J. 1611 machte der Tod diesem Leid ein Ende, und nahe in derselben Zeit verlor Keppler auch drei seiner Kinder an der Pockenkrankheit. Zu diesen Leiden kam noch die Kränkung, daß seine Stieftochter, welche nach Steyermark gezogen war, ihren noch lebenden Geschwistern die mütterliche Erbschaft streitig machen wollte.

Rudolphs II nächstältester Bruder Matthias, schon längst im Besitz aller Einkünfte und Länder der Monarchie, war jetzt auch dem Titel und Rechten nach römischer Kaiser geworden. Er bestätigte Keppler in seinem Amte als kaiserlicher Hofastronom, ließ aber demselben seine Besoldung noch ungleich schlechter auszahlen, als sein Vorgänger dies gethan hatte. Noch 4000 Gulden war man unter der vorigen Regierung dem Hofastronomen schuldig geblieben, unter Kaiser Matthias, von 1612 bis 1619 wuchs der Rückstand auf 12000 Gulden an. Da konnte keiner der Gehülfen, keiner der Arbeiter und Diener der Sternwarte mehr bezahlt werden; Keppler allein, der sich und die Seinen durch das seiner Natur so widerstrebende Schreiben von Kalendern, mit witzig-sinnreichen astrologischen Vorausverkündigungen ernähren mußte, wandelte noch auf den verödeten Sälen unter den jeder nöthigen Ausbesserung und Vervollständigung beraubten Hülfsmitteln herum. Dennoch wußte der Kaiser bei Gelegenheit der Dienste seines Hofastronomen sich auf eine Weise zu bedienen, welche alle Kräfte desselben in Anspruch

nahm. So auf dem Reichstag zu Regensburg im J. 1613, wo Keppler durch seinen Einfluß, wie durch sein in deutscher Sprache verfaßtes gründliches Gutachten vergeblich sich bemühte die protestantischen Stände dahin zu bewegen, daß auch sie der allgemeinen Einführung des verbesserten, naturgemäßern Gregorianischen Kalenders sich annehmen möchten. Als auf diesem Reichstage auch über Kepplers Forderung der rückständigen Besoldung eine Berathung statt fand, entschied die Stimmenmehrheit zwar zu seinen Gunsten, er aber erhielt demohnerachtet keinen Heller. Und dennoch fragte ihn der kaiserliche Geheimerath Wakher von Wakhensels, warum die astronomischen Tafeln, deren Ausarbeitung er versprochen, noch nicht erschienen seyen, obgleich jeder wußte, daß der Vorwurf nicht erfüllten Versprechens auf ganz andre fiel als auf den vielgeplagten Mann, dem jetzt alle Arbeit ohne Bezahlung allein oblag, und welcher, um nicht zu verhungern oder zu betteln, Kalender machen mußte.

Als Keppler von aller andren Hülfe sich verlassen sahe, da folgte er, mit Bewilligung des Kaisers, dem Rufe der Stände des Landes ob der Ens zu einer Professur der Mathematik an dem Gymnasium zu Linz und zog mit seinen beiden Kindern, dem Sohne Ludwig und der Tochter Margaretha dorthin.

6) Kepplers Leben in Linz.

Die Leiden wie die Freuden des trefflichen Mannes, aus dessen Leben wir hier einige Züge mittheilen, wuchsen beständig in gleichem Maaße; je heftiger die Stürme von außen ihm zusetzten, desto kräftiger wurden auch von innen die Tröstungen und Erquickungen, welche sein Gemüth empfieng. In dem Zeitraum von 1614 bis 1620 wurden Kepplers Forschungen durch die größesten, herrlichsten Ent-

deckungen belohnt; seine Verdienste um die Wissenschaft fanden, wenn auch nicht in Deutschland, doch in andren Ländern die ehrendste Anerkennung; in seinem häuslichen Leben genoß er eines Friedens und einer Freude, welche er vorher noch nie empfunden.

Wenn man jedoch in seinen, während dieser Zeit verfaßten Schriften, so wie in vielen seiner Briefe jene Seligkeit des Geistes, jene Himmelsfreuden mit empfindet, welche das Erkennen der Ordnung und der Gesetze ihm gewährte, nach denen eine göttliche Weisheit das sichtbare Weltall regiert und erhält, wenn man durch den Inhalt jener Schriften, wie in der Nähe eines Göttlichen, freudig sich erhoben fühlt, dann wird man auch durch die Mittheilungen desselben glücklichen Mannes über die wüthenden Angriffe, welche die todte Orthodoxie seiner Confessionsgenossen von unten her auf ihn machte, desto tiefer betrübt und verletzt. Dort ein frommer, demüthiger, kindlichgläubiger Priester des Herrn, am Altar der Natur, hier hochmüthig fleischliche Eiferer, in denen der Buchstabe Geist und Leben der Liebe getödtet hatte, unwürdig des Altares, an welchem sie, wenn sie lieblos und mit Haß im Herzen ihm naheten, statt der Segnungen nur das Gericht empfangen konnten. Und wenn uns nach einer andern Seite hin Kepplers Briefe einen Blick thun lassen in das stille liebliche Leben seines eignen Hauses, dann wird die Freude hieran desto fühlbarer getrübt durch den Jammer, der seine Familie in Würtemberg traf, als man dort seine alte, siebenzigjährige Mutter der Hexerei beschuldigte und peinlich verfolgte. Die Schmach, welche damals, von dem Vaterlande aus sich über sein ganzes Haus ergoß, konnte kaum durch die Ehren aufgewogen werden, welche England und Italien ihm erwiesen.

Die erste Erfahrung, welche Keppler bei seinem Eintritt in das neue Lebensverhältniß machen mußte, gehörte nicht zu der Reihe der erfreulichen, sondern der schmerzlichen Begegnisse, welche seiner in Linz warteten. Dort war seit 1610 Hauptpastor der damals zahlreichen lutherischen Gemeinde, Daniel Hizler, ein geborener Würtemberger. Dieser wußte nichts Angelegentlicheres zu thun als seinem großen Landsmann gleich nach den ersten Kirchenbesuchen desselben die Würtembergische, sogenannte Concordienformel zur beistimmenden Unterschrift vorzulegen und da Keppler in Beziehung auf die in jener „Concordienformel" anbefohlene Verfluchung der Reformirten, wegen ihrer abweichenden Auslegung der Einsetzungsworte des Abendmahles eine Verwahrung beisetzen wollte, sprach Hizler alsbald über ihn, als selbst einen Ketzer, die Excommunication aus. Keppler wendete sich deshalb an das Consistorium zu Stuttgart mit der bescheidnen Bitte ihm entweder seine Zweifel über die Zulässigkeit der Verfluchung der Christen einer andren Bekenntnißform zu lösen, oder doch den Ausspruch zu thun, daß Hizler ihn, ohne sein Gewissen zu verletzen, zur Communion zulassen könne. Denn im Fall er genöthigt sein würde außerhalb der Stadt zur Communion zu gehen, möchte dieses bei Andren gegen den Geistlichen, durch welchen er das Abendmahl empfinge, ein Vorurtheil erregen und auch in andrer Beziehung ein Aergerniß geben.

Die Antwort der Würtembergischen Orthodoxen auf jenen christlich bescheidnen, demüthigen, aus tiefer christlicher Erkenntniß hervorgegangenen Brief kann für alle Zeiten lehrreich seyn. Nur wie zum Spott scheinen sie im Eingang ihres Schreibens seine Sprache der Bescheidenheit nachzuäffen, dann aber alsbald reden sie in ihrer Weise. Sie nennen ihn, den in Noth und Todesgefahr treuen Bekenner des

gemeinsamen Glaubensgrundes einen Wolf in Schafskleidern, einen Maulchristen; seine Zweifel sind in ihren Augen ungereimte Speculationen, ihre Concordienformeln dagegen Gottes Wort; ein blinder Glaube daran ist Bedingung zur Seligkeit; sie rathen dem über ihre beschränkten Köpfe hoch erhabenen Geiste, er solle bei seiner (in ihren Augen sehr gering geachteten) Mathematik bleiben, mit dem Studium der heiligen Schrift sich nicht befassen.

In Beziehung auf diesen Erlaß des Stuttgarter Consistoriums schreibt der jüngere, von seinem Namensvorgänger durch Milde der Gesinnung sehr verschiedene Joh. Val. Andreä an Keppler. „Die neue Theologie ist durch sophistische Untersuchungen und nutzlose Fragen so dornig, daß weder Petrus noch Paulus, wenn sie ins Leben zurückkehrten, bei ihr Eingang finden könnten." Keppler selber schreibt darüber an Mästlin: „Ich könnte all diesem Krieg ein Ende schaffen, wenn ich, ohne eine Ausnahme zu machen, Alles unterschriebe. Ich vermag aber nicht in Sachen der Religion zu heucheln. Mein Gewissen erlaubt es mir nicht ihren Haß zu theilen und durch meine Unterschrift zu einem verdammenden Richter mich aufzuwerfen; denn verdammen kann ich meine Brüder nicht; sie stehen oder sie fallen, immer sind sie des Herrn und meine Brüder."

Zu dem betrübenden Ereigniß gesellte sich bald nachher, für den vielgeprüften Mann ein sehr erfreuliches. Kepplers erste Ehe, wie man dies aus verschiedenen, auf fremder Mittheilung beruhenden Zügen schließen muß, war im Ganzen kaum eine glückliche zu nennen. Das hochgeborene, adelige, in Wohlstand erwachsne Fräulein, konnte sich niemals in die Entbehrungen und Beschwerden des armen Lebens eines solchen Gelehrten finden, wie Keppler war; jene tiefe Schwermuth, welche sie bei den trüben Ver-

hältnissen in Prag ergriff, nachmals ihr schweres leibliches und geistiges Erkranken konnte auf den, unter eignen Lasten seufzenden Mann nur niederbeugend, nicht erheiternd wirken. Keppler bedurfte einer treuen Mutter für seine beiden Kinder; in Effertingen führte ihm die Vorsehung eine Lebensgefährtin zu, welche durch Tugend wie durch Bildung und eine hohe äußre Anmuth ganz geeignet war, ihm alle Freuden einer im Himmel geschlossenen, glücklichen Ehe zu gewähren. Susanna Rettinger, eine Bürgerstochter aus Effertingen, von der Gräfin von Stahremberg, deren Liebling das schöne, sanfte Kind war, erzogen und gebildet, reichte ihm schon im Jahr 1613 ihre Hand und wurde von da an eine treue, freudige, liebevolle Genossin aller seiner Schicksale, bis zu seinem Tode.

Ein höheres geistiges Leben war in den, schon vorhin immer thätigen Mann gekommen. In Linz schrieb er die männlich reifesten, die erhabensten seiner Werke. Was er von dem einen derselben, einem der spätren, in einem Briefe an seinen Freund Bernecker in Straßburg schreibt, das mag noch vielmehr von den ungleich bedeutenderen Arbeiten aus dieser Zeit gelten. „Diese Beschäftigung", so schreibt er, „macht mir zwar mehr Mühe, als das Lesen derselben meinen Lesern, ich empfange aber auch zugleich aus ihr eine reichere Fülle von Freuden als alle meine Leser zusammengenommen."

Welche erhebende Gefühle mögen das gewesen seyn, mit denen Keppler bei der Ausarbeitung seines Inbegriffes der copernicanischen Lehre *) eine seiner großen Entdeckungen an die andre zu einem, durch das was darin sich abspiegelte, göttlich schönem Ganzen sich zusammenfügen sahe.

*) Epitome astronomiae copernicanae, in 4 Bänden, welche in den Jahren 1618 bis 1622 im Druck erschienen.

Keine andre Freude dieser Art, welche jemals ein denkender Menschengeist, in der Erkenntniß der großen Werke Gottes genossen, mag aber höher gewesen seyn als die, welche der geweihte Seher der Wahrheit bei der Entdeckung des dritten von ihm gefundenen Gesetzes der Entfernungen und Umlaufszeiten der Weltkörper empfand, nach welchem die Würfelzahl der Entfernungen gleich ist der Quadratzahl der Umlaufszeiten, so daß man, wenn man z. B. die Umlaufszeit eines Weltkörpers kennt, hieraus mit voller Sicherheit seinen Abstand von der Sonne finden kann, indem man aus der Quadratsumme der ersteren die Cubikwurzel aufsucht*). Es war am 8. März 1618, als Kepplern auf dem Wege seiner mühsamen Rechnungen dieses eben so folgenreich erhabene als einfache Gesetz, gleich einer Erscheinung aus einer Welt des Geistigen entgegentrat. Er traute seinen eignen Augen nicht, meinend, er habe durch eine Uebereilung im Rechnen sich selber getäuscht. Als er aber zwei Monate später (am 15. Mai) sich noch einmal an die Arbeit begab, da war der große Schatz gehoben, von welchem der tiefsinnige Verfasser der **Mecanique céleste**, der berühmte Laplace sagt, daß in ihm, in Verbindung mit den beiden ersten Kepplerischen Gesetzen die Keime zu der ganzen Mechanik des Himmels liegen. Ein Jahr hernach theilte Keppler seine Entdeckung des dritten Gesetzes der Mitwelt in einem Werke mit, welchem an Tiefe, an Klarheit und Erhabenheit der Gedanken nur wenig Menschenwerke im Gebiet der Wissenschaft nahe kommen. Mit Recht nannte er dasselbe die

*) Wenn z. B. ein Planet gerade 8 Jahre der Erde zu seinem Umlauf brauchte, dann müßte sein Abstand von der Sonne 4mal so groß seyn, als der der Erde, denn das Quadrat von 8 ist 64, die Cubikwurzel aus 4mal 4mal 4 oder aus 64, ist 4.

Harmonie der Welten *); die Welt der Sichtbarkeit und ihre Gesetze erscheinen in diesem wundervollen Buche so durchwirkt von den Kräften einer Welt des Geistigen und Ewigen, wie der lebende Leib von der Seele; in ihren Harmonien vernimmt man ein Loblied des Schöpfers, das nie verstummt, sondern das ertönet bei Tag wie bei Nacht durch die Aeonen der Aeonen. „Ich danke dir", so spricht Keppler am Schluß jenes Buches, „ich danke dir mein Schöpfer und mein Herr, daß du mir diese Freuden an deiner Schöpfung, das Entzücken über die Werke deiner Hände geschenkt hast. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen kund gethan, so weit mein endlicher Geist deine Unendlichkeit zu fassen vermochte. Wo ich etwas gesagt, das deiner unwürdig ist, oder nachgetrachtet haben sollte der eignen Ehre, das vergieb mir gnädiglich."

In der Vorrede ermahnt er die italienischen Buchführer, durch welche gewöhnlich eine große Zahl von Exemplaren seiner Werke abgesetzt wurden, daß sie aus Achtung gegen die Obrigkeit seine „Harmonie der Welten", darin die Wahrheit des copernicanischen Systems aufs Einleuchtendste erwiesen war, nicht an Jedermann, sondern nur an sachverständige Gelehrte abgeben möchten. Es bezieht sich dies auf die Stelle eines Briefes des geistreichen Grafen Blancus, welcher seinem deutschen Freunde meldet, daß man zwar in Italien die Verbreitung der Lehre von der Bewegung der Erde unter dem Volk durch das Verbot der Bücher solchen Inhaltes verhindern wolle, daß aber, wenn tausend Exemplare der Harmonie der Welten nach Italien kämen, sie alle um hohen Preis würden verkauft werden. Uebrigens sagt Keppler über die damaligen religiösen Bedenklichkeiten solcher

*) Harmonices mundi. In 5 Büchern 1619.

Art sehr treffend: „Der Tag ist nahe, an dessen Licht die fromme Einfalt ihres blinden Wahnes mit Beschämung inne werden und wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen sich freuen wird."

Keppler eignete jenes Hauptwerk seines Lebens dem König Jacob I von England mit dem Wunsche zu, daß in ihm die Harmonie der Kirche ihr Zusammenstimmen finden möge. Es war dies nur eine dankbare Erwiederung jener huldvollen Beachtung, welche dieser König ihm erwiesen hatte, als er durch Lord Wotton unter sehr vortheilhaften Bedingungen ihn nach England berufen ließ*). Vieler Noth, die später sein wartete, wäre er durch die Annahme dieses Rufes entgangen, auch war schon seine damalige Lage in dem vom Krieg bedrängten Linz, bei dem Vorenthalten der Besoldungszahlung und aller andren Einkünfte eine sehr peinliche, dennoch hieng der seltsame Mann so fest am Vaterland, daß er sich zum Auswandern auf die brittische Insel nicht entschließen konnte. Er, dessen Geist sich an den rastlosen Bewegungen der Welten des Himmelsraumes vergnügte, würde, wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, nicht über einen Grad der Breite seiner kleinen Erde von der Wiege seiner Heimath hinweggezogen seyn.

Allerdings waren die bereits erwähnten Werke, die **Epitome** und die **Harmonices mundi** ihrem Gehalt nach die bedeutendsten aus dieser Zeit von Kepplers Leben. Ab-

*) Sir Henry Wotton war englischer Gesandter bei der Republik Venedig und machte den Antrag mündlich auf einer seiner Reisen an Keppler. M. v. **Sir David Brewster: the Martyrs of Science or the Lives of Galileo, Tycho Brahé and Kepler,** im Auszug in **the Edinburgh Review Vol. LXXX. p. 165.**

gesehen von den erst nach mehreren Menschenaltern allgemein verständlicher werdenden größesten, in ihnen enthaltenen Entdeckungen hatte auch für die Mehrzahl der damaligen Zeitgenossen, namentlich das Buch über die Harmonie der Welten, eine ganz neue Anschauung des Sternenhimmels schon durch die Lehre begründet, daß alle Fixsterne Sonnen, gleich der unsrigen, wahrscheinlich auch von einer Planetenwelt umgeben seyen, und daß die Lage unsres Sonnensystemes in einer näheren Beziehung zur Milchstraße stehe; daß das Licht kein ausströmender Körper, sondern die Folge eines Bewegens sey (er sprach, noch ehe die Beobachtung dies entschieden, die Wahrheit aus, daß die Sonne sich um ihre Axe bewege). Aber außer jenen großartigeren Arbeiten veröffentlichte Keppler in den Jahren von 1614 bis 1620 auch noch mehrere kleinere, unter denen einige, nur wie im Scherz hingeworfene, die Keime nachmaliger bedeutender Anwendungen in sich tragen. Seine Stereometrie der Fässer (1615) führte Fermont auf die Erfindung der Differentialrechnung, und von nicht minderer Bedeutsamkeit sind seine Forschungen über die Gestalt der Schneeflocken; über die Vermehrung des Menschengeschlechtes, sowie seine physikalischen Ketzereien (Paradoxa physica), ja selbst seine Erfindung der Wasserschrauben.

Wer könnte es diesen, wie aus dem Himmelsblau eines immer heitren, klaren Geistes hervorgegangenen Arbeiten anmerken, welcher tiefe Schmerz während der Zeit ihres Entstehens auf den Verfasser derselben einwirkte! Und dennoch war dieses zum Theil ein solcher, dem ein minder starker Geist ganz erlegen seyn würde. Von der einen Seite brach ein Ungewitter der Verfolgungen über Keppler als treuen Gefährten seiner Glaubensgenossen, von der andren eine Fluth der Lästerungen über ihn und sein ganzes Haus durch

den Verdacht herein, der seine unglückliche alte Mutter getroffen hatte.

Als der Sohn vor 20 Jahren sein Vaterland verließ, war die Mutter eine unbescholtene, geachtete Frau gewesen. Ihre Tochter Margaretha, die dem Mathematiker an sanfter, guter Gemüthsart am meisten glich, bezeugte: daß sie von ihrer lieben Mutter in Gottesfurcht und in allen Tugenden wohl unterwiesen und durch das Vorbild des christlichen Wandels, den dieselbe führte, darin bestärkt worden sey. Andre sagten von der alten Kepplerin aus, daß sie allerdings ein Weib von heftiger, leicht reizbarer Gemüthsart und ihrer Zunge, wenn sie in Zorn war, nicht mächtig gewesen sey. Als die Tochter von dem Aufenthaltsort der Mutter, auswärts, an Pfarrer Binder sich verheirathet hatte, war die einsame Alte bei ihrer lebhaft redseligen Natur genöthigt, ihre tägliche Unterhaltung in fremden Häusern und Familien zu suchen, wo sie öfters in Dinge sich mischte, die nicht ihres Amtes waren. Den Verdacht aber der Hexerei hatte sie durch andre, durchaus absichtslose Nachlässigkeiten erregt. Eine von diesen war es, daß sie den Wein, um nicht immer, wenn ein Gast zu ihr kam, in den Keller hinabsteigen zu müssen, oben im Zimmer, in zinnernen Kannen, vielleicht auch in andren metallenen Gefäßen stehen hatte. Sie war, nach der Sitte ihres Landes gastfrei, und pflegte jedem Besuchenden, jedem der ihr den kleinsten Dienst erwiesen, einen Trunk des selbstgebauten oder vaterländischen Weines darzureichen. Welche schädliche Bestandtheile aber ein solches Getränk, bei längerem Stehen und bei einiger Versäumniß der sorgfältigen Reinigung selbst in manchen damals sogenannt „zinnernen“ Gefäßen annehmen könne, das wußten selbst die Gelehrten jener Zeit noch nicht zu beurtheilen. Ein Barbiergeselle hatte nach einem Trunk sol-

chen Weines, den sie ihm reichte, Kopfweh und Erbrechen bekommen. Der Schulmeister Beutelspacher, ein Schulcamerad des Mathematikers hatte ihr die Briefe von diesem gewöhnlich vorgelesen und auch beantwortet und bei solcher Gelegenheit, so wie dann, wenn er in ihrem Baumgarten arbeitete, jederzeit einen reichlichen Trunk aus den zinnernen Kannen empfangen. Der Mann hatte sich einst, als er mit einem schweren Tragkorbe beladen über einen Graben springen wollte und dabei niederstürzte, durch den Fall am Rückgrat wehegethan und er schrieb die Folgen dieses Zufalles später, als das Gerücht von den Hexereien der Kepplerin sich zu verbreiten anfing, bloß dem vermeintlichen Zaubertrank des Weines seiner Nachbarin zu. Vor allen andren war es ein rachsüchtiges Weib, welcher die Kepplerin einst mit scharf schneidender Zunge ihren früheren bösen Lebenswandel und die damals von ihr, zur Verbergung des Verbrechens gebrauchten unnatürlichen Mittel vorgeworfen hatte, welche in wahnsinniger Wuth als Zeugin auftrat, um die unglückliche Alte als Hexe zu verschreien. Selbst ihr jüngster Sohn Heinrich, ein Mensch von gefühllos rohem Gemüth, der, als Invalid mit einer Schaar von Kindern zurückkehrend der Mutter zur Last lag, bald hernach aber starb, hatte gegen eine Nachbarin ein schmähendes Wort über die Küche seiner Mutter gesprochen, dem man später, beim Zeugenverhör, eine widersinnig abergläubische Deutung gab. In die höchste Gefahr jedoch hatte sich die unglückliche Alte gestürzt, als sie ihrem boshaften Richter, den Vogt Einhorn ins Gesicht den (gerechten) Vorwurf der Bestechlichkeit machte und diese Gefahr wurde noch dadurch vergrößert, daß der Leibbarbier des Herzogs Achilles, ein Verwandter ihrer erbittertsten Feindin war. Leider trat selbst der oberste Geistliche des Ortes, der Decan Buk auf

die Seite der abergläubigen und rachsüchtigen Kläger, deren Zahl sich, seitdem einmal der Verdacht gegen die Alte erregt war, durch Jeden vermehrte, in dessen Haus, nachdem die bedauernswürdige Frau darin gewesen, irgend ein Unfall ausgebrochen war. Sogar durch ihr Begegnen auf der Gasse sollte sie Kindern irgend eine zauberische Verletzung angethan haben.

Man darf nicht vergessen, in welche Zeit dieser unsinnige und ruchlose Hexenprozeß fiel. Ein armes Weib, aus dem Dorfe der Kepplerin gebürtig, wurde, weil sie im Verdacht der Hexerei stund, auf Befehl des unsinnig grausamen Vogtes Einhorn so hart gefoltert, daß der Daumen an der Wage hängen blieb; Folter und Scheiterhaufen waren von jenem Manne auch der Mutter des großen Mathematikers zugedacht. Keppler hatte im Jahr 1615 durch einen Brief seiner Schwester Einiges von den Beschuldigungen erfahren, die man seiner Mutter machte. Ein Brief von ihm, an den Kanzler Faber, sowie das Ansehen dieses Freundes scheinen damals für einige Zeit die Feinde seiner Mutter geschreckt zu haben. Das Feuer jedoch der Gehässigkeit und des furchtbaren Verdachtes, das gegen die unglückliche Alte weit umher im Volk sich entzündet hatte, wurde dadurch nicht ausgelöscht, sondern wie ein Brand im Walde zündete es weiter. Man hatte sie aus der Gemeinschaft ihrer Kirche ausgeschlossen, man verbat sich ihren Besuch in den Häusern, sie sahe von allen Menschen sich verlassen, verabscheut und geflohen, nur die Tochter Margaretha und ihr großer Sohn, der Mathematiker nahmen sich ihrer mit kindlicher Liebe und Treue an. Dieser, der Mathematiker, hatte die Mutter eingeladen zu ihm nach Linz zu kommen und ihre alten Tage bei ihm in Frieden zu verleben. Sie kam auch, blieb aber nur kurze Zeit, weil

sie fürchtete, der ungerechte Verdacht gegen sie könne durch ihre Entfernung aus der Heimath noch heftiger aufgeregt werden und in Hoffnung stund, ihr persönliches Auftreten vor Gericht, ihre wahren, aus gutem Gewissen kommenden Aussagen, würden die falschen, ungegründeten Anklagen entkräften. Ueberdieß hatten ihr auch die Gerichte mit Einziehung ihres kleinen Besitzthumes, zur Entschädigung der feindseligen Kläger gedroht und ihr Schwiegersohn so wie der Sohn Christoph in Weil sich erboten, die Beklagte vor ihre Richter zu stellen. Der Mathematiker reiste ihr nach, versuchte jedoch vergeblich sie zur Rückkehr mit ihm nach Linz zu bewegen; er kehrte, nachdem er die Angelegenheit seinen Freunden anempfohlen, allein zurück. Die arme Mutter war jetzt wieder ganz in den Händen der Feinde; ein Zeugenverhör im J. 1618 hatte durch eine zahllose Menge der unsinnigsten Aussagen den schwarzen Verdacht gegen sie vermehrt und als die Verfolger im J. 1619, nach dem Tod des Kaisers Matthias, den bisherigen Hofastronomen seiner höchsten Stütze beraubt wähnten, ja als dieser in dem belagerten Linz selber wie ein Gefangener eingeschlossen war, da wagten die Verläumder ihren furchtbarsten Angriff, in dessen Folge die 74jährige Frau ins Gefängniß geworfen und zu den Qualen der Tortur verurtheilt wurde. Jetzt aber, da die Gefahr am größesten, erschien plötzlich am 26ten September 1620 der Mathematiker, der seine Familie aus Linz nach Regensburg geflüchtet und dann zur Rettung der Mutter sich auf diese, wie er sie selber nennt, „klägliche Reise" begeben hatte. Seinem beredten Mund und seiner Feder gelang es jedoch erst nach einem Jahre und nur mit Hülfe einiger hellsehenden, edeldenkenden Räthe des Herzogs die Mutter aus dem Kerker und aus der Furcht vor Marter und Feuer=

tod zu befreien und die scharfsinnig klare Beleuchtung aller Ungerechtigkeiten und Fehlgriffe, welche in diesem Hexenprozeß gemacht worden waren, hat sehr wesentlich dazu beigetragen, zunächst in Würtemberg, dann auch in andren deutschen Ländern den Regierungen die Augen zu öffnen über jene Blutschulden, die man bis dahin in dem Verfahren gegen Tausende solcher Unglücklichen, wie Kepplers Mutter war, aufgehäuft hatte. Die alte Mutter entgieng aller weitren Noth der Erde durch ihren Tod am 13. April 1622.

Keppler hatte durch diesen langen, schweren Kampf mit fremden Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten nicht bloß mehrere Jahre seiner ihm so kostbaren Zeit verloren, sondern auch, in der beständigen Bewegung des Gemüthes, an Kräften des Leibes so wie an den ihm selber so sparsam zugetheilten Geldmitteln ungemein viel aufgeopfert. Schwerer jedoch und empfindlicher als dieses Alles fiel ihm und den Seinigen die große Schande, welche nach den Vorurtheilen jener Zeit seinen Namen, als den des Sohnes einer Mutter trafen, welche im Verdacht der Hexerei stund. Bis hin zu den Ufern der Ostsee hatte das schmählige Gerücht, mit vielen Zusätzen sich verbreitet. Die Stelle als Hofastronom war seit Kaiser Ferdinands Regierungsantritt eingezogen worden, eben so die der Professur in Linz; nirgends zeigte sich für Keppler im deutschen Vaterland ein Ort des Unterkommens. Da öffnete sich ihm eine Aussicht, so vortheilhaft als ihm noch keine in Deutschland geworden war, auf eine Anstellung in Italien. Der geistvolle Prinz Julius von Medicis hatte den berühmten Mann durch Galilei der Republik Venedig empfehlen lassen, diese zeigte sogleich sich geneigt auf die Empfehlung einzugehen und Galilei freute sich schon innig auf Kepplers Nahekommen und persönliche Bekanntschaft. Fast um dieselbe Zeit ergieng auch

ein andrer Ruf an den großen, deutschen Astronomen; die Universität Bologna wollte ihn für eine Professur der Mathematik gewinnen. Keppler aber fühlte sich dem Vaterland in all seinen Leiden und Freuden so tief verbunden und wußte den Werth der allerdings vielfach verkümmerten geistigen Freiheit desselben so hoch zu schätzen, daß er sich nicht entschließen konnte, nach Italien zu gehen. Mit ungebeugtem Muthe gieng er der Noth und den Sorgen entgegen, die in den letzten Jahren des Lebens seiner warteten.

Noch während seines Aufenthaltes in Würtemberg hatte er die Beobachtungen zweier Mondsfinsternisse im Juni und December 1620 beschrieben. Seitdem er jedoch mit seiner Familie noch einmal nach Linz zurückgekehrt war, wo er fortwährend auch durch Unterricht, wenigstens einzelner Schüler zu nützen suchte, lag ihm die endliche Ausführung einer anderen Amtsarbeit an, die ihm schon vor 20 Jahren von Kaiser Rudolph aufgetragen worden. Es war dies die Umgestaltung und Verbesserung der zuletzt von Copernicus veröffentlichten sogenannt prutenischen, astronomischen Tafeln. Keppler gab denselben durch seine Bearbeitung nicht nur eine ganz neue Gestalt, sondern auch, zu Ehren seines alten Wohlthäters, des Kaisers Rudolph den Namen der Rudolphinischen. Sie sind nach Laplaces Urtheil ein für alle Zeiten denkwürdiges Unternehmen. Zum ersten Male waren hier die astronomischen Berechnungen auf die wahren Gesetze der planetarischen Bewegung begründet, führten mithin zu einem untrüglich wahren Resultat. Wenn man bedenkt, daß Keppler die Arbeit der mühsamen Rechnungen*),

*) Nepers Erfindung der Logarithmen, durch welche dem rechnenden Astronomen mehr als die Hälfte der Zeit und Mühe erspart wird, war damals noch nicht gemeinnützig

weil ihm nicht einmal seine Besoldung, geschweige die eines Gehülfen bezahlt wurde, ganz allein auf sich lasten hatte, daß er mitten in der Beschäftigung durch die Unruhen des Krieges und häusliche Noth so oft unterbrochen und gehemmt wurde, daß in die Zeit des schon begonnenen Druckes die Vertreibung der Protestanten und zugleich die seinige aus Linz fiel und der Umzug nach Ulm, dann wird man erst im Stande seyn, die riesenhafte Arbeit, welche hier in 65 Folioseiten zusammengedrängt ist, recht zu würdigen. Da die Anweisungen, welche der Kaiser ihm, zur Bezahlung der Druckkosten an mehrere Reichsstädte ertheilt hatte, gar nicht oder nur zum Theil beachtet wurden und die Auslagen dafür meist den Verfasser trafen, hatte dieser das Recht empfangen, so viel Exemplare der im J. 1627 zu Ulm gedruckten Tafeln für seinen Vortheil zu verkaufen als nach dem Betrag des Preises, den die kaiserliche Bücher-Commission dafür festgesetzt hatte, zur Vergütung seiner gemachten Auslagen hinreichend wären. Jener Preis war zu 3 fl. angeschlagen, Fürsten aber, Universitäten und mehrere wohlbemittelte Freunde der Gelehrsamkeit sendeten dem Verfasser als Beweis ihrer persönlichen Achtung für dieses längst ersehnte und erwartete Werk Summen, deren hoher Betrag den so bescheiden angesetzten Preis unvergleichbar weit übertraf. Es war dies ein Zehrpfennig, den die Vorsehung

---

gemacht. Als dieselbe in den letzten Lebensjahren Kepplers in Deutschland bekannt wurde, hatten die Mathematiker ein Mißtrauen dagegen, weil der Erfinder aus dem Grunde, darauf seine Erfindung beruhete, ein Geheimniß machte. Keppler hatte kaum einen Blick in das Buch gethan, da fand er sogleich die Theorie der Logarithmen, die er in seiner Chilias Logarithmorum 1624 bekannt und hierdurch den Mathematikern die große Erfindung erst annehmlich machte.

dem standhaften Dulder auf den letzten Theil seines Pilgerweges, so wie seiner Wittwe und seinen Waisen zur Hülfe in ihrer Noth zusendete.

7) Kepplers Lebensende.

Die letzten Tage des trefflichen Mannes sollten wo möglich noch unruhiger und getrübter werden als seine früheren gewesen. Es scheint ein wesentliches Element der Erziehung für den großen, zeitlichen wie ewigen Beruf seines Geistes gewesen zu seyn, daß jenem natürlichen Sehnen nach Frieden und Ruhe, welches in ihm lag, nirgends auf der Erde ein Anhaltspunkt noch Befriedigung werden sollte, damit dieses Sehnen immer mehr an die Richtung von der Erde hinweg nach dem Himmel sich gewöhnen möge.

Oesterreich war dem treuen Anhänger des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses fast verschlossen, doch hatte Keppler seine Stellung als Hofastronom sammt der zu ihr gehörigen Besoldung von neuem empfangen. Damit aber die kaiserliche Hofkammer dieser Ausgabe so wie der Last der Rückstände auf die früheren Besoldungsbeträge von 12000 fl. enthoben werde, wurde der Astronom mit all seinen Anforderungen dem mächtigen Gönner und Freunde, weniger freilich der Astronomie als der Astrologie, dem Herzoge von Friedland und Sagan: Wallenstein übergeben. Aus den Einkünften des dem Feldherrn neu verliehenen Herzogthumes Mecklenburg sollten beide: die Besoldung wie die Schuldforderungen Kepplers bezahlt werden. Wallenstein war es fähig den Werth eines solchen hochstrebenden Geistes, wie der des Keppler war, zu ahnen, wenn auch nicht vollkommen ihn zu würdigen. In Sagan war der große Astronom ein Genosse seines Tisches wie seines vertrauten Umganges und beide Männer, hochstrebend, im Genuß der

Sinnen mäßig und einfach, zum Frohsinn und Scherz wie zu ernsteren wissenschaftlichen Unterhaltungen geneigt, vertrugen sich wohl zusammen. Als aber der Herzog Kepplern zum Dienst seiner astrologischen Träumereien bestimmen wollte, da weigerte sich dieser, und Wallenstein sahe sich genöthigt neben dem Astronomen noch den Astrologen Zeno (Seni) um theuren Sold in seine Dienste zu nehmen. Auch wagte es Keppler ungescheut den mächtigen Herzog an die Schuld zu erinnern, deren Abzahlung er versprochen hatte und den Ersatz, der ihm durch eine Anstellung an der Universität Rostock geboten wurde, auszuschlagen. Dagegen übernahm er willig die Ausführung, sowohl von Wallensteins Auftrag, den Zeitpunkt der Conjunktion des Jupiter und des Saturn aufs Genaueste zu berechnen, als die des kaiserlichen Auftrages zu einer Berechnung astronomischer Ephemeriden, bis zum Jahr 1637. In einem Briefe an den treuen Freund Berneker in Straßburg, darin Keppler es erzählt, wie er Wallenstein, den von Allen gefürchteten zweimal an seine Schuld gemahnt und ihm erklärt habe, daß er dem Rufe nach Rostock nur mit Genehmigung des Kaisers folgen werde, fügt derselbe hinzu: „Du wirst über meine Kühnheit staunen und lachen, doch bedenke, daß der Herzog über seine Gnaden Herr und Meister, das Glück aber beides über den Herzog ist.“

Wallenstein verschmähete es auf die Bedingungen einzugehen, die sein Astronom ihm machte und dieser blieb mit seiner Frau und den jüngeren Kindern in Sagan, während seine beiden Kinder erster Ehe, die Tochter Susanna im Fräuleinstift zu Pforzheim, Ludwig aber, als Student der Medizin in Tübingen sich befanden. Die Verheerungen des Krieges, durch Wallenstein aus einer Provinz von Deutschland in die andre hinübergeführt, hatten sich seit dem Re=

stitutionsedikt auch über Würtemberg ergossen. Mitten unter diesem Gedränge der Noth und der Gefahren ward Kepplers Tochter Susanna die glückliche Braut eines der spätesten Schüler, welche sich der große Astronom zu seinen Gehülfen herangebildet hatte, des **Dr.** Bartsch, der als Professor der Mathematik nach Straßburg berufen war. Die Hochzeit wurde im März 1630 in des treuen Freundes Bernekers Hause gefeiert, der Bruder Ludwig und die Tante sowie der Oheim Christoph aus Würtemberg waren dabei. „Wie glücklich bin ich," schrieb Berneker an Keppler, „Deine Tochter in meinem Hause zu bewirthen; fast dasselbe als hätte ich Dich in eigner Person bei mir. Sie ist das würdige Ebenbild eines solchen Vaters; aus ihrem Angesicht wie aus ihren Gesprächen leuchtet Bescheidenheit, Klugheit und Frömmigkeit hervor."

Das junge Ehepaar fand, von kindlicher Liebe getrieben ungehemmt den Weg, mitten durch die feindlichen Heere, nach Sagan an das Herz des Vaters, dem dieses die letzte Freude sterblicher Art war, deren er auf Erden genoß. Sagan war, nach der Abreise der Kinder auch für ihn keine Stätte des Bleibens mehr. Zwar hatte er dort, außer den Ephemeriden bis auf 1637 auch seinen Hipparch und eine kleine Schrift gearbeitet, darin er den im J. 1631 sich ereignenden Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe vorausverkündete, aber die Druckerei stund wegen der Kriegsunruhen still und mit ihr stockte für ihn und seine Familie die Quelle des Unterhaltes. Da beschloß er, mit seinen alten und neuen Ansprüchen und Schuldforderungen an Kaiser und Reich, darinnen jetzt fast sein einziges noch übriges Vermögen bestund, nach Regensburg auf jenen nämlichen Reichstag zu ziehen, bei dem sich auch Tavernier, nach S. 79 als glücklicher, jugendlicher Abentheurer einfand.

Er gieng dahin mit tiefgebeugtem Muth und, wie es scheint, mit einer trüben Vorahnung seines nahen Endes. Dem treuen Berneker in Straßburg, der ihn und die Seinen unter das gastfreie Dach seines Hauses eingeladen hatte, schrieb er, 4 Wochen vor seinem Tode (am 21. Oct. 1630): „Ich nehme das Erbieten Deiner Gastfreundschaft mit innigem Danke an. Gott schütze Euch; er erbarme sich über mein unglückliches Vaterland. Bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge darf man keine Aussicht auf ein Unterkommen von sich weisen. Ich kann nicht wissen, ob meine Schwester bei dem gegenwärtigen Drucke, der auf Würtemberg lastet, von dem was sie als einen Theil meines Vermögens unter ihren Händen hat, meinem Sohne etwas schicken kann. Sey Du abermals Vater, doch kein allzu nachsichtiger. In diesem Augenblick bin ich auf einer Reise nach Regensburg und Linz, von da wieder zurück nach Sagan. — Bete mit mir inbrünstig für die Kirche und für mich."

Dies ist das Letzte, was wir, und zwar aus seinen eignen Worten, von Keppler erfahren. Er kam, von den Mühseligkeiten einer Reise zu Pferde entkräftet, in Regensburg an, wurde mit Kränkungen und mit kalten Zurückweisungen all seiner gerechten Forderungen empfangen, fiel in eine schwere Krankheit und starb still, in der Gegenwart seines Gottes, den er in Wort und Leben treu und kräftig bekannt hatte. Sein Todestag war der 15. November 1630. Des berühmten Tychos Leiche hatte man mit fürstlichen Ehren bestattet, die des ungleich größeren Keppler trug man wie die eines unbeachteten Mannes hinaus und es kostete Mühe, bis der edle Dalberg, Bischoff von Regensburg, das unscheinbare Grabmahl des größesten deutschen Gelehrten mit seiner einfachen lateinischen Inschrift unter dem Schutt der alten Festungswerke auffand, um ihm

ein Denkmal, eines Dalbergs würdig, zu setzen. Kepplers Bildniß spricht neben den andren Bildnissen großer Deutscher, mit denen König Ludwig von Bayern seine Walhalla, in der Nähe von Regensburg geziert hat, zu den Augen der empfänglichen Nachwelt von einem Ruhme, der größer und dauernder ist als die kurze Spanne des Lebens; von einem Lohne der Mühen, der hienieden nicht, wohl aber desto reicher über den Sternen dahingenommen wird.

Kepplers Wittwe kam einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes mit ihren 4 kleinen Kindern nach Tübingen zu dem ältesten Sohne Ludwig, um diesen um die Herausgabe eines Manuscriptes zu bitten, welches fast das einzige Erbtheil war, das ihr geblieben. Ludwig Keppler erfüllte diese Bitte und das nachgelassene Werk: „Ein Traum über die Astronomie des Mondes"*), entspricht durch seinen Inhalt den Aeußerungen, die der Verstorbene darüber an seinen Freund Berneker schrieb: „In meiner Astronomie des Mondes stehen eben so viele Räthsel als Zeilen; Räthsel, welche nur mit Hülfe theils der Sternkunde, theils der Naturlehre, theils der Geschichte aufgelöst werden können. Aber wie Wenige werden sich der Mühe einer solchen Auflösung unterziehen mögen? Man will bei einem solchen Spielwerk die Stirne nicht zum Nachdenken falten, sondern mit aller Bequemlichkeit sich vergnügen, darum gedenke ich die Auflösung dem Texte in Form von Noten gleich beizufügen. Campanella hat von Bewohnern der Sonne geschrieben, warum sollte man Dasselbe nicht auch von Bewohnern des Mondes thun dürfen? Ist das nicht ein artiger Einfall, die cyklopischen

*) J. Kepleri somnium seu opus posthumum de Astronomia lunari, divulgatum a Lud. Keplero, filio, Med. Cand. 1634.

Sitten unsrer Zeit mit lebhaften Farben so zu schildern, als ob es Geschichten und Zustände auf dem Monde, nicht auf der Erde wären? Doch was wird diese Vorsicht nützen? Mußten doch Morus so wie Erasmus, jener über sein Utopien dieser über sein Lob der Narrheit gegen harte Angriffe sich vertheidigen."

Der eben genannte Sohn des Astronomen, Ludwig, wurde später Arzt in Königsberg. Auch dieser hinterließ einen Sohn, welcher unverheirathet starb, so daß mit diesem Enkel Kepplers Name im männlichen Stamme erlosch. Desto kräftiger blühete Kepplers Name, sein dankbares Andenken und die fruchtbare Anregung seines Geistes in jenen Werken seiner Schüler fort, welche bis auf unsre Tage aus dem Stamme seiner großen, männlich kühnen Entdeckungen entsprossen sind.

V.

Kleine Erzählungen.

1.

Die Zeichensprache.

An den lebendigen Wesen, welche auf unsrer Erde wohnen, unterscheiden wir drei Arten von Sprache: eine Sprache des Begehrungsvermögens, eine der Gefühle und eine der Gedanken. Nach der Weise, in welcher die Sprache sich äußert, könnte man sie auch unterscheiden: in eine Sprache der unmittelbaren körperlichen Berührung, dann in eine der Töne und in eine der Worte. Wenn die Insekten einander die Regungen ihres Begehrungsvermögens mittheilen wollen, dann berühren sie sich gegenseitig mit und an ihren Fühlhörnern. Auf diese Weise regt die Bienenkönigin die andren Bienen ihres Stockes zur allgemeinen Thätigkeit, oder im Frühling zum Auswandern (Schwärmen) auf, und die Ameisen wie die Pillenkäfer fordern sich auf dieselbe Weise zum gegenseitigen Beistand und zur Mitwirkung heraus; ja selbst unsre Kühe geben sich den Wunsch, an irgend einer Stelle des Halses oder Rückens gekratzt zu seyn, dadurch kund, daß sie eine andre Kuh an derselben Stelle mit ihrem Horne gelinde reiben, welche dann sogleich sich umwendet und jener dasselbe thut, was sie ihr gethan.

Höher als die Sprache der leiblichen Berührung steht schon die Sprache der Töne, durch welche das Thier die Ge-

fühle der Lust und der Schmerzen, des Zornes und der Furcht, so wie der Liebe ausdrückt. Es ist nicht zu verkennen, daß viele Thiere, namentlich die Hühner unsrer Höfe, in dieser Sprache mit einander conversiren, und sich in derselben ihre Empfindungen mittheilen. Aber noch etwas viel Höheres, als die Regungen des sinnlichen Begehrens und der Gefühle, vermag der Mensch in seiner Sprache der Worte auszudrücken, durch deren Gabe er sich vorzugsweise vom Thiere unterscheidet: die Wortsprache ist die eigentliche Sprache der Gedanken. Derselbe Meister zu helfen, welcher in den Tagen seines Fleisches so manchem Stummen den Mund aufthat, daß er redete, hat auch dem Menschen, mit dem lebendigen Odem, den er ihm einhauchte, zugleich die Gabe zu sprechen ertheilt, und ihm das Wort, das den Gedanken umfaßt, auf seine Zunge gelegt; der Mensch ist ein vernünftig Denkender und darum ein Sprechender; und nur, weil er sprechen kann, ist er auch ein Denkender.

Aber die Gedankensprache ist nicht allein und ausschließend an das hörbare Wort gebunden, sie kann sich auch, wie dies der Verkehr mit geistig fähigen Taubstummen beweist, durch sichtbare Zeichen (als Zeichensprache) kund geben, ja in manchen Fällen sogar durch unmittelbare Berührung oder als Sprache des sinnlichen Gefühles. Denn mit dem taub- und blindgebornen Schottländer James Mitchell konnten andre Menschen nur dadurch sich unterhalten, daß sie ihn anrührten und auf seinen Gefühlssinn einwirkten, und dennoch — dieß sey hier beiläufig gesagt — empfand dieser Taubblinde das unabweisbare Bedürfniß nach einer Gedankensprache, und wußte dieses Bedürfniß zu befriedigen, indem er sich eine Zeichensprache erfand, in welcher er, wie Taubstumme zu thun pflegen, andren sehenden Menschen Mittheilungen machte,

ja selbst kleine Geschichtchen erzählte. Denn obgleich er weder sahe noch hörte, war er doch wie andre Menschen ein denkendes, mit Vernunft begabtes Wesen und so nothwendig als der einathmenden Lunge der Hauch des Ausathmens, ist dem Denken des Menschen eine Sprache der Gedanken. Aber bei dem Allen bleibt es doch entschiedene Wahrheit, daß der eigentliche naturgemäße Ausdruck für den Gedanken das Wort, sey es nun das hörbar gesprochene, oder das in Schriftzeichen eingekleidete, ist, nicht aber die Sprache der Geberden, der Töne, oder der Berührung. Wie weit man in gewissen Fällen mit der Geberdensprache kommen oder nicht kommen könne, mag die nachstehende Geschichte beweisen.

An den Hof Jacobs I, Königes von England, kam einstmals ein Gesandter aus Spanien. Es war ein hochstudirter Mann, der in mehreren alten wie neuen Sprachen sich gut und fertig auszudrücken wußte. Aber dieses genügte ihm nicht; seit vielen Jahren hatte er sich damit abgemüht, eine Zeichensprache auszudenken und zu erfinden, in der man sich wechselsweise seine Gedanken, auch die tiefsten oder höchsten, kund geben und mittheilen könnte.

Das wäre nun freilich eine schöne Sache. Man brauchte weder Französisch, noch Englisch, noch sonst eine Sprache zu lernen; der deutsche Philosoph könnte, ohne ein Wort von der Landessprache zu verstehen, sein System den Spaniern wie den Portugiesen, ja selbst den Türken, lediglich durch ein Spiel der Finger oder der Geberden vortragen.

So fein und kunstreich aber auch der Gesandte seine Zeichensprache sich ausgedacht hatte, war es ihm dennoch bis dahin noch niemals gelungen, Jemand zu finden, der in dieser neuen Sprache ihn vollkommen verstanden, noch weniger aber einen Solchen, der ihm darinnen geantwortet hätte. Desto lebhafter mußte deshalb seine Freude seyn, da

er endlich einen Mann auffand, welcher auf bewundernswerthe Weise beides vermochte. Die Bekanntschaft mit diesem großen Geiste machte er auf ganz besondre Art. Als er nämlich eines Tages am Hofe des Königes Jacob war, brachte er die Rede auf seinen Lieblingsgegenstand, auf die von ihm erfundene Zeichensprache, und fragte zugleich Se. Majestät, ob wohl in Ihrem Lande, das so reich an großen Gelehrten, ein solcher zu finden sey, der sich mit jenem hochwichtigen Gegenstande, mit der Zeichensprache, beschäftigt habe? Der König, welcher selber ein Freund der Gelehrsamkeit und auf den wissenschaftlichen Ruf seines Landes sehr eifersüchtig war, antwortete, ohne sich viel zu bedenken, mit Ja! — „Und wo", so fragte der Gesandte weiter, „lebt dieser mir so schätzenswerthe Mann?" — „In Aberdeen", antwortete der König, indem er hierbei an einen damaligen Gelehrten in der genannten Universitätsstadt dachte, der wegen seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse sehr berühmt war. — „Diesen Mann muß ich sehen und kennen lernen", rief der Gesandte freudig aus; „ich erbitte mir von Ew. Majestät Urlaub zu der Reise und ein königliches Begleitungsschreiben"

König Jacob konnte zu dem Wunsche des Gesandten nicht Nein sagen, wiewohl er einsahe, daß er mit seinen Behauptungen etwas zu rasch gewesen sey. Der große Gelehrte in Aberdeen, den er gemeint hatte, mochte wohl vieler Sprachen Meister seyn, aber verstand er sich deshalb auch auf die Zeichensprache? Indeß, das königliche Wort war einmal gesprochen; in Aberdeen lebten so viele gelehrte und kluge Männer, von diesen durfte man wohl erwarten, daß sie das Zutrauen, welches der Monarch in ihre Gelehrsamkeit setzte und gegen einen Fremden im Voraus ausgesprochen hatte, rechtfertigen, und dem Rufe ihrer Universität Ehre

machen würden. Noch ehe deshalb der Gesandte von London abgereist war, lief ein königliches Schreiben an den Rector und an den Senat der Universität Aberdeen ihm voraus, welches die Willensmeinung Sr. Majestät aussprach: daß man dem spanischen Gesandten, Don Alvarez de Vegas es zeigen möge, daß auch in den Landen Sr. Majestät, daß namentlich an der berühmten Universität Aberdeen ein Mann lebe, welcher von der allerdings höchst wichtigen, einflußreichen Sprache der Zeichen die pflichtmäßige Kunde habe.

Seine Magnificenz, der Rector der Universität, erhielt das königliche Schreiben; er ließ alle Herren Senatoren zusammenrufen, und erklärte ihnen die Willensmeinung Sr. Majestät; sie horchten und fragten; von der griechischen und hebräischen Sprache wußten sie zwar gut Bescheid, von der Zeichensprache hatten sie aber noch niemals etwas vernommen. Man beschloß, ausweichend und abwehrend zu Werke zu gehen.

Der Gesandte kam an; er überreichte dem Rector sein königliches Begleitungsschreiben, und fragte sogleich nach dem Professor der Zeichensprache. Seine Majestät hatten einen solchen in Aussicht gestellt, man konnte da nicht sagen, es ist keiner vorhanden; der Rector äußerte sein Bedauern, daß jener Gelehrte abwesend sey. — „Wo ist“, so fragte der Gesandte, „der merkwürdige Mann? Ich werde ihm sogleich nachreisen.“ — „Leider“, so antwortete ihm der Rector, „führt dieser Gelehrte für uns Alle ein sehr verborgenes Leben. Keiner von uns weiß, wo er sich jetzt aufhält, ob auf unsrer Insel oder auf dem Festland.“ — „Nun wohl“, sagte der Gesandte, „jener mir so werthe Mann ist ein Unterthan Sr. Majestät des Königes Jacob. Dieser Monarch weiß in seinem Lande Ordnung zu halten. Ihr Pro-

fessor der Zeichensprache wird nicht zu lang den Pflichten seines Amtes sich entziehen. Sollte er aber auch Monate, ja ein Jahr lang ausbleiben, ich werde ihn erwarten; denn an seiner Bekanntschaft ist mir Alles gelegen."

Der Gesandte entfernte sich und der Rector war jetzt in keiner geringen Verlegenheit. Er ließ dieß Mal nicht nur die alten Herren Senatoren, sondern auch die jungen Professoren der verschiedenen geistlichen und weltlichen Facultäten zusammenrufen; denn, so dachte er, vielleicht ist unter dem jungen Nachwuchs Einer, der von der Zeichensprache etwas gehört hat und versteht. Vor allen Versammelten sprach er sich nochmals über die Willensmeinung Sr. Majestät, und zugleich über die Hartnäckigkeit des spanischen Gesandten aus, der nicht wanken noch weichen wollte, bis er den von Sr. Majestät ihm verheißenen Professor der Zeichensprache gesehen und gesprochen habe. Die alten Herren wurden zuerst gefragt; sie wußten weder Rath noch That. Als aber die Frage zu den jungen kam, da trat einer der Juristen, der Rothmäntel, auf, und sagte: ihm erschiene allerdings der Wunsch Sr. Excellenz, des spanischen Gesandten Don Alvarez de Vegas, etwas komisch, wo nicht gar närrisch und einem solchen komischen Appetit müsse man auch eine Speise von derselben Art entgegenstellen. Nun lebe bekanntlich in Aberdeen ein Mann von ganz besonders komischer und närrischer Art: das sey der einäugige Metzgermeister Jack Nilson; ein Mensch, der in allen Lagen, man möge ihn nach oben oder nach unten drehen, seine Fassung behalte, und noch Keinem eine Antwort schuldig geblieben sey. Diesen solle man Sr. Excellenz, dem spanischen Gesandten, in der Würde eines Professors der Zeichensprache vorstellen, und er zweifle nicht, daß der einäugige Aberdeener Bürger

dem zweiäugigen Spanier, selbst in jener unbekannten Wissenschaft zufrieden stellen werde.

Man fragte die versammelten Herren um ihre Meinung wegen dieses Vorschlages. Die Meisten hatten keine Meinung. Als aber etliche der angesehenen Alten, die sich auf Ernst wie auf Scherz verstunden, ihre Zustimmung gaben, da beschloß man, auf die Sache einzugehen. Jack Nilson, der einäugige Metzger, wurde gerufen; er ließ sich alsbald bereit finden, die Rolle eines Professors der Zeichensprache zu übernehmen. Sr. Excellenz, dem spanischen Gesandten, wurde berichtet, daß der von Ihnen erwartete Gelehrte nun vorhanden, und morgen, um 11 Uhr Vormittags bereit sey, Ihnen den Beweis seiner Leistungen im Gebiet der Zeichensprache zu geben.

Dem Jack Nilson zog man zur bestimmten Zeit den Ornat eines Professors an. Der scharlachrothe Mantel nahm sich auf seinen breiten Schultern vortrefflich aus; unter der großen Lockenperücke blickte sein einiges Auge schalkhaft und klug hervor. Er saß auf dem mit Sammet beschlagenen Stuhle im großen Saale des Universitätsgebäudes und erwartete getrost seinen Gegenmann. Der Gesandte trat ein, Jack stund auf; Jener begrüßte ihn mit einer Verbeugung und mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen; Jack that ganz dasselbe nach.

Das Gespräch der Zeichen begann. Der Spanier hub feierlich einen Finger, ausgestreckt empor; Jack, minder feierlich, ja fast eifrig, streckte zwei Finger in die Höhe. Der Gesandte schien ihn überbieten zu wollen, er erhub drei Finger. Jack schaute ihn scharf an und streckte die geballte Faust gegen ihn aus. Der Spanier schien wie von Staunen ergriffen. Er nickte, Beifall winkend mit dem Kopfe, brachte aber dann aus seiner Tasche eine Orange hervor,

welche er mit der Linken emporhielt, und daran mit dem Zeigefinger der rechten Hand von oben nach unten, von der Rechten zur Linken herumzirkelte. Jack, nachdem seine Hand mit Mühe den Weg unter dem Scharlachmantel bis zur Westentasche gefunden hatte, zog aus dieser ein Stücklein Haferbrod, — die Alltagskost des schottischen Volkes — heraus und hielt es mit triumphirender Miene hoch empor. Der Spanier schien den Triumph, welcher in dieser Miene lag, zu verstehen und ihn vollkommen zu billigen; er hatte hier seinen Meister und Sieger gefunden. In mehreren Geberden suchte er seine Bewundrung und Ehrfurcht gegen den großen Kenner der Zeichensprache auszudrücken; Jack machte alle diese Bewegungen in noch stärkerer, auffallenderer Weise nach; der Gesandte trat ab.

Er kam hinab in das Senatszimmer der Universität, wo der Rector und ein Theil der Professoren in banger Erwartung des Ausganges des stummen Zwiegespräches versammelt waren. „Meine Herren", so redete er die Väter der Universität an, „ich kann nicht Worte finden, um Ihnen meinen Dank und zugleich meine tiefeste Bewundrung gegen den großen gelehrten Mann auszusprechen, dessen Bekanntschaft ich so eben gemacht habe. Dieser Professor der Zeichensprache ist nicht bloß eine Zierde Ihrer Universität, sondern Ihres Vaterlandes, ja des gesammten Gelehrtenstandes der gebildeten Welt. Ueber die tiefsinnigsten Gegenstände sprach ich mit ihm, und er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete mir treffend, und mit überaus kräftigem, sichren Ausdruck der Zeichensprache.

Der Rector faßte sich jetzt Muth; er fragte Sr. Excellenz um den Inhalt ihres Gespräches.

„Ich begrüßte", so erzählte der Gesandte, „den Herrn Professor Nilson und gab mich ihm als Christ zu erkennen;

er that dasselbe gegen mich. Darauf sprach ich zu ihm in der Zeichensprache: Es ist nur Ein Gott. — Ja, antwortete er mir, aber dieser Gott hat sich uns geoffenbart in seinem Sohne. — Es sind drei Personen in der Gottheit, sprach ich weiter. — Ja, so antwortete der bewundernswürdige Mann, aber diese Drei sind Einer. — Hierauf unterhielt ich mich mit ihm über die Schönheit und Fülle, sowie über die harmonische Ordnung unsrer sichtbaren Welt; er aber antwortete mir: was ist alle diese Schönheit und Pracht im Vergleich mit dem Brod des Lebens, welches aus der Höhe, von oben kommt. Selbst beim Abschied gab mir der treffliche Mann noch einen rührenden Beweis seiner Bescheidenheit. Ich sprach gegen ihn meinen Dank, meine Hochachtung aus; er that gegen mich das Gleiche in einer noch demüthigeren, hochachtungsvolleren Weise."

Der Gesandte hatte sich empfohlen; da trat auch Jack Nilson, der indeß Perücke und Mantel wieder abgelegt hatte, in seiner gewöhnlichen Hauskleidung herein. „Nun Jack", so redete ihn der Rector an, „der fremde Herr war sehr mit dir zufrieden; warst du es auch mit ihm?" — „Das könnte ich eben nicht sagen", erwiderte Jack mit etwas ärgerlichem Gesichte, „wenn mir der Grobian auf offner Straße denselben Schimpf angethan hätte, er sollte meine Faust auf seiner Perücke gespürt haben; so aber genirte ich mich doch wegen des Scharlachmantels, den ihr mir umgehängt hattet." — „Ei", so fragte der Rector weiter, „was hat dir denn der Herr zu Leide gethan?" — „Ja denkt nur", so fuhr Jack in seiner Erzählung fort, „kaum hat er mich gesehen, da hält er einen Finger hin, um mir zu verstehen zu geben, daß ich nur Ein Auge habe. Ich hielt ihm zwei Finger hin, um ihm damit zu sagen, daß ich mit meinem Einen Auge eben so viel sehe, als er mit seinen zweien.

Er aber konnte das Necken doch noch nicht lassen, er reckte mir drei Finger hin, um mir zu sagen, daß wir beide nur drei Augen mit einander haben. Da riß mir die Geduld; ich machte ihm eine Faust, und das dürre Männlein hatte Respect. Darauf zeigte er mir, warscheinlich um sich mit seinem Spanien gegen unser Schottland groß zu machen, so einen gelben Apfel, wie sie bei ihm zu Lande wachsen, ich aber war nicht faul, ich hielt ein Stück von unsrem Schwarzbrod hin, um ihm damit zu sagen, daß mir diese Kost weit über seinen gelben Apfel gehe. Zuletzt hat er noch allerhand Faxen gemacht, da konnte ich mich nicht enthalten, ich habe ihm nachgeäfft und ihm gezeigt, wie närrisch solche Geberden sich ausnehmen."

So hatten der Don Alvarez de Vegas und der einäugige Metzger Jack Nilson beide einerlei Sprache der Zeichen gesprochen und jeder von beiden hatte etwas Anders darunter verstanden:

Das was du als weiß erkannt;
Wird von Andern schwarz genannt.

2.

Stilles Dulden.

Was der Ruß sey, und daß, wer ihn anrührt, davon schwarz werde, das wissen die geehrten Leser wohl, nicht allen aber mag es bekannt seyn, daß es in der Stadt Nürnberg einen eigenen, sehr achtenswerthen Stand giebt, welcher von Alters her den Namen der Rußigen führte. Dieses sind die Rothschmiede, deren gute, und verhältnißmäßig sehr wohlfeile Messingwaaren noch jetzt von der gewerbthätigen Stadt aus weit über Land und Meer versendet werden.

Auf diesen Zweig seiner Betriebsamkeit darf sich Nürnberg etwas zu Gute thun, denn namentlich in der Messingfabrication ist es, so viel man weiß, allen andren europäischen Städten und Ländern der neueren Zeit weit vorangegangen. Schon im J. 1403 gab es in Nürnberg eine Zunft der Messinggewichtmacher und bald nachher erfand eben daselbst ein gewisser Meister Rudolph die Kunst des Drahtziehens, deren einfaches Verfahren er so eifersüchtig geheim hielt, daß er im Zorn fast seinen eignen Sohn umgebracht hätte, als dieser bei einem fröhlichen Schmauße das Geheimniß ausgeschwatzt hatte. Während in England die erste Messingfabrik im J. 1702 bei Bristol angelegt und durch Arbeiter aus Holland bedient wurde; während Oesterreich seine erste bedeutende Fabrik dieser Art unter Maria Theresia erhielt, welche zum Betrieb derselben Rothschmiede aus Nürnberg berief, zählte die zuletzt genannte Stadt schon im J. 1560 ein und zwanzig solche Mühlräder, durch welche die Rothschmiede ihre Messingwaaren dreheten, indem zugleich in den sogenannten Messingbrennereien der Stadt die berühmten Gußwaaren, wie Mörser, Leuchter, Zirkel, Hahne, in den Messinghämmern die geschlagenen Waaren, wie Wageschaalen, Rausch- oder Flattergold, Messingfolie und dergleichen mehr gefertigt wurden.

Die Rothschmiede, oder wie man sie gemeinhin nannte, die Rußigen der Stadt Nürnberg, waren von jeher ein gar besondrer Schlag von Leuten, ehrsam und wehrsam, aber meist nicht sehr gelehrsam; sie hatten ihre Mucken und Sitten, gute wie schlimme, von denen sie nicht leicht abzubringen waren, hielten dabei auch gar viel auf die Ehren und Rechte ihres Standes, so wie auf die Art des Betriebes ihres Handwerkes, welche sie von ihren Vätern angenommen hatten, und ließen sich nicht leicht eine andre Art

einreden. Sie haben ihrer Vaterstadt in mannigfachen Bedrängnissen große und wichtige Dienste geleistet, vor allen in Feuersgefahren. Bei solchen Gelegenheiten erwies sich die Entschlossenheit und der geübte Arm dieser Leute so hülfreich, daß man später die städtische Löschanstalt ihnen ganz übergab, deren trefflicher Anordnung es zu verdanken ist, daß in Nürnberg so manches enge Gäßchen mit seinen uralten holzreichen Häusern sich bis auf unsre Tage, unversehrt durch die öfters drohenden Flammen, erhalten hat. Es ist eine wahre Lust, den Leuten dieser Klasse bei ihrer Arbeit zuzusehen, wie schnell und geschickt ihnen diese aus der Hand geht. Nur dadurch ist es auch möglich, daß sie so viel und darum so wohlfeil arbeiten können; denn z. B. eine messingene Waage muß zehnmal durch die Hand gehen, ehe sie ganz fertig wird, und dennoch verkauft man eine Lothwaage um 2½ Kreuzer.

Vor Zeiten, als die Nürnberger Fabriken noch weit und breit fast die einzigen waren, da hatten die Nürnberger Rothschmiede freilich einen reichlichen Broderwerb. Viele von ihnen, so erzählt man, pflegten damals ihre Tage in Gewerkthätigkeit und den Genuß einer philosophischen Ruhe zu theilen. Denn wenn sie durch die Arbeit mehrerer Wochentage so viel gewonnen hatten, daß sie und die Ihrigen eine ganze Woche davon leben konnten, dann brachten sie die übrigen Tage der Woche entweder in den öffentlichen Bildungsanstalten der Bierhäuser zu oder sie saßen und stunden, in ihre Schafpelze gekleidet, müßig vor der Hausthüre und tranken da ihr Bier in großer Gemüthsruhe. Gewöhnlich wurden auch die täglichen Feierstunden zum Besuch jener öffentlichen Bildungsanstalten benutzt:

Da der Krug den Vortrag hält,
Der den Hörern wohlgefällt.

Zu solchen Leuten gehörte auch der Mann, von welchem wir hier erzählen wollen.

Ein Rußiger in Nürnberg, bei welchem der Durst größer war als der Verstand, pflegte jeden Abend so viel Bier zu trinken, daß der Geist dieses Getränkes mit seinem Verstand davon lief, und daß er, wenn es zehn Uhr war, fast jedesmal mit einem Rausch nach Hause taumelte. Seine Frau, nachdem sie die Erfahrung gemacht hatte, daß mit ihrem Eheherrn in solchem Zustande nicht gut zu verhandeln sey, sagte kein Wort, weder Gutes noch Böses dazu; der Mann legte sich, hochbeschwert wie er war, still zu Bette. Eines Tages feierte eine Jungfer Base ihre Hochzeit; der Rußige und seine Frau waren beim Abendschmause. Der Tischnachbar zur Linken wie der zur Rechten trinken der guten Frau fleißig zu; sie läßt sich zuerst ein Glas Wein, dann etliche Gläser Bier einnöthigen. Es war zum ersten Mal in ihrem Leben, daß sie so viel Getränke dieser Art zu sich genommen. Das Abendessen ist vorbei, sie geht nach Hause, weiß selber nicht wie? ihr Mann führt sie; der Mond am Himmel, wie jeder Baum auf der Schütt*) erscheint ihr doppelt. Sie kann kaum dem Nachbar eine gute Nacht sagen; zu Hause setzt sie sich auf die hölzerne Kiste vor dem Bette und sagt einmal über das andre mit gar kläglicher Stimme: „ach wie ist mir so miserabel". Da kann sich zuletzt ihr Mann, der stille Dulder, nicht mehr halten. „Siehst du, Liese", so sagt er mit Würde und feierlichem Tone, „so wie dir heute, ist mirs jeden Abend zu Muthe, und niemals lasse ich meine Klage laut werden, sondern ich trage mein Loos mit stiller Geduld. Sage selbst,

*) Eine Insel in der Pegnitz, wo die meisten Rothgießer ihre Werkstätten und ihre Wohnungen haben.

Liese, ist das nicht so etwas, wovon neulich der Herr Pfarrer auf der Kanzel geredet, nämlich eine wahre „Seelengröße?“

Rühm des weißen Teints dich nicht,
Bist gar rußig im Gesicht;
Prahl nicht mit der Seelengröße,
Giebst damit nur große Blöße.

Ende des ersten Bandes.

Schubert, Gotthilf Heinrich <<von>>,

Biographieen und Erzählungen

Bd.: 1

Erlangen (1847)

P.o.germ. 1347 od-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119865-2